

Jürgen Schröder

Gottfried Benn

Poesie und Sozialisation

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Schröder, Jürgen

Gottfried Benn: Poesie und Sozialisation.

1. Aufl. - Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz:

Kohlhammer, 1978.

(Sprache und Literatur; Bd. 103)

Inhalt

Polemische Vorwort zur zweiten, digitalen Ausgabe	4
Vorwort	12
I. Poesie und Sozialisation	15
1. <i>Einführung</i>	15
2. <i>Die frühe Konstellation</i>	17
3. <i>Der Rückzug auf das »Unangreifbarste«</i>	22
4. <i>Der Paria-Prometheus. »Heinrich Mann. Ein Untergang«</i>	36
5. <i>»Der junge Hebbel«. Die Sozio- und Psychogenese des Künstlers</i>	46
6. <i>»Biographische Gedichte«. Die innere Emigration der Kunst</i>	59
7. <i>Der Graf von Finckenstein</i>	79
II. Die Resozialisierung des Außenseiters. Benns Weg in das Jahr 1933	81
1. <i>Benn und die Weimarer Republik</i>	81
2. <i>»Kunst und Staat«</i>	83
3. <i>Zwei literaturpolitische Affären</i>	85
4. <i>Genie und Gesellschaft. Das Essay-Jahr 1930</i>	89
5. <i>Kunst und Politik. Benns Wendung zum »Geist«</i>	96
6. <i>Heimkehr in die Welt der Väter. Benns Krisenbeitrag an das Jahr 1932</i>	102
7. <i>Der »konstruktive Geist« und der »Mythos vom Norden«</i>	115
III. »Der soziologische Nenner . . . «	
Benn und die »Konservative Revolution«	125
1. <i>Der Georg-Büchner-Preis (1951)</i>	125
2. <i>Äußere Verbindungen zur »Konservativen Revolution«</i>	129
3. <i>Benn und der »Geist« der »Konservativen Revolution«</i>	131
4. <i>Oswald Spengler - Hans Zehrer - Edgar J. Jung</i>	134
5. <i>Das geistespolitische Umfeld</i>	138
6. <i>Gottfried Benn und der politische »Dezisionismus« Carl Schmitts</i>	141
7. <i>Gottfried Benn und Julius Evola</i>	148
8. <i>Das Frühjahr 1933. Benn als geschichtlich handelnde Figur</i>	154
9. <i>Tendenzen der »Gegensteuerung« in den Schriften der Jahre 1933/34</i>	159
10. <i>Der literaturgeschichtliche »Nenner« Gottfried Benns</i>	160
IV. Anmerkungen	167
V. Literaturverzeichnis	197
VI. Namenregister	205

Der soziologische Nenner,
der hinter Jahrtausenden schlief,
heißt: ein paar große Männer
und die litten tief.

G. B. (III, 182)

Polemischer Vorwort zur zweiten, digitalen Ausgabe

Als dieses Buch 1978 erschienen war und Ilse Benn es zur Kenntnis genommen hatte, sagte sie seufzend: daran wird sich nun wohl die nächsten zwanzig bis dreißig Jahre die Benn-Forschung orientieren. »Leider« hat sie damals nicht gesagt, denn sie war eine sehr höfliche und taktvolle Frau. Stattdessen sagte sie dann und wann, mit Blick auf Edgar Lohner, Friedrich Wilhelm Wodtke und Reinhart Alter, dass Benn-Forscher auffällig früh stürben. Harald Steinhagen und ich arbeiteten zu dieser Zeit anlässlich der Herausgabe und Kommentierung der Oelze-Briefe freundschaftlich mit ihr zusammen. Ihr Wohnort Wolfslugen lag nur eine halbe Autostunde von Tübingen entfernt.

Mit der ersten Prognose hat sie annähernd recht behalten. Karl Krolow (Stuttgarter Zeitung v. 16.11.78), Michael Hamburger (Times Literary Supplement v. 3.10.80) und Uwe Schweikert (Frankfurter Rundschau v. 18.10.80) nahmen das Buch wohlwollend auf und auch die folgenden literaturwissenschaftlichen Rezensionen wichen kaum von diesem Tenor ab. Obwohl es nun schon seit Jahrzehnten vergriffen ist, blieb es bis heute im Blutkreislauf der Forschung.

Die nachhaltigste Bestätigung der offenbar unwiderstehlichen Wirkung meines ersten Benn-Buches wurde mir aber erst in diesem Jahr zuteil, als ich mitten in seiner Überarbeitung steckte, um es, auf Vorschlag unserer Universitätsbibliothek ›ins Netz‹ zu stellen und so endlich wieder (›weltweit‹!) verfügbar zu machen.

Diese Würdigung stammt von meinem alten Freiburger Kollegen Joachim Dyck, dem Vorsitzenden der Gottfried Benn-Gesellschaft und Herausgeber des Benn-Forums, also dem Präzeptor der gegenwärtigen Benn-Forschung, und sie ist der Anmerkung 21 seiner gerade erschienenen »Einführung in Leben und Werk« Gottfried Benns (Berlin/New York 2009) anvertraut. Sie lautet: »Besonders verheerend hat die Einschätzung von Jürgen Schröder (Gottfried Benn, Poesie und Sozialisation, Stuttgart 1978) gewirkt, der im Sinne der neomarxistischen, sozialpsychologischen Erklärungsmuster der Studentenbewegung vom Kind Benn sagt: ›Die extreme soziale und politische Spannung ging mitten durch das Pfarrhaus, noch mehr aber durch den jungen Benn.‹ (S. 19)« Denn auch heute »wird das Urteil noch genauso unkritisch von Wolfgang Emmerich, Gottfried Benn, Reinbek 2006, S. 15 [...] wiederholt.« (Einführung, S. 165f.)

Kann einem literaturwissenschaftlichen Buch, einem kleinen Stückchen Sekundärliteratur etwas Besseres widerfahren, als dass eine seiner zentralen Thesen wie ein Taifun, also ungeheuer, flächendeckend und unwiderstehlich gewirkt hat und wirkt?

Weitaus weniger erfreulich hört sich dieses Urteil freilich für die »Verheerten« an. Denn wo anders kann die »Verheerung« angerichtet worden sein, als in den Köpfen und Schriften einer langen Reihe von Benn-Forschern, seit den achtziger Jahren bis heute, bis hin zu einem Wolfgang Emmerich. Sollten sie fast alle meiner fatalen These blindlings zum Opfer gefallen sein?

Hier kann ich nur für mich selbst antworten. Und da muss ich nun gestehen, bei allem Respekt vor dem Herrn Vorsitzenden: als ich mein Buch nach langer Zeit kürzlich wieder las, habe ich mich nochmals und speziell von seinem ersten Kapitel (»Poesie und Sozialisation«) gründlich verheeren lassen. Ja, ich kann mir nicht helfen: dieses Kapitel entwickelt seine These so behutsam, so Schritt für Schritt, mit so vielen Belegen, Gründen und Argumenten aus der gesamten Lebens- und Werkgeschichte Benns, dass ich ihr nochmals verfallen bin. Sie überzeugt mich auch heute noch – insoweit eine literaturwissenschaftliche These überhaupt überzeugen kann.

Das kann man von der dürftigen und rein spekulativen Gegenthese, die Joachim Dyck an ihre Stelle rücken möchte (S. 6-9), leider nicht behaupten. Sie beruft sich auf das »Drama des begabten Kindes« (Alice Miller), auf eine missglückte Familien-Sozialisation: »Nicht die Klassenunterschiede bedrängen das Kind, sondern die mangelnde Anerkennung seiner kindlichen Bedürfnisse und das Schweigen auf seine diesbezüglichen Fragen [welche denn?] nehmen seine aufgeweckte und verletzte Seele in Anspruch.« (S. 6) Um diese kalte, gefühlsarme Familienatmosphäre zu belegen, wird sogar, gegen die wörtlichen Zeugnisse Benns, sein liebevolles Mutterverhältnis (angeblich ein »Klischee« der »Sekundärliteratur«, S. 8 u. 166) geleugnet. Denn erst dann »versteht man leichter, daß sie ihrem Sohn auf eine grundlegende Art [?] nicht zur Verfügung stand, und daß das seelische Klima der ländlich-pfarrhäuslichen Kindheit für den kleinen Gottfried nicht förderlich genug war.« (S. 8)

Nun gut – es gibt zwar kaum Zeugnisse für diese familiären Defizite, aber verstärken sie nicht meine These einer prekären Sozialisation zwischen den extremen sozialen Klassen ohne eine bürgerliche Mitte? Beides wäre durchaus vereinbar. Dyck zitiert sogar die verräterische »Phimose«-Passage, an die meine These eines dichterischen Rückzugs auf das »Unangreifbarste« anknüpft, bricht das Zitat aber just an der Stelle ab, wo es sozial wird und um die höheren, beneideten Gesellschaftsschichten geht, und er hütet sich, die entscheidende Zuspitzung zu zitieren: »Demgegenüber: man: angewiesen sich auf das Unangreifbarste zurückzuziehen, Lächerlichkeiten oder Verzicht. « (Poesie und Sozialisation, S. 21ff.)

Er nimmt es überhaupt nicht so genau mit den Sätzen, den Argumenten und dem Argumentieren. Mein gesamtes zweites Kapitel ist der »Resozialisierung des Außenseiters« zwischen den Jahren 1927/28 und 1932 gewidmet. Sein letzter Abschnitt beginnt mit dem Satz: »Das Jahr 1932 brachte mit der Aufnahme in die Preußische Akademie der Künste, die er 1927 noch verunglimpft hatte (I, 45), den äußeren Höhepunkt und Abschluß der Resozialisierung des Künstlers Benn. « (S. 112, jetzt S. 102) Und was lässt mich der Herr Vorsitzende behaupten? Die »frühe und extreme Sozialkonstellation« [...] habe ihn sogar für eine Resozialisierung im Nationalsozialismus empfindlich gemacht.« (Einführung, S. 6). Er beruft sich, um diesen Unsinn zu belegen, auf die Seite 135, jetzt Seite 122 meines Buches. Aber was ist dort und schon am Anfang (S. 10, jetzt S. 13) zu lesen? »Benns Resozialisierungsprozeß endete mit innerer Folgerichtigkeit in seinem kulturpolitischen Appell zu einer poetischen Wiederherstellung der verlorenen Ordo- und Adelswelt, deren Ausläufer er in seiner Selliner Kindheit

noch erlebt hatte.« Dieser Appell erfolgte bekanntlich in dem Goethe- und dem Nihilismus-Essay des Jahres 1932! Obwohl mein gesamtes Buch auch deshalb geschrieben wurde, um Benn von dem unsinnigen Vorwurf, in den Jahren 1933/34 ein »Nazi« gewesen zu sein, zu befreien, werde ich in den Dunstkreis dieses Vorwurfs gerückt.

Es gibt noch weitere symptomatische ›Versehen‹ und innere Widersprüche in beiden Benn-Büchern Joachim Dycks (die Biographie »Der Zeitzeuge. Gottfried Benn 1929-1949« ist drei Jahre zuvor, 2006, erschienen), aus denen er bei allem Lavieren nicht heil herauskommt. Sie dienen ausnahmslos dem fragwürdigen Versuch, den Anwalt und Apologeten Benns gegen die angeblichen Unterstellungen, Irrtümer und ›Klischees‹ der »Germanistik«, der »Literaturwissenschaft«, der »Sekundärliteratur« zu spielen, vor allem gegen ihre Beurteilungen der Jahre 1933/34 bis hin zu dem angeblichen »Klischee von Benns politischer Schuld« (Zeitzeuge, S. 390, Einführung, S. 147) – so als stünde der Herr Vorsitzende mit seinen pauschalen Verdikten, viele offene Türen einrennend, außer- und oberhalb dieser Wissenschaft und ihrer Veröffentlichungen.

So muss Benns bekannte Prägung von der Reichswehr als »die aristokratische Form der Emigrierung« von dem Ruch des Elitären und der Spitze gegen die gewöhnlichen Emigranten befreit werden. Das geht so. »Aber Benn hatte einen anderen Zusammenhang im Sinn: Die aristokratische, das heißt die in der Armee isolierte, die schweigende, die mönchische Form. «, unter Berufung auf einen Brief an Paul Hindemith, in dem es um die Existenz als »Offizier« geht. (Einführung, 105) Und was hatte er im Sinn, als er im Essay »Zum Thema Geschichte« schrieb: »Die deutsche Armee war bis 1938 innerhalb des Nazideutschlands die letzte Elite und der letzte Kern von Fond. Der Eintritt in die Armee war, wie ich damals sagte, die aristokratische Form der Emigration. «? Die beiden Sätze werden in der Biographie zitiert, bleiben aber unbeachtet. (Zeitzeuge, S. 244)

Noch bedenklicher ist die Tendenz, den Spieß zwischen Benn und den »literarischen Emigranten« einfach umzukehren und aus den Opfern Täter, aus dem Täter ein Opfer zu machen. Da geht es zum einen um den Rücktritt Heinrich Manns aus der Akademie. Zunächst wird er gerügt, weil er sich nach Benns umstrittener Geburtstagsrede nur mit einem privaten Brief, nicht öffentlich hinter ihn gestellt habe. (Einführung, S. 73, Zeitzeuge, S. 46f.) Aber wie konnte er sein grotesk reduziertes, den gegenwärtigen, lebendigen und vor allem den politischen Schriftsteller unterschlagendes Bild, das Benn von ihm gezeichnet hatte, öffentlich gutheißen? (Vgl. Poesie und Sozialisation, S. 174f., jetzt S. 158)

Auf solche Überlegungen lässt sich der Weißwäscher Dyck gar nicht erst ein. Es folgt der Tadel, dass Mann die Akademie kampflös, ohne Widerstand verlassen habe – so als ob dieses »Wappentier« der Republik nicht schon seit dem 31. Januar 1933 akut gefährdet war. »Natürlich kann man das Verhalten der Abteilung kritisieren. Wichtiger ist jedoch, dass Heinrich Mann das Feld freiwillig geräumt hatte. Er hätte dem Wunsch Ricarda Huchs nachkommen und durch seinen Widerstand Klarheit schaffen können. Andererseits wissen wir heute, dass eine Auflehnung nichts genützt hätte. « (Zeitzeuge, 82) Sie hätte nicht nur nichts genützt, sie hätte wahrscheinlich zur schnellen Verhaftung Manns und zu einer noch rabiateren ›Reform‹ der Abteilung geführt. Nur vier Tage später, am

19.2.1933, erhielt Heinrich Mann eine dringende Warnung und am 21.2. verließ er heimlich Deutschland. Völlig grundlos, wie Joachim Dyck weiß: »Benn wandte sich [mit seiner »Antwort an die literarischen Emigranten«] ja gerade nicht an alle Emigranten, sondern nur an diejenigen Schriftsteller unter ihnen, die aus oppositioneller ›Gesinnung‹ flüchteten und für die keine Gefahr an Leib und Leben vorlag.« (Zeitzeuge, S. 129) Wirklich keine Gefahr?

Ähnlich naiv und geschichtsblind stellt sich Dyck, wo es um die jüdischen Mitglieder der Abteilung geht. Dem schon geflohenen Döblin wird ebenfalls mangelnder Protest und kampflöser Rückzug angekreidet: »Mit diesem vorweggenommenen Einverständnis und der Hinnahme des nationalsozialistischen Antisemitismus wurde dem gewünschten Prozeß der ›Selbstreinigung‹ der beste Vorschub geleistet, denn judenfeindliche Überlegungen waren bisher noch gar nicht ins Spiel gekommen. Ein eindeutiges ›Ja‹ [zu der geforderten Loyalitätserklärung der Abteilung] hätte den Kultusminister in Zugzwang gebracht, der zu diesem Zeitpunkt gegen die jüdischen Mitglieder noch keinerlei Handhabe hatte.« (Zeitzeuge, S. 92)

Man reibt sich die Augen. Als ob es erst des April- »Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« bedurft hätte, um »judenfeindliche Überlegungen« ins Spiel zu bringen, als ob ein Nazi-Kultusminister Rust vorher keine »Handhabe« gefunden hätte. Noch naiver und blinder klingt der Satz: »Benn kannte kein ›Judenproblem‹.« (Zeitzeuge, S. 93) Alle Welt um ihn herum kannte es im Frühjahr 1933 und schon lange davor! Aber der Anwalt Dyck ist nur auf seinen Klienten fixiert, um ihn gegen judenfeindliche Äußerungen Thomas Manns und Ernst Rowohlts auszuspielen. (Zeitzeuge, S. 93f.) Benns Sätze vom 4. September 1933 an Hans Friedrich Blunck, als er das erste Heft der »Sammlung« bekommen hatte, zitiert er vierzig Seiten später kommentarlos: »Er habe im übrigen nachgezählt: ›28 deutsche Schriftsteller, davon 24 Juden, von den restlichen 4 haben Heinrich und Thomas Mann Jüdinnen zur Frau. [...] Ich werde nichts mehr unterstützen, was zum Fischer Verlag tendiert, der ja nach wie vor, noch so getarnt, seine jüdische Literatur propagiert.« (Zeitzeuge, S. 130)

Damit sind wir bei Dycks Auseinandersetzung mit Klaus Mann, der, so Dyck, schon 1931 nicht davor ›zurückschreckte‹, »Benn vorzuwerfen, die ›Ideale von links‹ zu verhöhnen und deswegen ›von rechts‹ immer mehr an Boden zu gewinnen.« (Zeitzeuge, S. 107) Natürlich wird auch er zum Schuldigen ernannt. Dyck beginnt mit einem Zitat aus Klaus Manns privatem, noch erstaunlich behutsamen und werbenden Brief vom 9. Mai 1933, um dieses anschließend krass zu verfälschen. Die Ausdrücke »Niveaulosigkeit«, »moralische Unreinheit«, »Undank«, mit denen eindeutig die Nazis gemeint sind, werden umstandslos auf Benn bezogen:

»Das waren harsche Formulierungen, mit denen Benns Haltung gegenüber der politischen Situation charakterisiert wurde. Er war nicht schuld daran, dass Heinrich Mann dem Minister nicht die Zähne gezeigt hatte. Und auch Thomas war mit seiner gewundenen Erklärung nicht gerade mutig gewesen, ebenso wenig wie Döblin, der aus dem sicheren Ausland nicht aufmuckte, sondern mit vorweggenommenem Einverständnis seinen Sitz in der Akademie aufgab.« (Zeitzeuge, S. 105)

Mutig und schuldlos war allein der Mitmacher Gottfried Benn!

Der Ausdruck »Verrat am Geist«, den Dyck als Zitierung ausgibt, findet sich im übrigen so nicht in dem Brief. Nicht einmal das Zitat »dass man den Geist darüber verrät« ist ganz korrekt. Klaus Mann hatte geschrieben: »Ich verstehe ja sehr gut, dass man sich ausgiebig über den Döblin ärgern kann, aber doch nicht gleich bis zu dem Grade, dass man den Geist überhaupt darüber verrät.« Eine harsche Formulierung?

Und wenn Klaus Mann warnend über die Sackgasse des Irrationalismus anmerkt: »plötzlich ist man beim Kultus der Gewalt, und dann schon beim Adolf Hitler«, dann fällt Dyck nichts Besseres dazu ein, als der Satz: »Schon die direkte Verbindung mit dem Namen Hitler stellte Benn in die verbrecherische Ecke.« (Zeitzeuge, S. 107) Hoppla, wer hatte sich denn im Frühjahr und Sommer 1933 ostentativ und demonstrativ neben Hitler gestellt – Klaus Mann oder Gottfried Benn? Und behauptet der Herr Vorsitzende nicht ständig, dass es die »verbrecherische Ecke« zu dieser Zeit noch nicht gab?

Aber warum diese krasse Zitatfälschung und die Verdrehungen? Um Klaus Mann als Provokateur hinzustellen und seinen Brief als provozierende »Kampf-ansage« (Zeitzeuge, S. 106), die Benn »nicht als mahnende Verehrerpost ad acta legen oder einfach brieflich erwidern« konnte. (Zeitzeuge, S. 108) Um Benns pathetischen Alleingang an die Öffentlichkeit zu rechtfertigen, den er, in Zeitung und Rundfunk, mit seiner »Antwort an die literarischen Emigranten« antrat. Und um im »Rückblick« auf das Jahr 1933 die abwiegelnden Sätze schreiben zu können: »Über die Feiertage fand Benn trotz ›Essen und Schnaps und Besuch‹ genügend Zeit, das Jahr an sich vorbeiziehen zu lassen. Wegen mangelnder Produktivität brauchte er sich nichts vorzuwerfen. Die Provokation Klaus Manns hatte er öffentlich abgewendet, dafür allerdings den Gegenschlag in der ›Sammlung‹ einstecken müssen.« (Zeitzeuge, S. 150) Ja, und um den schönen Schluss zu ziehen: »In jedem Fall wahrte Benn die gesellschaftliche Contenance.« (Zeitzeuge, S. 109)

Kurzum, sein Klient, das Jahr 1933 »an sich vorbeiziehen« zu lassend, hatte sich nichts vorzuwerfen. Dass Benn seinem jugendlichen Verehrer wenigstens nachträglich, in seiner autobiographischen Schrift »Doppelleben«, recht gegeben hat, wird erst später beiläufig vermerkt. (Zeitzeuge, S. 115)

Ähnlich verfährt Dyck, wenn er Benns Schriften des Jahres 1933 kritiklos (und auffällig sparsam!) zitiert und vorstellt, namentlich seine grotesken »Züchtungs«-Phantasmen, einschließlich der hanebüchenen, die Gewalt verherrlichenden Sätze: »Gehirne muß man züchten, große Gehirne, die Deutschland verteidigen, Gehirne mit Eckzähnen, Gebiß aus Donnerkeil. Verbrecherisch, wer den neuen Menschen träumerisch sieht, ihn in die Zukunft schwärmt, statt ihn zu hämmern; kämpfen muß er können, das lernt er nicht aus Märchen, Spukgeschichten, Minnesang, das lernt er unter Pfeilen, unter Feinden, aus Gedanken.« (Zeitzeuge, S. 120) Und so weiter, und so weiter.

Der Herr Verteidiger sieht in diesem »furor teutonicus« nur die immanente Korrektur an den Züchtungsplänen der Nazis und bescheinigt Benn, dass er »es mit dem Glauben an diese Verwandlung und die Entstehung des neuen Menschen ein halbes Jahr bitter ernst gemeint hat« und dass er »größten Wert« darauf gelegt habe, »jede ideologische Festlegung zu vermeiden«. (Zeitzeuge, S. 146). Erst später spricht er plötzlich von einer »Wahnidee über diesen Staat«.

(Zeitzeuge, S. 158) Als ob der verblendete Benn, der vormalige und nachmalige Geschichtsverächter, im Jahre 1933 nicht plötzlich einer gewalttätigen Geschichtsideologie gefrönt hätte, als ob er nicht viel früher hätte erkennen können, dass der »Neue Staat« des konservativen Lagers und die Partei- und Führer-Diktatur der Nazis unvereinbar waren. (Zeitzeuge, S. 97)

Die Augen gingen ihm erst auf, als dieses Lager während des sog. »Röhmputsches« brutal ausgeschaltet wurde. Aber auch hier glaubt Dyck ein »Klischee« der »Sekundärliteratur« korrigieren zu müssen, (anstatt noch einmal den Abschnitt »Tendenzen der ›Gegensteuerung‹ in den Schriften der Jahre 1933/34« in meinem Buch zur Kenntnis zu nehmen ›Poesie und Sozialisation‹, S. 176 ff., jetzt S. 160 ff.). Am 7. und 8. Juni 1933, bei der konstituierenden Sitzung der Akademie-Abteilung, verlor Benn zwar »alle Illusionen« über die Akademie, nicht aber schon, wie Dyck behauptet, über die Chancen eines »Neuen Staats«, der von der Papen-Fraktion propagiert wurde. (Zeitzeuge, S. 135)

Bei dem Versuch, den »Röhmputsch« als Zäsur abzuschwächen, unterläuft ihm sogar in beiden Büchern ein bezeichnender Datierungs-Irrtum: er datiert einen Brief an Oelze vom 7. September 1934 zurück auf den Februar 1934 (Zeitzeuge, S. 164; Einführung S. 99) und schreibt: »Oelze gegenüber betonte Benn im Februar 1934, dass die letzten eineinhalb Jahre [!] gewissermaßen die Pausenzeichen in der Geschichte gewesen seien, nun aber sei deutlich: ›Die Kunst erregt sie immer wieder so sehr, weil hier etwas ist, wo sie absolut mit ihren Methoden nicht rankönnen, hier genügt nicht, mit dem Hacken ins Gesicht zu treten und das Maul cäsarisch aufzureissen, hier muss man geistig berufen sein – das ist natürlich bitter.« Wer sich in der Sprache und im Hass-Vokabular Benns auskennt, der weiß, dass solche Sätze erst nach dem 30. Juni 1934 möglich sind. (Vgl. seinen Brief v. 24.11.34 an Oelze, I, 40)

Kurzum, bei dem Versuch, den Gottfried Benn der Jahre 1933/34 nicht nur zu verstehen, sondern auch einseitig zu rechtfertigen und weißzuwaschen (Zeitzeuge, S. 75 – 169), übernimmt sich Dyck beträchtlich und schadet damit seinem in anderen Teilen gründlichen und ergebnisreichen biographischen Werk.

Und so wird auch seiner »Einführung« eine »verheerende« Wirkung sicherlich erspart bleiben. Schon seit drei Jahren gibt es nämlich eine »Einführung« (2006), die rororo-Monographie von Wolfgang Emmerich über Gottfried Benn, die von der Süddeutschen Zeitung mit Recht das »erfreulichste Benn-Buch« des Jubiläumsjahres 2006 genannt wurde.

Zurück zu meinem Buch. Wenn ich sagte, die These seines ersten Kapitels leuchte mir auch heute noch ein, dann gilt das mit *einer* Einschränkung, nämlich einer selbstkritischen Sicht auf den allzu lang und konsequenzwütig geratenen Abschnitt 6 »›Biographische Gedichte‹. Die innere Emigration der Kunst« (S. 62-87). Namentlich seine zweite Hälfte wirkt redundant, repetitiv und schon dadurch etwas penetrant, und mein Versuch, mich gegen die riesige Verführungskraft der Bennschen Dichtung zu wehren, indem ich die Zusammenhänge zwischen Poesie und Sozialisation am Beispiel der »Biographischen Gedichte« bis in ihre geheimnisvollen Wurzelbereiche aufzudecken strebte, kann in der Tat zuweilen den Eindruck des Moralisierens erwecken (diesen Vorwurf erhebt neben Dyck neuerdings auch vehement Joachim Vahland im Benn-Forum Bd. 1,

2008/2009, S. 118ff.). Hier habe ich deshalb eingegriffen und gekürzt, d.h., einige mir selber fragwürdig erscheinende Adjektive und Passagen gestrichen. Im übrigen habe ich nur Druckfehler und wenige stilistische Ungeschicklichkeiten verbessert. Das Buch sollte nicht aus seinem historischen Ort verrückt werden.

Denn Gottfried Benn war in den sechziger und siebziger Jahren in der Tat eine faszinierende poetische Vaterfigur, die durch ihre kurzfristige, aber schockierende Verstrickung in den Nationalsozialismus umso stärker zu einer Auseinandersetzung einlud. Dabei war es jedoch weniger eine moralisch-politische oder gar eine neomarxistische Schulmeisterei, die mich den Bogen vielleicht da und dort überspannen ließ, als vielmehr der Drang, möglichst gründlich und genau zu sein; ich wollte, mit Musil zu sprechen, den Weg der kleinsten motivierten Schritte gehen, denn alle damaligen, noch sehr pauschalen Erklärungsversuche seines politischen ›Unfalls‹ befriedigten mich nicht. Und ich denke, ich habe mich nicht ganz ohne Erfolg bemüht, ihm auch in dieser prekären Lebensphase gerecht zu werden, und halte es auch heute noch für legitim, sowohl nach den verborgenen Wurzeln einer kulinarischen Sentimentalität zu fragen, die seit den dreißiger Jahren in manche Verse Gottfried Benns eindringt, wie nach den Unterschieden zwischen der poetologischen Theorie und seiner poetischen Praxis – zumal er selber sich dessen bewusst war. (Poesie und Sozialisation, S. 74f., jetzt S. 68ff.)

Ich hoffe jedenfalls auf weitere »Verheerungen« durch meine Thesen - und kann es nicht bedauern, dass mir die Benn-Beiträge derjenigen Köpfe in der Regel am besten gefallen, in denen ich sie am sichtbarsten angerichtet habe. Es ist, in letzter Zeit, neben der schon erwähnten Monographie von Wolfgang Emmerich, vor allem das anspruchsvolle Werk von Christian Schärf: Der Unberührbare. Gottfried Benn - Dichter im 20. Jahrhundert. Bielefeld 2006. Beide Bücher bewegen sich auf einem Niveau, das Joachim Dyck mit Erfolg unterbietet.

P.S. Da sich die Seitenzahlen in dieser Textversion verändert haben, sind sie im Personenregister getilgt worden. Ich bitte die Leser um die leichte Mühe, die zugehörigen Textstellen digital aufzurufen.

Herrn Klaus-Dieter Rosenkranz danke ich für seine Hilfe bei der Einrichtung dieser digitalen Zweitausgabe des Buches. Gleichzeitig danke ich Herrn Th. Hilberer, Leiter der Fachbereichsbibliothek Neuphilologie, und Herrn P. Rempis, Universitätsbibliothek Tübingen, für ihre Unterstützung.

Schließlich weise ich noch auf meine Benn-Aufsätze hin, die nach dem Sammelband »Gottfried Benn und die Deutschen. Studien zu Werk, Person und Zeitgeschichte« (Tübingen, 1986) einzeln erschienen sind:

Gottfried Benn. In: Deutsche Dichter. Leben und Werk deutschsprachiger Dichter. Hrsg. v. Gunter E. Grimm u. Frank Rainer Max. Bd. 7: Vom Beginn bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Stuttgart 1989, S. 284-307.

»Es knistert im Gebälk«. Gottfried Benn – ein Emigrant nach innen. In: Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch 12 (1994): Aspekte der künstlerischen Inneren Emigration 1933 – 1945. Hg. im Auftrag der Gesellschaft für Exilforschung/Society for Exil Studies v. Claus-Dieter Krohn, Erwin Rotermond, Lutz

Winckler u. Wulf Koepke. München 1994, S. 31-52.

»Wer über Deutschland reden und richten will, muss hier geblieben sein«. Gottfried Benn als Emigrant nach innen. In: Literatur in der Diktatur. Schreiben im Nationalsozialismus und DDR-Sozialismus. Hg. v. Günther Rüter. Paderborn 1997, S. 131-144.

Die Geburt der Kunst aus dem Ungeist des Krieges: Gottfried Benns »Etappe«. In: Figurationen der literarischen Moderne. Helmut Kiesel zum 60. Geburtstag. Heidelberg 2007, S. 347-363. Zuerst auf Englisch: The Birth of Art from the Anti-Spirit of the War – Gottfried Benns »Etappe«. In: The Ideological Crisis of Expressionism. The Literary and Artistic German War Colony in Belgium 1914-1918. Hg. V. Rainer Rumold u. O. K. Werckmeister. Camden House 1990, S. 53-64.

»Die jungen deutschen Dichter: keiner primär«: Gottfried Benn und die Nachkriegsliteratur. Ein Bericht. In: Benn Forum. Beiträge zur literarischen Moderne. Hg. v. Joachim Dyck u. Christian M. Hanna. Bd. 1 (2008/2009), Berlin. New York 2009, S. 77-91.

Tübingen, Dezember 2009

eigentlich sind alle diese Versuche nur annehmbar, wenn der Autor schon tot ist, und sie als Fundgrube für Zeit- und Stilstimmungen betrachtbar sind, als *Material* für die schwierige Lage, in der wir uns innerlich befinden. . .

(Br., S. 123)

Die folgenden Studien kreisen um die immer noch ungelöste Frage, warum Gottfried Benn, dieser extrem unpolitische, staats- und gesellschaftsfeindliche Mann, der wie kein zweiter die Autonomie der Kunst, die Souveränität der dichterischen »Ausdruckswelt« gegenüber aller Geschichte verkündete, ein Mann weiterhin, der bis zum Ende der zwanziger Jahre von vielen Zeitgenossen eher zu den »linken« als zu den »rechten« Schriftstellern gezählt wurde, warum ausgerechnet dieser einzelgängerische, volksferne und esoterische Dichter sich vom Februar 1933 bis Ende Juni 1934, also bis zum sog. »Röhm-Putsch«, dazu bereit fand, öffentlich mit dem Regime des Dritten Reiches zusammenzuarbeiten.

Antworten auf diese Frage, die zum ersten Mal Klaus Mann aus der Emigration an den von ihm so bewunderten Gottfried Benn richtete, gibt es inzwischen in großer Zahl. Sie liegen auf der weiten Skala zwischen Apologie und Polemik, zwischen der Verharmlosung des *factum brutum* als eines zufälligen Fehltritts oder gar eines »grandiosen Irrtums« (O. Jancke)¹ und der Anklage, Benn sei ein bedenkenloser Opportunist, ein typischer kleinbürgerlicher Faschist oder gar ein bereitwilliger Nazi gewesen, der erst nach der Abweisung durch das Dritte Reich seinen Weg in die »innere Emigration« gefunden habe.

Aus dem Ungenüge an solchen Antworten und Urteilen ist mein eigener Versuch einer Analyse und Deutung dieses für das Verhältnis von Kunst und Gesellschaft, Literatur und Politik, aber auch von innerer und äußerer Biographie im 20. Jahrhundert so exemplarischen »Falles« entstanden. Über dreißig Jahre nach dem Tode Gottfried Benns ist es an der Zeit, das Spannungsfeld von Faszination und Provokation, in das er seinen Leser und Interpreten hineinzieht, zu verlassen und ein Wort auf ihn zu übertragen, das Hans-Peter Schwarz auf Ernst Jünger gemünzt hat: »Der Erkenntniswert, nicht der Streitwert der Jüngerschen Irrtümer ist wesentlich!«.² Und dieser Erkenntniswert bei Benn, der das Verhältnis von Kunst und Gesellschaft als Gegensatz und Widerspruch thematisierte, ist vielleicht größer für uns als bei dem vielbehandelten Brecht, für den es eine Selbstverständlichkeit war.³

Mein Versuch läßt sich auf drei Thesen reduzieren, die in den zugehörigen Kapiteln entfaltet und evident gemacht werden:

1. Die Prämissen und Dispositionen für Benns Handeln und Schreiben in den Jahren 1933/34 liegen u. a. in seiner frühen Sozialisationsgeschichte. Sie lassen sich aus seinen autobiographischen Schriften und frühen Dichtungen in der von Friedrich Schlegel definierten Weise einer »rückwärtsgekehrten Prophetie« kritisch-hermeneutisch rekonstruieren.

2. Es ist ein kontinuierlicher, schrittweiser Weg, der Gottfried Benn in das Jahr 1933 führte. Er beginnt bereits im Jahre 1928/29 und läßt sich anhand der vorliegenden Werke und Kenntnisse sehr genau als ein allmählicher Prozeß der *Resozialisierung des Außenseiters* Benn beschreiben.

3. Diese Resozialisierung, die mit seiner Aufnahme in die Preußische Akademie der Künste, Abteilung für Dichtung zu Beginn des Jahres 1932 endet, bringt Gottfried Benn in nächste Nachbarschaft und Affinität zum Geist der sog. »Konservativen Revolution«. In ihrem Zeichen steht alles, was er 1933/34 schreibt und tut.

Das ausführliche erste Kapitel bildet ein Fundament, auf dem die beiden weiteren aufbauen; insgesamt nehmen sie einen Weg von innen nach außen, dessen Perspektiven sich wechselseitig ergänzen und bestätigen sollen: die erste betrachtet den »Fall« von innen, die zweite in einer schon vom Gegenstand gesetzten Vermittlung von innen und außen, die dritte schließlich von außen. Das Ziel ist, wenn man so will, der Entwurf einer »geistigen Biographie«

Der Untertitel »Poesie und Sozialisation« degradiert die Poesie allerdings nicht zu einem Annex der Sozialisation; ich nähere mich dem Komplex der Sozialisation vielmehr umgekehrt, indem ich nach dem der Bennischen Poesie immanenten »soziologischen Nenner« frage, indem ich ihre »Bestände«, nicht ihre »Parolen« (II, 232) überprüfe. Es geht weniger darum, die Poesie zu soziologisieren oder zu psychologisieren, als vielmehr darum, undurchschaute und blinde Sozialfunktionen einer angeblich autonomen und absoluten Poesie zu erkennen und sie so erst ganz zu sich selbst zu bringen. Es geht um eine Verteidigung, nicht um die Relativierung und Schwächung der Poesie, um ihre Verteidigung auch gegen Gottfried Benn.

Johannes R. Becher hat im Jahre 1952, vermutlich mit einem Seitenblick auf seinen Westberliner Lyrikkollegen, in den Studien zur »Verteidigung der Poesie« dekretiert: »Eine Verteidigung der Poesie kann nicht aus einer ›verinnerlichten‹ Position heraus erfolgen. In solch einer ›Igelstellung‹ wird das Poetische wehrlos überrannt. Eine Verteidigung der Poesie kann nur außerhalb des Poetischen selbst erfolgreich durchgeführt werden: man muß aus seiner Haut fahren, um sich seiner Haut zu erwehren.«⁴

Ein gutes Rezept für alle Hautbesitzer. Gottfried Benn war diese »Haut« nicht gegeben und er hatte schon deshalb nicht die Möglichkeit, ein politisch streitbarer Becher zu werden. Er ist ein Modellfall dafür, wie und mit welchen Opfern die Poesie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts »aus einer ›verinnerlichten‹ Position heraus« verteidigt werden konnte. Seine Grunderfahrung, daß der Einzelne in einer ihm feindlichen/Umwelt auf verlorenem Posten lebt, daß sie ihn als Individuum auszulöschen droht, hat sich inzwischen - in West wie Ost - wohl kaum erledigt. Nicht nur Peter Rühmkorf, ein Nachfolger Benns, weiß ein Lied davon zu singen. Die Defensiv- und Außenseiterposition ist uns wieder vertrauter geworden; gerade deshalb bedarf sie der kritischen Überprüfung. Wenn überhaupt, so ist sie zitierbar nicht vor die Instanzen einer Becherschen, sondern der Adornoschen ästhetischen Theorie.

An dieser Stelle ist freilich der Hinweis angebracht, daß es mit der Theoriefestigkeit meines Versuchs nicht zum besten bestellt ist. Aber seine ›Theoriedefizite‹ sind, - nicht nur in Rücksicht auf einen lesbaren Anmerkungsapparat - , sozu-

sagen eingepplant worden - mit jenem Hochmut des Hermeneutikers, der alles anderen schuldet und doch alles selber zu verstehen und zu erklären beansprucht. Ich möchte der in den letzten Jahren weit verbreiteten Theoretisierung, Soziologisierung und Psychologisierung der Literaturwissenschaft nicht opponieren, sondern ihr mit den noch unverbrauchten Mitteln einer kritischen Texthermeneutik und einer möglichst präzisen ›Fallstudie‹ produktiv begegnen. Daß der Untertitel »Poesie und Sozialisation« dabei für den Leser in das schillernde Licht mehrfacher ironischer Brechungen geraten könnte - auch im Sinne einer selbstkritischen Relativierung der eigenen Studien -, gehört eher zu meinen Hoffnungen als zu meinen Ängsten.

Die Abstandnahme von explizit literaturpsychologischen und literatursoziologischen Methoden ist mir im übrigen durch das kürzliche Erscheinen von O. Sahlbergs Buch über Benn erleichtert worden.⁵ Trotz neuer und plausibler Ansätze, die mit denen dieser Studien mehrmals konvergieren, fällt dieses Buch weit hinter das bei C. Pietzcker in seiner Arbeit über die »Lyrik des jungen Brecht« (1974) Erreichte zurück und macht die Literaturpsychologie - ein letztes Mal Polemik - in diskreditierender und zuweilen hanebüchener Weise zum Instrument des Ressentiments.

Die vorliegenden Studien sind aus einer Vorlesung hervorgegangen, die unter dem Titel »Gottfried Benn. Werk und Zeitgeschichte« im WS 1973/74 an der Universität Freiburg i. Br., im WS 1974/75 an der Universität Tübingen gehalten wurde. Die Thesen des ersten Kapitels habe ich am 30. 10. 1974 in meiner Tübinger Antrittsvorlesung vorgetragen. Zwei weitere, bereits konzipierte Kapitel (»Imitatio Christi. Ein lyrisches Bewältigungsmodell der Jahre 1934-1936« und »Späte Lyrik und Lyriktheorie«) sind vorläufig ein Opfer der Situation geworden, die jedem Hochschullehrer in einem sog. »Massenfach« bekannt ist.

Dank für Rat und Kritik schulde ich meinen Kollegen Harald Steinhagen und Hans-Georg Schumacher. Meinen Mitarbeitern Frau Sigrid Rösler, Fräulein Christiane Deußen und Herrn Hendrik Hauß danke ich für unermüdliche Schreivarbeiten und für die Hilfe bei der Bücherbeschaffung, der Erstellung der Bibliographie, des Registers und beim Korrekturlesen.

Marzell, Januar 1978

I. Poesie und Sozialisation

Herkunft, Lebensablauf - Unsinn!
Aus Jüterbog oder Königsberg
stammen die meisten,
und in irgendeinem Schwarz-
wald
endet man seit je.
(IV, 164)

1. Einführung

Wir wissen sehr wenig von der Kindheit und Jugend Gottfried Benns. Bis in sein 24. Lebensjahr, bis 1910, als die ersten wissenschaftlichen und literarischen Äußerungen faßbar werden, bleibt er eine schattenhafte Figur. Es fehlen, außer einem, die frühen Briefe, es fehlen eigene Tagebücher und Äußerungen von Schul- und Studienkameraden, und es fehlen biographische Vorarbeiten für diese Zeit. Es gibt ein paar Erinnerungsworte des Bruders Theodor Benn,¹ die Hinweise bei F. W. Wodtke² und den aufschlußreichen »biographischen Essay« von Thilo Koch, dessen Lektüre bedauern läßt, daß die geplante »umfassende Benn-Biographie«, für die Benn kurz vor seinem Tode halb und halb seine Mitarbeit zugesagt habe,³ nicht zustande gekommen ist. Benn selbst - siehe Motto - hat seine frühen und späteren Lebensspuren eher verwischt als nachgezeichnet; und daß die Genese seiner Werke zumeist auch einen Prozeß der Entpersönlichung, der Selbstverschleierung darstellt, wird sich an einigen Beispielen noch zeigen lassen.⁴

Wozu also, bei solch schmaler Basis, die Fragestellung und das Thema »Poesie und Sozialisation«, wenn nicht gleichzeitig mit neuen lebensgeschichtlichen Recherchen und Resultaten aufgewartet, wenn weder eine fachkundige soziologische noch eine sozialpsychologische Behandlung des Themas geboten werden soll? Warum so wenig Respekt vor Benns »Doppelleben«, vor seiner strikten Trennung von Person und Werk, vor dem Autonomieanspruch seiner Kunst und vor den wohlmeinenden Warnungen, die schon Thilo Kochs biographischen Essay begleiteten: ob man denn »Werk und Lebensbiographie Benns auf einen Nenner bringen könne«,⁵ ob man ihn nicht genauso »unpersönlich« sehen solle, »wie er selbst sich gab (und war)« ?⁶ -

Die Antwort ist einfach: das Thema »Poesie und Sozialisation« ist von Benn und seinem Werk vorgegeben. Er ist auch in dieser Hinsicht seiner Lieblingsstruktur, der »Ambivalenz«, treu geblieben und jedenfalls weitaus weniger konsequent, widerspruchlos, theoriegetreu verfahren als seine Bewunderer, Verächter und die meisten seiner Interpreten. Nicht nur hat er an zwei Krisenpunkten seines Lebens, zur Selbstverteidigung und Rechtfertigung, ausführliche, freilich recht eigentümliche autobiographische Schriften verfaßt, den »Lebensweg eines Intellektualisten« (1933/34) und das »Doppelleben« (1949/50; IV, 7-176); nicht nur hat ihn, der zunächst Psychiater werden wollte, fast zeitlebens die Psychologie und Soziologie des »Genies« beschäftigt - im produktiven Essay-

Jahr 1930 versucht er, den Sozialisationsprozeß des eigenen, plötzlich zur Geltung gekommenen Genies nachzuzeichnen⁷ -, nicht nur läßt sich seine großartige Rönneprosa auch als sozialpathologische Studie von höchster Präzision lesen, und nicht nur zeigen »die meisten Schriften Benns autobiographische Spuren«⁸ - es gibt in seinem Werk einige Texte, die in einer jeweils spezifischen Mischung des Autobiographischen und Dichterischen nichts Anderes und nichts Geringeres thematisieren als die Sozio- und Psychogenese des Künstlers und der Kunst Gottfried Benns. Diese Texte im Zusammenhang zu untersuchen, ihren Erkenntnis- und Erklärungswert für Person und Werk zu erschließen und bereitzustellen, ist das Ziel der folgenden Studie. Es läßt sich, da die sozialpsychologischen und psychologischen Aspekte in ihnen vorgegeben sind, ohne weiteres mit einer textanalytisch-hermeneutischen Methode ansteuern. Daß dabei die Erkenntnisse der modernen Psychologie, Soziologie und Sozialpsychologie oft den Blick schärfen und die Evidenz der Argumentation erhöhen sollen, versteht sich von selbst; dennoch werden sie am Rande und im Hintergrund bleiben. Die genuinen literaturwissenschaftlichen Mittel, um soziale und psychologische Gehalte, Determinanten und Strukturen dichterischer Texte zu erkennen und für die Literaturgeschichte fruchtbar zu machen, - z. B. durch eine genaue Sozialanalyse der Metaphorik, der dichterischen Antithesen und Strukturen - sind noch längst nicht ausgeschöpft. -

Meine These lautet: die frühe Dichtung Benns - das ist an den ausgewählten Texten zu exemplifizieren - stellt auch ihre eigene sozialpsychologische Genese dar. Sie läßt eine Konstellation erkennen, deren Folgen für Person und Werk allzu sichtbar und konstant sind, als daß man sie leugnen könnte; denn sie schlägt als Grundmuster in allen Bereichen und Strukturen seines Werks und in einer Fülle von Belegen durch. Von diesem Muster ist Benn mehr geprägt worden, als daß er es prägte. blieb er sich nämlich bis etwa zum Ausgang des Ersten Weltkriegs dieses Musters produktiv bewußt, so hat er es danach, mit dem Ende einer unmittelbaren dichterischen Auseinandersetzung zwischen Ich und Gesellschaft, - von der sowohl die Rönne-Prosa wie die vehementen dramatischen »Szenen« noch erfüllt sind, - immer weiter ins Unbewußte abgedrängt, in andere Bereiche transponiert und bis zur Unkenntlichkeit entstellt, freilich immer auch unter dem Druck und dem Zwang seiner gesamtgesellschaftlichen Lebenswirklichkeit. Gerade dadurch aber wurde die frühe, von ihm selbst hervorgehobene sozialpsychologische Konstellation zu einer Fixierung, aus deren Bannkreis er sich nicht entfernen konnte, weil sie ihm als Sinneinheit und Erklärungszusammenhang nicht mehr zu bewußter Verfügung stand. Er geriet in die Abhängigkeit einer Konstellation, unter deren Zeichen er als junger Dichter angetreten war. Bis in die bewußte Schizophrenie seines »Doppellebens«, bis in die zahlreichen ambivalenten Gegensatzpaare, Schemata und antithetischen Strukturen seiner Denk- und Dichtungsweisen, bis in die dunklen Komplexe seiner irrationalen Entscheidungen, Reaktionen und »Wiederholungszwänge« (I, 82) lassen sich, einmal darauf aufmerksam geworden, ihre Spuren und Prägungen verfolgen. Die Summe der Wirkungen beglaubigt ihre Ursache, die Poesie bezeugt, auch wider Willen, die Eigenarten der Sozialisation.

2. Die frühe Konstellation

Als Ausgangspunkt wähle ich Benns einziges ausführliches Zeugnis über seine Jugendzeit. Er wuchs als Sohn eines evangelischen Pfarrers und einer französisch-sprachigen Schweizerin aus dem Juragebiet in Sellin, einem kleinen Dorf in der Neumark (Kreis Königsberg) auf. Im »Lebensweg eines Intellektualisten« (1934) hat er sich dieser Zeit folgendermaßen erinnert:

Ein Dorf mit siebenhundert Einwohnern in der norddeutschen Ebene, großes Pfarrhaus, großer Garten, drei Stunden östlich der Oder. Das ist auch heute noch meine Heimat, obgleich ich niemanden mehr dort kenne. Kindheitserde, unendlich geliebtes Land. Dort wuchs ich mit den Dorfjungen auf, sprach Platt, lief bis zum November barfuß, lernte in der Dorfschule, wurde mit den Arbeiterjungen zusammen eingesegnet, fuhr auf dem Erntewagen in die Felder, auf die Wiesen zum Heuen, hütete die Kühe, pflückte auf den Bäumen die Kirschen und Nüsse, klopfte Flöten aus Weidenruten im Frühjahr, nahm Nester aus . . . Eine riesige Linde stand vorm Haus, steht noch heute da, eine kleine Birke wuchs auf dem Haustor, wächst noch heute dort, ein uralter gemauerter Backofen lag abseits im Garten. Unendlich blühte der Flieder, die Akazien, der Faulbaum. Am zweiten Ostermorgen schlugen wir uns mit frischen Reisern wach. Ostaras Wecken, alter heidnischer Brauch; Pfingsten stellten wir Maien vor die Haustür und Kalmus in die Stuben. Dort wuchs ich auf, und wenn es nicht die Arbeiterjungen waren, waren es die Söhne des ostelbischen Adels, mit denen ich umging. Diese alten preußischen Familien, nach denen in Berlin die Straßen und Alleen heißen, ganze Viertel, die berühmten friderizianischen und dann die bismarckischen Namen, hier besaßen sie ihre Güter, und mein Vater hatte einen ungewöhnlichen seelsorgerischen Einfluß gerade in ihren Kreisen. Alle diese Geschlechter der Schwedter Dragoner und der Fürstenwalder Ulanen, die Traditionshäuser der Bonner Preußen und der Heidelberger Sachsenpreußen, ihre Söhne waren der zweite Schlag, mit dem ich groß wurde, später zum Teil in gemeinsamer Erziehung, und mit dem mich noch heute eine vielfältige Freundschaft verbindet. (IV, 26 f.; vgl. I, 231)

Dieser bewegte und stilisierte Rückblick berührt zwei wesentliche Komponenten für Person und Werk. Auf *eine* möchte ich nur kurz hinweisen: Es ist die lebenslange Sehnsucht Benns nach Dorf, Heimat, Ländlichkeit und Kindheit, die noch in die Schlußverse der »Gesammelten Gedichte« von 1956, dem Todesjahr, aufgenommen wurde (Epilog 1949; III, 345) und die von vielen anderen, auch von der Tochter Nele bezeugt wird.⁹ Die Sehnsucht nach der ostdeutschen Ebene bildet z. B. den Hintergrund, wo Benn im »Ptolemäer« programmatisch von seiner Abneigung gegen alles Vertikale und von seiner Vorliebe für das Horizontale spricht:

Wenn ich unter den Worten meines Volkes Umschau hielt, hatte ich seit je viele gefunden, die ich nie hätte erschaffen können: heilig, Firne, gestirnt, alles Vertikale hätte mir nicht gelegen - für Ebene, Wasser, horizontale Situationen hätte ich manches beibringen können, für das Unterbewußte, das Schläfrige, das Panische, für Waben, Gärten, die Mittagsstunde. Worte aus den Steppen hatten mich immer sehr berührt. (II, 245; vgl. III, 43)

Mit diesen Hinweisen wird zugleich die Verbindung von Landsehnsucht und rauschbereiter »Regressionstendenz« (IV, 14) geknüpft. Der Dorf-, Heimat- und Kindheitskomplex rückt in die Nähe des Prähistorischen, des Thalassalen, des

Unterbewußten, d. h. der Trieb- und Es-Sphäre; alles Momente, die in den Bildbereichen und poetischen Prozessen des Werks eine große Rolle spielen. Benns Dorf-Nostalgie ist um so bemerkenswerter, als sie in einem scheinbar unauflöselichen Kontrast zu seinem ausgeprägten Großstadthabitus steht: Ohne das Erlebnis der Weltstadt Berlin (ab 1904) sind Benn und seine Poesie nicht zu verstehen; seine Lyrik ist als moderne Asphalt- und Großstadtlyrik berühmt und berüchtigt geworden; er liebte es, privat und im Werk, seinen urbanen Zynismus auszuspielen. Sein leidenschaftlichstes Bekenntnis zu Berlin steht in einem Brief vom 16. 9. 1935 an Oelze:

Wie hat mich diese Stadt wieder erregt, ihre Abendstunde am Sonnabend zwischen 5 u 6, ihr monströser Genussapparat, ihre Sicherheit, ihr Mördergesicht, ihr kaltes Zerschmettern alles Provinziellen, Kläglichen, kärglichen Nur-Wollens, hier heisst es: Form werden u. vollbringen! Stadt meines Lebens, meines Schicksals, meiner schönsten Jahre! Immer werde ich Heimweh nach ihr haben (Nr. 43, S. 73)

Trotzdem - und das schimmert auch durch diesen Text - ist Benn lebenslang dem Dörflichen und Provinziellen verhaftet geblieben; sein produktives Wohlbefinden in Landsberg a. d. Warthe (1943/45) nimmt ausdrücklich darauf Bezug; sowohl sein persönliches Verhalten, seine extreme Kontaktscheu und Schüchternheit, seine ausgesprochen provinzielle Bewunderung für die große Welt, für den Lebensstil der europäischen High Society, wie seine späte, den Steppen und der Weisheit Asiens zugewandte Lebens- und Dichtungslehre sind davon eingefärbt. In einem Moment helllichtiger Selbsterkenntnis, einem Brief an Oelze vom 3.11. 1940, kommt etwas von dieser Verwurzelung zur Sprache:

Aus Ihrem letzten Brief klingt mir etwas entgegen, was ich mir häufig selber sage u. worüber ich nicht ununterrichtet bin: dass meine extremen Positionen eine Hartnäckigkeit u. Sturheit bekunden, die dem Bäurischen und Barbarischen nahestehn. Sehr deutsch, diese Absolutheit!¹⁰ (Nr. 188, S. 249)

Der ununterdrückbare Hang des Lyrikers Benn zur »thalassalen Regression« (III, 131) meint stets auch den Rückweg des Großstädtlers in sein altes kindheitliches Dorf, umso mehr, als es sehr deutlich mit dem Mütterlichen und Weiblichen identifiziert wird: ». . . meine Mutter irdisch, allem Lebendigen nah, die Gärten, die Felder säend und gießend: Ackerbautyp, Pfahlbürgertyp, mit dem realen Sein von Lächeln und Tränen«, heißt es kurz vor der zitierten Stelle aus dem »Lebensweg« (IV, 25).¹¹ Hier zeigt sich - in der Terminologie Friedrich Merckenschlagers,¹² der sich Benn zur Verteidigung gegen die Zweifel an seinem Ariertum bediente, —¹³ der Kontrast Dorf - Großstadt bereits von einer zweiten Antithese überlagert, die bei Benn ebenfalls eine wichtige strukturelle Rolle spielt: die Antithese zwischen Männlichem und Weiblichem, dem Väterlichen und dem Mütterlichen. Davon und von ihrer Transponierung ins literarische Gattungsgefüge, als Spannung von Lyrik und Essayistik, aber auch von ihren Auswirkungen auf das sozialpolitische Verhalten Benns wird noch die Rede sein. Die *zweite* Ambivalenz des zitierten Textes ist noch bedeutsamer: der junge Benn steht zwischen den Arbeiter- und Dorffungen auf der einen und den »Söhnen des ostelbischen Adels« auf der anderen Seite. Mit beiden hat es der aufwachsende Pfarrerssohn zu tun, *keiner* Gruppe ist er zugehörig.

Um die extremen Spannungen dieser Zwischenstellung zu erkennen, muß man sich kurz die Sozialstruktur eines ostelbischen Gutsdorfes am Ende des 19.

Jahrhunderts vergegenwärtigen. Die Leibeigenschaft wurde in Preußen zwar in der Mitte des Jahrhunderts endgültig aufgehoben, aber die Formen dieser Bauernbefreiung hatten den ostelbischen Großgrundbesitz, an Fläche wie an Geltung, noch erweitert und gestärkt und die sozialen Probleme eher verschärft als gemildert. Es entstand eine breite Schicht von Lohnarbeitern, die sich in der Regel aus den sog. Dienstleuten, Einliegern und Häuslern zusammensetzte und deren Abhängigkeit vom Rittergutsherrn sich praktisch kaum verändert hatte. »Es ist ein ebenso eindrucksvoller wie merkwürdiger Tatbestand, daß die historischen Erben des Gutsherrenadels bis 1918, also auch noch in der Epoche des modernen Industrialismus, eine rechtlich und politisch privilegierte Herrenstellung behauptet haben . . .« »Die ostelbischen Güter blieben daher lokale politische Herrschaftszentren.«¹⁴ Daß in den östlichen Provinzen die reaktionärsten der herrschenden und staatstragenden Schichten des wilhelminischen Reiches zu Hause waren, darüber sind sich die Historiker einig. Einen anschaulichen Bericht über die herrschenden Verhältnisse verdanken wir Eta Harich-Schneider. Sie »schildert in ihren unveröffentlichten Erinnerungen die besondere Sozialstruktur von Frankfurt an der Oder, wo die Bennsöhne Freistellen am Gymnasium hatten:

›Vor 1914 hatten dort die Werte des alten preußischen Ständestaates in einem heute geradezu unfaßbaren Grade Geltung behalten. Die gesellschaftliche Kastenordnung: Zuerst Regierung und Landadel (also auch der Kirchenpatron des alten Benn), daneben das Militär, aber dieses wieder in einer eigenen Rangordnung: Leibgrenadiere, Zwölfte Grenadiere, 18tes Feldartillerieregiment, Telegraphenbataillon. Dahinter rangierte die Justiz, Land- und Amtsgericht, und dann kamen die städtischen Behörden. Nach oder neben den städtischen Behörden folgten in zwangloser Gruppierung Gymnasialprofessoren und freie Berufe.

. . .Ausbrechen aus irgendeiner dieser Kasten, nach oben, unten, rechts oder links, war fast unmöglich . . .«¹⁵

Die gesellschaftliche Distanz vom Gutsarbeiter zum adligen Gutsherrn war also extrem groß und umso unüberbrückbarer, als in der extremen dörflichen Sozialstruktur neben der bürgerlichen auch die bäuerliche Mittelschicht so gut wie fehlte. Die Dominanz des Gutshofes speziell in Sellin können zwei Zahlen belegen: im Jahre 1898 betrug dort der Boden der Landgemeinde 506,2 ha, der Boden des Gutsbezirks aber mehr als das Dreifache, nämlich 1 793,0 ha.¹⁶ Es ist deshalb kein Zufall, daß Benn in seiner Erinnerung nur einmal von »Dorfjungen«, zweimal aber von den »Arbeiterjungen« spricht, mit denen er aufwuchs. Hinzu kommt, daß der Pfarrer, schon kraft Amtes außerhalb der sozialen Stände stehend, die fehlenden Mittelschichten nicht vertreten und ersetzen konnte. Im Gegenteil, der Zwiespalt läuft mitten durch das Pfarrhaus Benn: materiell gesehen geht es dort dürftig, beengt, allenfalls kleinbürgerlich zu. Auf diese frühe »Armut« kommt der Sohn später immer wieder zurück.¹⁷ Er wächst zusammen mit sieben Geschwistern auf, sein Medizinstudium kann der Vater nicht finanzieren, adlige Hilfe und ein Stipendium an der Berliner Kaiser-Wilhelm-Akademie müssen einspringen. Einerseits also der Unterschicht zugeordnet, war der ostelbische Pfarrer jedoch andererseits, nämlich geistig und vom Sozialprestige her, den herrschenden Gutsbesitzern und Adelsgeschlechtern, seinen Kirchenpatronen, beinahe ebenbürtig. »Der protestantische Gottesmann . . . rangierte trotz Armut in der obersten Klasse. Armut bei einem Pastor war bei-

nahe ›chic‹. Es galt das altpreußische ›Geld ist Dreck - Wer Gott und König am besten dient, ist der vornehmste‹¹⁸ Man hört noch den Stolz, mit dem der Sohn Benn des »ungewöhnlichen seelsorgerischen Einflusses« seines Vaters »gerade in diesen Kreisen« gedenkt und mit dem er sich auf seine Freundschaft zu den traditionsreichen preußischen Adelsnamen beruft. Er wurde schon in Sellin gemeinsam mit den Söhnen des Grafen von Finckenstein von einem Hauslehrer unterrichtet und besuchte zusammen mit einem gräflichen Sproß, Heinrich Graf Finck von Finckenstein, ein humanistisches Gymnasium in Frankfurt an der Oder.¹⁹

Die Diskrepanz und Spannung zwischen Gutsherrschaft und Gutsarbeitern hat den Pfarrer Benn beunruhigt und offensichtlich politisch beschäftigt. Der Sohn hat überliefert, daß sein Vater eine sozialdemokratische Zeitung abonniert hatte: »mein Vater hielt, um 1900, den »Vorwärts«, kein Stöckersches Blatt - den »Vorwärts« in einem Dorf Ostelbiens, damals ein starkes Stück!« (IV, 71) Diese Tatsache wird bestätigt und ergänzt durch die enge Beziehung Gustav Benns zu dem schwäbischen Pfarrer Christoph Blumhardt d. J. (1842-1919) in Bad Boll, der in seinem Glauben und Handeln schwäbischen Pietismus und politischen Sozialismus zu vereinigen suchte. Er trat - auch das »damals ein starkes Stück!« - im Jahre 1899 der Sozialdemokratie bei »und ließ sich sogar für sechs Jahre in den württembergischen Landtag wählen, wo er zusammen mit nur noch vier anderen Genossen die sozialdemokratische Linke vertrat.«²⁰ Dieser Christoph Blumhardt war nichts geringeres als das Familienorakel der Benns. Er war es, der nach einer Reise des Vaters mit dem Sohne nach Bad Boll »schließlich entschied: Gottfried solle Medizin studieren.«²¹ So ging die extreme soziale und politische Spannung des Dorfes mitten durch das Pfarrhaus, noch mehr aber mitten durch den jungen Benn. Thilo Koch, dessen biographischer Essay einige Ansätze zu einer psychologischen Analyse aufweist, datiert in diese Phase die Entstehung eines weitreichenden »Minderwertigkeitskomplexes« und den Beginn des »Doppellebens«:

Seine natürliche Scheu mag in diesen Jugendjahren zum erstenmal jene krankhaften Grade erreicht haben, die später zu beobachten sind. Er hat offenbar ein angeborenes Bewußtsein von seiner geistigen Befähigung, von der Auszeichnung seines Wesens, von der extremen Sensibilität seiner Sinne. Die kleinen Verhältnisse, in denen er aufwächst, die Armut empfindet sein aristokratischer Sinn als unangemessen, als drückend. Des Vaters patriarchalisches Regiment verstärkt diese Gefühle, und in der Schule mag denn ein regelrechter Minderwertigkeitskomplex entstanden sein. Hier bildet sich das Wurzelgeflecht, aus dem später vielfältige Ressentiments erwachsen, die soziologisch zum Typus des emporstrebenden bürgerlichen Intellektuellen gehören. Da liegt auch begründet, was Dr. Oelze Benns ›diffidence‹ nennt.

Er schämt sich seiner ländlich gekleideten Eltern, wenn sie ihn einmal in Frankfurt besuchten. Es muß ihn gequält haben, daß seine adligen Altersgenossen und Mitschüler wohl manchmal auf ihn herabgesehen haben. Vielleicht begann es schon damals, daß er sich komisch fand [. .]²²

Diese Ableitung mag zutreffen oder nicht: Tatsache ist, daß die frühe soziale und politische Polarität, - die dadurch gekennzeichnet ist, daß sie mit dem Proletarisch-Ländlichen und dem Adlig-Aristokratischen zwei Extreme vereint, zwischen denen die bürgerliche Mitte fehlt, - daß diese Konstellation im späteren Verhaltensmuster Benns ebenso wie in seinem Werk immer wieder durchschlägt. Sein gesamtes antithetisches und ambivalentes Begriffsrepertoire, über

eine leere Mitte ausgespannt, läßt sich nach diesen Polen ordnen und zuordnen. Er, der sich als »Dualist, Antisynthetiker«, bezeichnete,²³ (IV, 136) und bis zum Schluß das »Verharren vor dem Unvereinbaren« predigte (IV, 164), hat stets extreme Lösungen bevorzugt; Mittelwege, vor allem die goldenen, verabscheute er instinktiv. Noch am 21. 12. 1949 schreibt er an die Tochter Nele Soerensen: »die geistigen Dinge sind schwierig, wenn man so wie ich immer ein Aussenseiter war, ein Extremier, und auf keinen Fall davon abweichen will . . .«^{23a} Deswegen ist er, der so früh in einer extremen Spannung zwischen »links« und »rechts«, Beherrschten und Herrschenden stand, später so schwer auf ein politisches Entweder - Oder festzulegen; in jeder seiner Position verbirgt sich latent auch ihr Gegenteil, in der aristokratischen Attitüde ein proletarischer Affekt, in dem Bewußtsein gesellschaftlicher Deklassierung ein elitärer Herrschaftsanspruch.

Wo immer Benn soziale oder soziologische Einteilungen vornimmt, Stellung bezieht, Urteile abgibt, kehrt seine frühe sozialpolitische Doppelsituation wieder. Auf eine geradezu klassische Weise in einer Formel, mit der er im Jahre 1947 den Typus des vorbildlichen »Ptolemäers« charakterisiert:

Das Äußere ein Earl, das Innere ein Paria.²⁴ (II, 256)

Dieser ambivalenten Formel, - die schon die frühe Bewunderung für Detlev von Liliencron, für dessen lyrische Mischung des Ländlich-Sozialen und Aristokratischen mitbestimmt und die zweifellos die Freundschaft und den Briefwechsel mit dem Bremer Patrizier F. W. Oelze, der von Benn ganz zum englischen Earl stilisiert wird,²⁵ mitgetragen und geprägt hat, - dieser Formel begegnen wir sinngemäß auch in dem autobiographisch gefärbten Gedicht »Teils-teils« (1954), das mit dem Vers beginnt: »In meinem Elternhaus hingen keine Gainsboroughs . . .« (III, 339), in dem zu den »Biographischen Gedichten« von 1941 gehörigen Gedicht »Du trägst« (»Du trägst die Züge der Heloten und lebst von Griffen mancher Art . . .«, III, 423),²⁶ wir begegnen ihr in der kaum verhehlten Sympathie für die extreme Sozialstruktur und Kultur der »Dorischen Welt« - »Sie ruhte auf den Knochen der Sklaven« (I, 269 ff.) - und an vielen anderen Stellen und in den verschiedensten Variationen und Akzentuierungen.²⁷ Ihre universalste Ausweitung und Anwendung, nämlich auf die »menschliche Seelengeschichte« überhaupt, hat sie wohl in einem Brief vom 22. 2. 1942 an Oelze gefunden:

Manchmal denke ich, es giebt, summarisch gesehen, nur zwei grosse Principien in der menschlichen Seelengeschichte, das eine ist das indische »Ta twam asi«, »auch das bist Du«, auch der Aussätzige, der Kriminelle, die Hure, der Vatermörder: auch das bist Du, - nicht so stolz, Mensch auf der Höhe! und gegenüber dieser Pluralisierung und Collectivierung und Erniedrigung des Ichs das griechisch-europäische Princip des Agonalen, des Überrundens durch Leistung, List, Tücke, Tüchtigkeit, Gaben-: Hellenisch in der Arena, modern im Darwinismus, individualisiert im Übermenschen. (Nr. 229, S. 308)

Die Gründe und Hintergründe für solche globalen Polarisierungen werden noch zu beleuchten sein. Die aristokratische Sphäre hat Benn jedenfalls zeitlebens fasziniert - »Nächst dem jüdischen ist mir ja das adlige das liebste Milieu. Auch hier etwas Überlegenes u. man könnte sagen: Unnordisches, eben: Verfeinerung«, schreibt er am 4. 12. 1935 nach dem Antrittsbesuch bei seinem General

in Hannover²⁸ -, die primitiv-ländliche Sphäre hat ihn panisch angezogen; das bürgerliche Milieu aber war ihm zutiefst verhaßt: »lieber lächerlich als bürgerlich« heißt seine Devise im Rückblick auf die expressionistischen Jahre²⁹ und nur wenige Monate später schreibt er: »Dieser bürgerliche Schleim das ist ja das eigentliche Gift im Rachen der Zeit.«³⁰ Die gleiche Verachtung gilt der »bürgerlichen Literatur«. (IV, 59 f.) Die bürgerliche Leerstelle - allenfalls vom ungeliebten Vater angeboten - hat Benn immer nur als Mimikry, als gespielte Rolle seines »Doppellebens« übernommen und übernehmen müssen. Diese Einschränkung gilt auch für alle Versuche, die ihn als typischen »Kleinbürger« sozialpsychologisch klassifizieren und abstempeln wollen.³¹ Die Großstadt wurde Benn niemals zur Stätte des Bürgers, sondern zum Spiegelbild und Fluchtort seiner sozial unbehausten Existenz, der Militärdienst und die Armee - ohnehin Stätten im sozialen Niemandsland - zu einer »aristokratischen Form der Emigration« (IV, 94); auch die »Ausdruckswelt« wird er später als »eine Art Niemandsland« definieren. (I, 391)

Daß die frühe und extreme Sozialkonstellation beträchtliche Schwierigkeiten für die Ichwerdung und Identitätsfindung des jungen Benn, vor allem für die Gewinnung seiner sozialen Identität aufwerfen mußte, läßt sich nach allem vermuten. Sie brachte ihn, der sich mit keiner der angebotenen sozialen Rollen, voran der väterlichen, identifizieren konnte, in unlösbare Rollenkonflikte; sie disponierte ihn für seine bald beherrschende Erfahrung eines zwiespältigen »Doppellebens«, unüberbrückbarer Rollendistanzen und eines zunehmenden Ich-Zerfalls. Neben dem autobiographischen Dokument des »Lebenswegs« gibt es eine Reihe von autobiographisch-dichterischen Zeugnissen, die solche Vermutungen bestätigen und somit einen spekulativen Rückgriff auf eine Theorie der Sozialisation, soziologische oder psychologische Rollentheorien erübrigen.

3. Der Rückzug auf das »Unangreifbarste«

Es ist eine recht versteckte, stark autobiographisch getönte Stelle, die uns die Spekulation erspart. Sie wurde 1918 in dem Prosa-Stück »Die Phimose« veröffentlicht, in allen weiteren Ausgaben aber, nun unter dem Titel »Querschnitt«, unterdrückt - ein Vorgang, der besonders hellhörig für dieses Bekenntnis macht. Es lautet, im Anschluß an den bezeichnenden Satz: »Weil ich kein Ich mehr bin, sind meine Arme schwer geworden« (II, 79) - es geht also um die Frage des Ich-Verlustes -, es lautet folgendermaßen:

Wann fing es an? Sehr weit zurück. Denn dunkel war der Garten meiner Jugend, morsch die kleinen Brücken und die Bretter fielen ein. Von Anfang an war alles Schwere da, aller Kummer so von selbst, so vorbereitet war ich früh, daß es galt, eine kleine Weile zu bestehen, wo es keine Hoffnung gab.

Kam man nach den langen Ferien dann zurück in das ärztliche Institut, wo man erzogen wurde, dann kam man selbstbesinnlich aus dem Dorf. Aber die andern, die auch zurückkamen, die kamen aus Baden oder Düsseldorf, freie helle Städte. Sie hatten Sängern gehört und waren auf die Promenade gegangen mit ihren Müttern, welche schöne Frauen waren. Auf, hebe die funkelnde Schale, sang einer, still, zwischen den Lippen, als habe er etwas erlebt, des Sommers Wert, in der Ferne und entzückend. Wie seine Mutter ein Herr ins Auto hob, zeigte einer Bilder, und man sah Schleier und Chauffeure, kurz etwas, das nach Nizza ging. Väter, noch rasch und verwegen um Frauen; Fami-

lien von allgemeinerer Bedeutung; helle Selbstverständlichkeiten des Lebens; Weingüter mit des Ahnen kleinem Haus, ehrerbietig unberührt; Terrassen in das Land hinein und Stimmen die klangen. Dem gegenüber: man: angewiesen sich auf das Unangreifbarste zurückzuziehen, Lächerlichkeiten oder Verzicht. (II, 464 f.)

Benn versucht hier als 31 jähriger, den Ursprüngen einer Ich- und Identitätskrise nachzuspüren, die sich zwischen 1914 und 1922 rapide verschärfte. Wir wissen, daß er als gelernter Psychiater noch vor dem ersten Weltkrieg psychiatrische Lehrbücher zu Rate zog, um sich über das Phänomen der »Depersonalisation« klarzuwerden, an dem er litt, so sehr, daß er darüber den Beruf des Psychiaters aufgeben mußte. (IV, 9) An der vorliegenden Stelle geht er in seine früheste Jugend zurück: »Von Anfang an war alles Schwere da, aller Kummer so von selbst, so vorbereitet war ich früh, daß es galt, eine kleine Weile zu bestehen, wo es keine Hoffnung gab.« Eine tiefe Depression spricht aus diesen Worten, eine fast christliche, auf das irdische Jammertal bezogene Hoffnungslosigkeit und ein Verzicht, der die eigene Niederlage in dieser Welt schon vor allem Kampf weiß und akzeptiert. Von hier aus führt ein gerader Weg zu späteren Lieblingsworten Benns, etwa dem Rilke-Vers: »Wer spricht von Siegen - überstehn ist alles« (IV, 279), der Maxime »Du stehst für Reiche, nicht zu deuten und in denen es keine Siege gibt« (II, 140; IV, 172), dem ambivalenten Eingeständnis: »Sich irren und doch seinem Inneren weiter Glauben schenken müssen, das ist der Mensch, und jenseits von Sieg und Niederlage beginnt sein Ruhm.« (II, 411), der resignativen Gedichtformel: »<tu sais - du weißt« (III, 345), dem vielzitierten und bedachten Nietzsche-Vers: »Wer das verlor, was du verlorst, macht nirgends halt« (IV, 308), der im Brief vom 16. 9. 1935 an Oelze als Verlust der Wirklichkeit interpretiert wird (Nr. 43, S. 72; vgl. Nr. 45, S. 77), und zu der seltsamen Vorliebe für die Chiffre »Thermopylai«, dem Ort, wo vierhundert Spartaner siegend untergingen. (III, 74; I, 449, 451) Die »Frühe« - als sei sie etwas Apriorisches - wird dann zum Signalwort aller ähnlichen Stellen; im »Lebensweg« heißt der Rückblick:

Auch im Äußeren verlief es nicht hell, niemand hat es mir erleichtert, keine Hand, konnte es nicht, von früh an nicht. (IV, 62)

Die Ursachen für diese kampflöse Resignation werden nicht angegeben oder gesucht. Fern einer sozialpsychologischen Analyse, die sich nur indirekt, gegen den Strich des Textes gelesen erschließen ließe, wird die dunkle Zeit der Kindheit mythisiert und ontologisiert, alles Psychologische behutsam ins Physiologische, Konstitutionelle abgedrängt. Der Grund für solches Vorgehen läßt sich angeben. Er geht auf eine Erfahrung und Entscheidung zurück, die Benn selber programmatisch formuliert hat. Es ist die schon erwähnte Stelle, wo er seinen Wechsel vom Psychiater zum Arzt für Hautleiden erklärt:

Es war mir körperlich nicht mehr möglich, meine Aufmerksamkeit, mein Interesse auf einen neueingelieferten Fall zu sammeln oder die alten Kranken fortlaufend individualisierend zu beobachten. Die Fragen nach der Vorgeschichte ihres Leidens, die Feststellungen über ihre Herkunft und Lebensweise, die Prüfungen, die sich auf des einzelnen Intelligenz und moralisches Quivive bezogen, schufen mir Qualen, die nicht beschreiblich sind. Mein Mund trocknete aus, meine Lider entzündeten sich, ich wäre zu Gewaltakten ge-

schritten, wenn mich nicht vorher schon mein Chef zu sich gerufen, über vollkommen unzureichende Führung der Krankengeschichten zur Rede gestellt und entlassen hätte.

Ich versuchte, mir darüber klarzuwerden, woran ich litt. Von psychiatrischen Lehrbüchern aus, in denen ich suchte, kam ich zu modernen psychologischen Arbeiten, zum Teil sehr merkwürdigen, namentlich der französischen Schule; ich vertiefte mich in die Schilderungen des Zustandes, der als Depersonalisation oder als Entfremdung der Wahrnehmungswelt bezeichnet wird, ich begann, das Ich zu erkennen als ein Gebilde, das mit einer Gewalt, gegen die die Schwerkraft der Hauch einer Schneeflocke war, zu einem Zustande strebte, in dem nichts mehr von dem, was die moderne Kultur als Geistesgabe bezeichnete, eine Rolle spielte, sondern in dem alles, was die Zivilisation unter Führung der Schulmedizin anrühmig gemacht hatte als Nervenschwäche, Ermüdbarkeit, Psychasthenie, die tiefe, schrankenlose, mythenalte Fremdheit zugab zwischen dem Menschen und der Welt. (IV, 9)

Die Auswertung dieses immens aufschlußreichen und hintergründigen Textes muß geschulten Medizingeschichtlern und Psychologen vorbehalten bleiben.³² Aber seine Erregung läßt auch den Laien spüren, daß die Fragen und Zweifel, die er provoziert, ungleich interessanter und weittragender sind als die Antworten, die er geben möchte. Warum wird der Psychiater vor seinen Patienten, vor den »Fragen nach der Vorgeschichte ihres Leidens«, selber zum Patienten? Warum sind seine psychischen und physischen Reaktionen und Symptome (Desinteresse, unbeschreibliche »Qualen«, »Mein Mund trocknete aus, meine Lider entzündeten sich«, Aggressionsgefühle) derart vehement? Geraten hier eigene und innerste Tabu-Bezirke in Gefahr? Führen die symptomatischen Widerstände zu einer Flucht vor sich selbst und der eigenen Krankheit oder zu einer echten Lösung und Selbsttherapie? Bedeutet das Resultat, die »mythenalte Fremdheit . . . zwischen dem Menschen und der Welt«, eine Erkenntnis und Selbsterkenntnis oder ist es nur eine Rationalisierung und Ausflucht, der Endpunkt eines Verdrängungs- und Selbstbeschwichtigungsprozesses? Der Text, dem die Passage entnommen ist, endet mit dem Bekenntnis: »fünfunddreißig Jahre und total erledigt, ich schreibe nichts mehr« (IV, 11, 443); er entstand 1921 und trug zunächst den Titel »Lebenslauf von Gottfried Benn«; 1922 wurde er unter dem zweideutigen Titel »Epilog« als Nachwort zu den »Gesammelten Schriften« veröffentlicht (IV, 443), am Ende eines Krisenprozesses, dem ein mehrjähriges Schweigen folgt. Auf jeden Fall: eindeutig ist die programmatische Ontologisierung und Mythisierung psychologischer Phänomene. Sie läßt sich bei Benn zahlreich belegen³³ und bestimmt auch den drei Jahre älteren »Phimose«-Text. Noch tiefer in seinen Zusammenhang und in den typischen Vorgang, soziales Verhalten und soziale Verhältnisse zu biologisieren, zu ontologisieren und mythisieren, führt ein singuläres, aber außerordentlich aufschlußreiches Zeugnis aus der Jugend Benns. Eine seiner Schwestern hat berichtet, daß er den jüngeren Geschwistern eine kleine Geschichte zu erzählen pflegte: die Geschichte von einem »Onkel ohne Haut«, der im Walde lebte . . .³⁴ Mehr wissen wir nicht darüber. Aber in dieser schutzlos-wunden Figur, in dieser physiologischen Metapher der Preisgegebenheit hat sich offenbar der ganze Komplex seiner psycho-sozialen Sensibilität verdichtet, einschließlich der Anfälligkeit für Hautkrankheiten, an der Benn zeitlebens litt und der wir als psychischem Symptom der Lidentzündung gerade begegnet sind. Seine Tochter Nele berichtet in ihrem Erinnerungsbuch: »Eines der ersten Worte, die mich mein Vater lehrte, - oder vielleicht war

es das Leben -, war *Ekzem*. Mein Vater litt daran, und ich hatte Ekzeme von klein auf . . .«.³⁵ Der »Onkel ohne Haut« ist der extreme Gegentyp zu dem lebensstüchtigen, angepaßten und vergesellschafteten Menschenschlag mit dem »dicken Fell«. Die Haut, die leibliche Grenze zwischen innen und außen, Ich und Gesellschaft, ist als Metapher der personalen Geschlossenheit und der sozialer Identität zu lesen. Wer die schützende Haut nicht besitzt, muß fern der Gesellschaft als Outcast und Einzelgänger im Walde leben, denn sein wundes Innere wäre allen Blicken, Berührungen und Angriffen der Mitmenschen wehrlos preisgegeben. So ist der »Onkel ohne Haut« bereits eine biologisierte Präfiguration des »Paria« - beiden eignet die Aura des Unberührbaren, des Aussätzigen, des von der Gesellschaft Ausgeschlossenen und Verfemten, beiden eignet aber auch ein geheimnisvoller Tabu-Bezirk.³⁶

In der ambivalenten, vieldeutigen Figur und Chiffre des »Paria« und seinen Synonymen - »der Aussätzige, der Kriminelle, die Hure, der Vatermörder« heißt es im Brief vom 22. 2. 1942 an Oelze (Nr. 229, S. 308) - überlagern und durchdringen sich bei Benn auf eine höchst charakteristische und eigentümliche Weise biologische, soziale, religiöse und mythische Komponenten. Es ist eine Chiffre, in der er die schmerzlichen sozialen, psychologischen und konstitutionellen Bedingungen und Spannungen seiner frühen Selbsterfahrung zugleich offenbart und verbirgt, ja, man kann sagen, in der er dieses sozialpsychologische Spannungsfeld vor sich selbst und für die anderen *tabuiert*. Dies ist möglich, weil die genannten Momente in der sozial-religiösen Definition der Figur durch das indische Kastenwesen schon vorgegeben sind, weil der Paria, der Angehörige der niedersten Kaste, der zugleich sozialisierte wie der nichtsozialisierte Mensch, der zwar von der Gesellschaft definierte, aber auch von ihr ausgestoßene »unberührbare« Mensch ist. Er gehört zu den Niederen, ohne Proletarier zu sein, ohne in einem sozialen Kollektiv aufzugehen; er bewahrt den Nimbus des Außenseiters und Abseitigen.

Das Faszinosum der Figur für Benn ist so groß, daß er später, von ihr ausgehend, am Ende der zwanziger Jahre, die ihm eigentümliche Soziologie des Genies entwerfen wird.³⁷ Denn der Paria, der »Gezeichnete«, ist auch schon eine Präfiguration des Künstlers, des extrem »bionegativen«, neurotischen und asozialen Typs, wie ihn Benn auf den Spuren Lange-Eichbaums und Kretschmers in seinen Essays vorstellen wird, eine Präfiguration des »gezeichneten Ich« (III, 342). »Nur der Gezeichnete wird reden . . .«(III, 181), dieser Gezeichnete aber, - und damit schlägt die latente Ambivalenz der Figur um -, ist zugleich der vor der »Menge« Ausgezeichnete, der »Paria« insgeheim auch ein »Earl«: das Innere ein Earl, das Äußere ein Paria.³⁸ Von dieser Umschlags-Disposition, die ebenfalls in der extremen sozialpsychologischen Jugendkonstellation angelegt ist, wird noch öfter die Rede sein.

Auf solchem Hintergrund hebt sich ab, mit welch schockartiger Gewalt der Übergang von dem kleinen Dorf in die große Stadt und ihre Gesellschaft auf den Schüler und Studenten gewirkt haben muß, denn beide Sphären, Schule und Universität, werden von dem »Phimose«-Text bezeichnenderweise ineinandergeblendet.

Die latenten sozialen Kontraste, die sich in dem »besinnlichen« Kindheitsdorf des ersten Abschnitts scheinbar ontologisieren ließen, hier im zweiten Abschnitt (»Kam man nach den langen Ferien . . .«) brechen sie um so stärker und

verräterischer auf: der Pseudo-Kontrast von Dorf zu Stadt enthüllt sich mehr und mehr als ein sozialer Kontrast zwischen armer und reicher, proletarischer und aristokratischer Welt. Das erzählende Ich gerät in eine extreme Situation, deren Unerträglichkeit sich sogar grammatisch niederschlägt. Das Subjekt »ich« weicht im zweiten Abschnitt dem Subjekt »man«: »Kann man nach den langen Ferien dann zurück . . .«. Mit der Preisgabe des Ichs erklärt sich der Erzähler selbst zur anonymen Unperson. Dem im »man« ausgelöschten, verstummten Ich stehen die unerreichbaren »andern« gegenüber, die hier den Ton angeben. Die hingerissene Art, in der von ihren »Müttern«, »Vätern« und »Familien« die Rede ist, verrät im Unterdrückten und Verschwiegenen das Ungenüge an den eigenen Eltern, an der eigenen Familie und ihrer »primären Sozialisation«. Vor der glänzenden aristokratischen Welt der »andern« versinkt der kleine statuslose Dorfbewohner ins Nichts. Es ist die große Welt der reichen und hellen Städte, der Kunst (Sängerinnen), des Müßigganges, der Schönheit und des ästhetischen Rauschs, des Reichtums und der südlichen Erfüllung (Nizza), des Abenteuers und des gesellschaftlichen Rangs, der natürlichen Tradition und Lebenskultur.³⁹ Diese Fata morgana einer unerreichbaren Glücks- und Gegenwelt, die bei Benn in den verschiedensten Variationen unablässig auftaucht, ist deshalb so bemerkenswert, weil ihre später meist retuschierte sozialpsychologische Bedingung und Genese hier noch offenliegt. Auch die südliche Welt, der »ligurische Komplex«, dem wir in dem nächsten exemplarischen Text (»Heinrich Mann. Ein Untergang«) in einem ähnlichen Zusammenhang begegnen werden, enthält neben dem geographischen, geistesgeschichtlichen und poetologischen Kontrast von Nord und Süd immer zugleich eine soziale Spannung.

Benns zwanghafte Fixierung an ein starres Gegenüber von Ich und der Gemeinschaft der »andern« zeigt sich in der erstaunlichen Regelmäßigkeit, mit der das Verhältnis vor allem in zahlreichen Gedichten wiederkehrt: die »andern« sind für das lyrische Ich stets fraglos, lebenstüchtig und glücklich, - es selber leidend, ausgeschlossen und gezeichnet:

Dir nur sich enthüllte
bis zum Schlunde leer
ewig unerfüllte
Promesse du bonheur,
dir nur kann es nicht werden . . . (III, 117)

Das Stichwort »Promesse du bonheur« in dem Gedicht »Dunkler - « läßt noch einiges von den ausgeblendeten sozialen Hintergründen erahnen. Es weist hinter Stendhals »Sur l'amour«, dem es entnommen ist,⁴⁰ auf das 18. Jahrhundert zurück, in dem das bürgerliche Individuum seine sozialpolitischen Glücksansprüche an die Gesellschaft und den Staat formulierte und zur Geltung brachte. Der Artikel 1 der französischen Verfassung von 1793 lautet: »Das Ziel der Gesellschaft ist das allgemeine Glück«; in dem Begriff »pursuit of Happiness« taucht er in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung auf. Daß Benn sich dieser Zusammenhänge wohl bewußt war, belegt ein Brief an Oelze vom 2. 10. 1936, in dem er -abwertend - von dem »bürgerlichen Grundgefühl vom Recht auf Glück« spricht (Nr. 102, S. 149).⁴¹

Ihre bekannteste Formulierung hat die unvermittelbare Antithese in der letzten Strophe von »Einsamer nie -« aus dem gleichen Jahre 1936 gefunden:

Wo alles sich durch Glück beweist
und tauscht den Blick und tauscht die Ringe
im Weingeruch, im Rausch der Dinge -:
dienst du dem Gegenglück, dem Geist. (III, 140)

Die ursprüngliche soziale Spannung ist ganz in einer existentiellen, ethisch-
aristokratischen Distanz aufgegangen und ausgelöscht. Sehr ähnlich heißt es in
den letzten Versen von »Worte« aus dem Jahre 1955:

Und drüben brennen die Leuchten
in sanftem Menschenhort,
von Lippen, rosigen, feuchten
perlt unbedenklich das Wort.
Nur deine Jahre vergilben
in einem anderen Sinn . . . (III, 299)

Im melancholischen Tonfall der späten Gedichte ist diese Abgrenzung zur Ma-
nier geworden. Lediglich zwei Gedichte von 1926, »Fürst Kraft« und »Annonce«
(III, 92 f., 97 f.) lassen noch gedämpfte antikapitalistische, antiaristokratische
Töne vernehmen und nur in einem späten Gedicht, »Das sind doch Menschen«
von 1954 (III, 336), klingen Zweifel an der starren apriorischen Glücks-
Antithese auf.⁴²

Ganz von ihr geprägt ist die soziale Struktur der Rönne-Prosa, wo die Welt der
»ändern« durch die sichere, fraglose Welt der »Herren« repräsentiert wird, von
»Weinhaus Wolf«, »Roman des Phänotyp« und des »Ptolemäer«,⁴³ dort aber
schon mit umgepolten sozialen Wertigkeiten. Die undialektische Generalisie-
rung einer ursprünglich sehr spezifischen sozialpsychologischen Ausgangskon-
stellation, ihre Transponierung in eine Seinstatsache, ist also auch in diesem Fal-
le unverkennbar. Nur so läßt sich der seltsame, manchmal fast naiv wirkende
Reflexionsausfall erklären, der in solchen Strukturen hinter dem Rücken Benns
wirksam ist. Denn leben nicht auch die »ändern« in eben dem apokalyptischen
Jahrhundert, dessen Zerstörungen, Leidenssignaturen, dessen Verfalls- und Un-
tergangscharakter er so oft geschildert hat, das er vielleicht tiefer als die »an-
dern«, aber dennoch auch stellvertretend für sie erlitten hat? - In die Schilde-
rung des »Phimose«-Textes jedenfalls ist die unerfüllte gesellschaftliche Glücks-
sehnsucht des jungen und mittleren Benn noch unverhüllt eingegangen und, in
ihre extreme Polarisierung von »man« und den »ändern«, zugleich sein unwi-
derruflicher sozialer Glücksverzicht; er trägt fast masochistische Züge: »Dem
gegenüber: man: angewiesen sich auf das Unangreifbarste zurückzuziehen, Lä-
cherlichkeiten oder Verzicht.« Mit dem von zwei Doppelpunkten eingekerkerten
»man« treibt sich der Erzähler selbst in die Enge, um seine ausweglose Situation
zugleich auszusprechen und auszukosten. Er fühlt sich ringsum ausgesetzt und
angegriffen. Was das »man« aufzubieten hätte, würde in dieser Gesellschaft als
»Lächerlichkeiten« auf es zurückschlagen. So bleibt als Alternative nur der
stumme »Verzicht«.

Dieser erzwungene Verzicht aber, die Ich-Identität in irgendeiner sozialen Rolle,
in der Interaktion und Kommunikation mit den Schülern und Kommilitonen zu
finden, ist erträglich und lebensmöglich nur als Rückzug in das Innere, auf das
»Unangreifbarste«.

Was ist das »Unangreifbarste«? -

Im engeren Textsinne, auf den Schüler und Studenten bezogen, meint es wohl die geistige Leistung als den letzten Damm, der ihn vor der sozialen Selbstauslöschung schützt und vor den »anderen« legitimiert.

Im weiteren Sinne - so möchte ich vorausgreifend behaupten - ist es die Kunst, die Literatur. Das »Unangreifbarste« ist die Gottfried Benn eigentümlichste Definition der Kunst und Kunstproduktion. Die Definition *seiner* Kunst und *seines* Kunstverständnisses, wie sie prägnanter weder von ihm noch von einem anderen jemals wieder gegeben wurde. Es ist eine verräterische Formel. Sie gibt Hintergründe frei, die später sorgfältig ausgeblendet, transponiert und vergessen werden. Sie hat den unerhört schmerzhaften Geburtsmoment des Künstlers Benn und seiner Kunst aus einem extremen sozialen Spannungsfeld aufbewahrt, ihre Psycho- und Soziogenese.

Betrachten wir diese Prägung und ihren facettenreichen Kontext etwas genauer: in der privaten und superlativischen Substantivierung »das Unangreifbarste« liegt der unfreiwillige Rückzug aus einer feindlichen sozialen Wirklichkeit in das Innerste, eine ständige »innere Emigration«, eine Fluchtbewegung und eine unterdrückte Aggressionstendenz; liegt die unaufhebbare soziale Isolation und das Leiden daran, das Private als schmerzlicher Verzicht auf das Öffentliche; liegt der letzte, niedrigste und undefinierbare Halt und Punkt, der Nullpunkt, von dem aus das von allem entblößte Ich - das »gezeichnete Ich« wird es später heißen - sich allenfalls wieder konstituieren könnte; liegt die totale gesellschaftliche Niederlage mit dem heimlichen Vorbehalt eines Siegs von jener uneinnehmbaren innersten Zitadelle aus; liegt schon jene tragisch-heroische und kämpferische Haltung des Einsamen, die mit den Jahren, vor allem seit 1929, bei Benn immer sichtbarer wird; liegt mitten in der Absage an die historische und sozialpolitische Welt die unauflösliche negative Fixierung an sie, ein unstillbarer Hunger nach der großen reichen Welt, der sich seine Befriedigung - und seien es poetische Surrogate - suchen und schaffen wird; spricht sich ein Autonomiebewußtsein aus, das erst auf dem tiefsten Grunde der Ohnmacht erreicht wird . . . Aus dieser Formel des Rückzugs auf das »Unangreifbarste« speist sich die zentrale Ambivalenz-Struktur seines Wesens und seines Werkes.

Nicht zufällig weist die Wortprägung des »Unangreifbarsten« wiederum ins Assoziationsfeld des »Onkel ohne Haut« und des »Paria« als eines »Unberührbaren« und damit auch Unangreifbaren, sowie in ihre geheimnisvolle Tabu-Zone der Ausgestoßenheit und Auserwähltheit, die ungreifbar und deshalb notwendig undefinierbar ist. Sie läßt sich nur privativ umschreiben, wird doch in ihr jener unsichtbare und raumlose Punkt des Ichs, des »inneren Selbst« (IV, 202) gesucht und gemeint, der von der Gesellschaft, von Staat und Geschichte aus unerreichbar und unvereinbar, d. h. nicht zu sozialisieren sein soll. Er muß deshalb auch der Sprache, als einem gesellschaftlichen Medium, unzugänglich bleiben.

Ebensowenig ist es ein Zufall, daß Benn später, im »Roman des Phänotyp«, dem »Landsberger Fragment« von 1944, diesen Punkt mit dem Begriff des »Existentiellen« zu bezeichnen suchte und daß ihm überhaupt mit dem Beginn seiner konkreten »inneren Emigration« der Begriff der »Existenz« immer bedeutsamer wird.⁴⁴ Im »Phänotyp« liest man:

Existentiell — das neue Wort, das seit einigen Jahren da ist und entschieden der bemerkenswerteste Ausdruck einer inneren Verwandlung ist. Er zieht das Schwergewicht des Ichs vom Psychologisch-Kasuistischen ins Arthafte, Dunk-

le, Geschlossene, in den Stamm. Er verringert das Individuum um sein Peripheres und gewinnt ihm Gewicht, Schwere, Eindringlichkeit hinzu. Existentiell - das ist der Todesstoß für den Roman. (II, 154)

Neben der erneuten Biologisierung und Ontologisierung psychologischer Phänomene macht das Begriffs- und Bildfeld dieses Zitats deutlich, in welchem Zusammenhang Benns späteren Antithesen, Struktur- und Argumentations-schemata von Phänotyp - Genotyp, Peripherie - Zentrum, Hirnrinde - Hirnstamm, sowie seine gesamte Hirntopographie und »Geologie des Ich«⁴⁵ also auch seine Begründung des Dichterischen mit der Prägung »das Unangreifbarste« und ihrer sozialpsychologischen Konstellation stehen. In der Topographie der Gehirnbeschreibung ist der zentrale »Hirnstamm« die Chiffre des »Unangreifbarsten«.

In der eigenen Interpretation des »Roman des Phänotyp« bedient sich Benn dann des Bildes der Orange, der Fruchtsektoren und der »weißen zähen Wurzel« in ihrer Mitte, um die Struktur und den inneren Zusammenhalt dieser Prosa, die sich von allen konventionellen sozialen Bindungen der Gattung »Roman« freigemacht hat, zu erklären:

Diese zähe Wurzel ist der Phänotyp, der Existentielle, nichts wie er, nur er, einen weiteren Zusammenhang der Teile gibt es nicht. (IV, 133)

In dem merkwürdigen Gleichnis und seinen fast beschwörenden Worten verbirgt sich ebenfalls eine Umschreibung des unsozialisierbaren »Unangreifbarsten«.

Im Werk taucht der Begriff des »Existentiellen« zum ersten Mal in der Rezension eines Keyserling-Buches im Jahre 1936 auf:

Das, was man heute *existentiell* nennt, also vom Keim ausgehend und auf ihn zurückweisend mit der Richtung auf eine und mit dem Hintergedanken an eine Keimmutation . . . (IV, 264)⁴⁶

Die Metapher des »Keims« und der »Keimmutation«, die hier das »Unangreifbarste« umschreibt, führt in zugleich biologische und paläontologische Vorstellungen und Zusammenhänge zurück, mit denen Benn seit dem Ende der zwanziger Jahre die historisch-politische und gesellschaftliche Welt des Menschen zu erklären und zu entmächtigen suchte. Das »Unangreifbarste«, aus einem sozialen Rückzug als letzte Auffangstellung des Ich bezogen, hat hier schon längst seine denkerischen, pseudowissenschaftlichen und artistischen Gegenvorstöße zur Rückgewinnung des verlorenen Terrains eingeleitet.

Benns Hinweis »Das, was man heute *existentiell* nennt . . .« spricht aus, daß er mit diesem Begriff willkommenen Anschluß an das Denken und Fühlen einer ganzen Generation und Zeitepoche gefunden hat, die sich von der Entstehung der »Existenzphilosophie« in den zwanziger Jahren bis zum »Existentialismus« der Nachkriegszeit erstreckt. Damit weitet sich die enge, scheinbar auf einen Sonder- und Grenzfall bezogene Perspektive zu einer Totalen, in der Benn als ein typischer, ja, als ein repräsentativer Vertreter seiner Epoche, der ersten Jahrhunderthälfte in Deutschland und Westdeutschland erscheint und erscheinen soll. Denn diese detaillierten Untersuchungen haben nicht die Absicht, die weitreichenden Wirkungen Benns und seines Werkes durch die Rückführung auf ganz spezielle persönliche Bedingungen und Ursachen zu isolieren oder gar als zufällig abzutun; es ist im Gegenteil ihr Ziel zu zeigen, wie gerade Benns

konkreten und besonderen, nur in ihrer Extremität möglicherweise einmaligen Sozialisationsbedingungen und -erfahrungen ihn u. a. dafür disponierten, zu einem der exemplarischen Sprecher seiner Generation und Zeit zu werden, daß sich gerade im privaten und individuellen Grenzfall allgemein-gesellschaftliche Erfahrungen der ersten Jahrhunderthälfte konzentrierten und zu einem authentischen Ausdruck drängten. Das schon für das 19. Jahrhundert konstatabare Paradox, daß gerade der gesellschaftsferne und gesellschaftsfeindliche, der asoziale und atypische Künstler zum Sprachrohr eines Kollektivs, daß sein esoterisches Werk zum Seismographen für die Erschütterungen und Krisen seiner Epoche wird, dieses Paradox läßt sich im Falle Benns, den man zum »Kronzeugen der gegenwärtigen geistigen Krise« erklärte,⁴⁷ als »kartographisches Abbild des allgemeinen Existenzgefühls« gesehen und als einen gefeiert hat, in dem sich »die widerstreitenden Tendenzen der Epoche zur Klarheit eines großen, durchgearbeiteten Stils« versammelten,⁴⁸ erneut bestätigen: in seinem Rückzug auf das »Unangreifbarste« spiegelt sich eine Epochenerfahrung vor allem der intellektuellen Zeitgenossen.

Diesem Zusammenhang ist Ernst Topitsch schon 1953 in einem Aufsatz nachgegangen. Sein Titel lautet: »Soziologie des Existenzialismus. Kosmos – Existenz – Gesellschaft.«⁴⁹ Ohne daß auch nur der Name fällt, rückt Benn hier in ein Gesamtbild ein, in dem sich seine spezifischen Voraussetzungen, Erfahrungen und Äußerungen wahrhaft verallgemeinern, in dem das Zusammenspiel seiner besonderen sozialpsychologischen Konstellation mit den sozialen, wirtschaftlichen, philosophischen, wissenschaftlichen und politischen Kräften und Tendenzen seiner Zeit geradezu ins Auge springt. Dazu einige Zitate:

So stand die aus dem ersten Weltkrieg heimgekehrte Generation unter dem erschütternden Eindruck der theoretischen Unhaltbarkeit wertrationeller Weltkonstruktionen im Sinne objektivistischer Metaphysik und Unbeweisbarkeit oberster Werte und Normen durch die objektive Wissenschaft. Dazu kam in der Lebenswirklichkeit die Auflösung der sozialen Ordnungen mit ihren überindividuellen Wertgefügen, vor allem aber der Druck der industriellen Massengesellschaft auf die bürgerliche Bildungsschicht. In dieser Situation, in welcher »der Mensch in jedem objektiven Glauben enttäuscht und ihm alles zweifelhaft geworden war, nachdem alle inhaltlichen Sinngebungen des Lebens von der Relativierung in Frage gestellt waren, blieb nur der Rückgang auf das eigene Innere, um hier in einer letzten, allen inhaltlichen Festlegungen schon vorausliegenden Tiefe denjenigen Halt zu gewinnen, der in einer objektiven Weltordnung nicht mehr zu finden war.«⁵⁰

Dieser »Rückgang auf das eigene Innere«, - den hier im Vordergrund stehenden erkenntnistheoretischen Modus werden wir im nächsten exemplarischen Benn-Text (Heinrich Mann. Ein Untergang) antreffen -, wird wenig später in einer bis ins Wörtliche reichenden Übereinstimmung mit der Zentralstelle des »Phimose«-Textes beschrieben:

Das Grundmotiv der »Existenz« ist nicht neu. Seit der indischen Mystik findet sich immer wieder die Tendenz zum Rückzug auf eine theoretisch ungreifbare und darum unangreifbare Stelle, in der Regel eine »Innerlichkeit«, deren unaussagbares Sein in einer sinnlos und gottlos gewordenen, »seinsverlassenen« Welt als letzter, unverlierbarer Heilsbesitz verbleibt.⁵¹

Benn selber hat mit seinen Erfahrungen später sowohl bei den indischen und chinesischen Lebens- und Weisheitslehren wie bei der Stoa eines Seneca und Marc Aurel Rückhalt und Bestätigung gesucht.⁵² Auch der bei Topitsch hereinspielenden religiösen Dimension werden wir bei ihm, der die Kunst nicht nur als die letzte »metaphysische Tätigkeit«, sondern auch ganz unverhohlen als Religiönersatz deklarierte, noch begegnen. Zur eigentlichen »Soziologie des Existenzialismus« noch zwei Zitate:

Die Existenzphilosophie ist also ebenso wie die Kosmosmetaphysik (gemeint ist M. Scheler; J. S.) eine Deutung von Mensch und Welt aus einer bestimmten sozialen Lebenssituation.

Auf der einen Seite wird die Wirklichkeit nach dem Vorbild der Geborgenheit in der wertrationalen Ordnung einer festgefügtten Gemeinschaft verstanden, auf der anderen nach dem Erlebnis der Ungeborgenheit und Ratlosigkeit gesellschaftlich heimatlos gewordener Bildungsgruppen in einer Zeit starker sozialer Umschichtungen...⁵³

Die Einsicht in die Wertirrationalität des Weltlaufes und die gedankliche Unnahbarkeit der harmonisierenden Konstruktionen verschmilzt mit dem Verlust der Bindung an objektive Ziele und Gemeinschaftsordnungen zu einem spezifischen Sinnlosigkeitserlebnis. Unter dem Druck dieser objektlosen »Angst«, die oft mit uneingestandener Furcht vor konkreten Bedrohungen und verschiedenen Unzulänglichkeitserlebnissen verbunden ist, sucht der Mensch einen letzten Halt in einer unbestimmbaren Innerlichkeit, die dennoch wieder als inhaltlich bestimmt ausgedeutet werden muß.⁵⁴

Im nächsten Abschnitt wird an diese Ausführungen, die *das* Generationserlebnis der bürgerlichen Intellektuellen und Künstler in den zwanziger Jahren beschreiben, zu erinnern sein. Manches von ihren Zusammenhängen ist in Benns Rückblick von 1918 auf die eigene Jugend bereits eingeströmt. Vorerst läßt sich zweierlei festhalten: mit der »existentiellen«, vor- und übergeschichtlichen Auslegung seiner Selbst- und Kunsterfahrung deutet Benn darauf hin, wie sehr sein gesamtes Werk aus seiner Person, ihrem innersten Zentrum und ihrer spezifischen Lage verstanden sein will; gleichzeitig wird durch diesen Begriff all das, was doch auch - und gerade bei Benn - Symptom einer sozialen, historisch-politischen Situation ist, ganz für das autonome Individuum und seine »Ästhetik des Widerstandes« zurückgewonnen. Mit dem in der Prägung »das Unangreifbarste« angelegten Begriff des »Existentiellen« vermag sich das Ich alles von der sozialen Situation, von der Gesellschaft und der Geschichte Vorenthaltene und Geraubte wieder zurückzuholen - und sei es auch nur in der von ihm errichteten Eigenwelt und »Existentialmetaphysik« der Kunst. (Nr. 36, S. 63) Zweitens: Benns Kunst und Kunstauffassung, weil sie von dem Punkt des »Unangreifbarsten« ihren Ausgang nehmen, müssen in ihren Zentren notwendig undefinierbar und irrational bleiben. Hier gründen alle Schwierigkeiten, Gottfried Benn, auch wo er als Denker und Theoretiker hervortritt, auf den Begriff und ins System zu bringen. Alle seine Begriffe, Theorien und Systeme sind im Grunde verdeckte Flucht- oder Angriffsgebärden, defensive oder offensive Rationalisierungen des irrationalen »Unangreifbarsten« und seiner Konstellation.

Daß ihn der im »Phimose«-Text beschriebene sozialpsychologische Rückzug auf das »Unangreifbarste« sowohl in seiner »existentiellen« Haltung wie in seinem dichterischen Werk, seiner Ästhetik und Poetik, lebenslang geprägt hat, dafür gibt es genügend Äußerungen und Belege. Im Dezember 1953 schreibt Benn in

einem noch unveröffentlichten Brief an H. Paeschke, den Herausgeber des »Merkur«:

Ich arbeite zur Zeit an einem Vortrag über das »Altern als Problem für Künstler«. Sie sehen, ich stehe wie immer mit dem Rücken an der Wand, halte mein Schwert u. spinne mein Garn. Es wird mich keiner einer Flucht bezichtigen können.⁵⁵

Diese Stellung »mit dem Rücken zur Wand«, mit dem kämpferischen Willen zu einer letzten Selbstverteidigung (»Schwert«) und dem heroisch-tragischen Bewußtsein, auch den äußersten Gefahren nicht auszuweichen (keine »Flucht«), ist *die* prototypische Lebenshaltung Benns, die sich in vielfältigen Variationen und Modifikationen, von passiver narzißhafter Melancholie, verzweifelter Notwehr bis hin zu einer aggressiven Militanz, bekundet und ausspricht. Es ist seine Variante der generellen Erfahrung, daß die bürgerliche Kunst im 20. Jahrhundert zu einem letzten Notwehrakt des bedrohten Menschen und seiner Menschlichkeit geworden ist. Vor allem in den Oelze-Briefen, in denen Benn wohl am unverhülltesten redet, finden sich zahlreiche Beispiele dafür. Ich zitiere nur zwei von ihnen, die zugleich den Spielraum der Stimmungen ermessen lassen. Zunächst ein äußerst aggressives, von der Erfahrung der »inneren Emigration« geprägtes Beispiel:

Es gibt nur 2 Dinge: dreckige Menschheit u. einsames schweigendes Leiden - keine Grenzverschiebungen! . . . Man vergesse das nie: die unsägliche Verlassenheit u. Ausgestossenheit des Geistesmenschen! Fluch! Gelächter! Dumm-dreistes Befingern durch alte Säue u. Warzenschweine! Man täusche sich nicht, man lege kein Gaze auf: Blut, Blut, Blut, bis man alle ist. (Nr. 152, S. 203)

Die z. T. wörtlichen Analogien und Assoziationen zu den Figuren des »Onkel ohne Haut«, des »Paria« und zu der »Phimose«-Stelle liegen auf der Hand. Die passive antithetische Grundkonstellation von Ich und Gesellschaft hat sich jedoch zu einer apodiktischen Wertung verabsolutiert: auf der einen Seite die ausgestoßenen, einsamen, leidenden Geistesmenschen, auf der anderen die »dreckige Menschheit«. Nicht die soziale Konstellation, wohl aber ihre Wertung ist vollkommen umgepolt und hat einer ethischen Hierarchie des Geistes Platz gemacht: das ehemals elende »ich« trägt nun die sublimierten aristokratischen Züge der Glücks- und Gegenwelt, diese die »dreckigen« Züge des Proletarischen und Bürgerlichen. Die zweite Stelle geht näher auf die Position der »Geistesmenschen« ein:

Die Welt ist genauso, wie Sie sie schildern. Weit zurück von ihr muss man gehen, um sie zu ertragen. Wer kann so weit zurück gehen? Nur der Künstler u. der Mönch. Unlösbare Lage. Überhaupt nur für *Momente* ins Ertragbare abzubiegen . . . Diese Lage unseres Lebens als eine Folge von Zuständen, dieses Ich als eine sich gelegentlich schliessende, aber im allgemeinen eine unstillbare, unabrundbare, offene Kette von Schmerzen, Verwundungen u. Fragwürdigkeiten, das *ist doch* unser Gesetz, unser Schicksal, unsere durchzukämpfende Erbmasse. (Nr. 90, S. 138)

Die Passage verknüpft die Topographie des Rückzugs auf das »Unangreifbarste« direkt mit dem Komplex der Kunst. Nur der Künstler und der Mönch vermögen sich weit genug von der sonst unerträglichen gesellschaftlichen Welt zurückzu-

ziehen, wobei impliziert ist, daß der Künstler immer schon unter die Kategorie der »Mönche« gehört. Diese neue Chiffre und Figuration des nichtsozialisierten Außenseiters gehört in die Zeit der »inneren Emigration« seit 1934, als Benn die gesamte Menschheit in die beiden extremen Gruppen der »Verbrecher und Mönche« aufzuteilen begann, als sich seine Zwei-Reiche-Theorie personalisierte. Damit wird das offensive und aggressive Stadium einer totalen Auflösung und Destruktion der gesellschaftlichen Welt signalisiert; denn der Mönch ist der Mensch, der sich freiwillig aus der Gesellschaft zurückzieht, der Verbrecher der Mensch, der mit Gewalt von ihr ausgeschlossen wird - eine intakte Gesellschaft zwischen den Extremen ist also nicht mehr vorhanden.⁵⁶ Es gibt zwar nur ein einziges Gedicht, in dem der Ausdruck »unangreifbar« in bedeutsamer Weise zweimal mit der Sphäre der Kunst assoziiert wird (»Der Traum«, III, 229 f.), aber viele andere Äußerungen stellen diesen Zusammenhang direkt genug her. Im »Lebensweg eines Intellektualisten« gibt Benn unter dem Stichwort »Die Kunst« eine exemplarische Definition:

Der *Kunstträger* ist statistisch asozial, weiß kaum etwas vor ihm und nach ihm, lebt nur seinem inneren Material, für das sammelt er Eindrücke in sich hinein, das heißt zieht sie nach innen, so tief nach innen, bis es sein Material berührt, unruhig macht, zu Entladungen treibt. Er ist ganz uninteressiert an Verbreiterung, Flächenwirkung, Aufnahmesteigerung, an Kultur. (IV, 51)

Interessiert an »Verbreiterung, Flächenwirkung, Aufnahmesteigerung, an Kultur« - so führt Benn an der gleichen Stelle aus - ist der »Kulturträger«, in dem sich gleichzeitig der bürgerliche, staatlich geförderte Kultur- und Literaturbetrieb verkörpert. In diesem antithetischen Begriffspaar von »Kunstträger« und »Kulturträger« begegnen wir einmal mehr dem Versuch, den auf das »Unangreifbarste« zurückgezogenen Künstler radikal von der gesellschaftlichen Sphäre abzugrenzen, seine notorische Asozialität ontologisch zu begründen. Wenig später heißt es:

Es ist eine Erkenntnis, und es ergibt sich aus ihr, daß der Kunstträger in Person irgendwo hervortreten oder mitreden *nicht* solle, »unter Menschen war er als Mensch unmöglich« - seltsames Wort von Nietzsche über Heraklit - das gilt für ihn. (IV, 53)

Einerseits formuliert sich hier erneut und prägnant die bekannte »Paria«-Erfahrung Benns - er wird das »seltsame Wort« von Nietzsche über Heraklit noch oft - entstellt - zitieren und sich ganz zu eigen machen⁵⁷ -, auf der anderen Seite dokumentiert diese emphatische Anweisung von 1934, »daß der Kunstträger in Person irgendwo hervortreten oder mitreden *nicht* solle«, eine verräterische und schmerzhafteste Selbstkorrektur: denn genau das hatte Benn in den Jahren 1932-34 in einem ersten verzweifelten Resozialisierungsversuch seit seiner Jugend versucht. Nach der erneuten Abweisung durch eine ihm feindliche Gesellschaft, in der sich das Modell seiner psychosozialen Urerfahrung, nicht mitreden und mithalten zu können, mit alptraumhafter Genauigkeit wiederholte, nach dieser sicherlich traumatischen Erfahrung zieht Benn sich erneut und endgültig zurück.⁵⁸ Der Prozeß der »inneren Emigration« seit 1934 konnte ihm deshalb kein unbekanntes Erlebnis sein; er bedeutete ihm vielmehr eine Bestätigung des innersten Lebensgefühls. Seine ab 1936 zunehmend schärferen, schrilleren und maßloseren Äußerungen über die soziale und politische Welt - »dreckige Menschheit« und die Einteilung in »Verbrecher und Mönche« bilden

nur *ein* « Beispiel dafür - sind deshalb immer auch Symptome für die Tiefe der erneuten Verwundung, für den wachsenden äußeren Druck, der auf ihm lastete. Versuchen wir ein erstes Résumé zu ziehen:

Wem sich die Kunst als das Resultat eines ursprünglichen sozialen Rückzugs auf das »Unangreifbarste« definiert, als die Konsequenz eines erzwungenen und erlittenen Verzichts auf die große glückliche Welt, als letzter Zufluchtsort vor Demütigungen und Lächerlichkeiten, als äußerste Lebens- und Überlebensmöglichkeit inmitten eines unerträglichen sozialen und historischen Spannungsfeldes, dessen poetische Macht wird immer nur die Kehrseite einer realen Ohnmacht sein, und alle Stärken und Siege seiner Kunst werden auch von seinen Schwächen und Niederlagen zeugen. Benns Kunst und Kunsttheorie ist von ihrem Ursprung her - und genau hier liegt ihr Glanz wie ihre tiefe Selbstgefährdung - immer mit den Macht- und Herrschafts-, bzw. den Ohnmachts- und Unterdrückungskategorien des frühen sozialen Spannungsfeldes behaftet, ja, oft infiziert geblieben. Aus seiner Grunderfahrung der Ohnmacht, des Zwangs, des Ausgestoßenseins, des Opfers zwischen den disponiblen Polen des Aristokratischen und des Proletarischen, aus dieser »Paria«-Erfahrung ergeben sich alle Ambivalenzen und Widersprüche dieser Konstellation, sowie der ihr inhärente Umschlagscharakter von einem Extrem in das andere. Aber ob Benn nun als »Paria« oder als »Earl«, als Leidender oder als poetischer Herrscher, mönchisch oder diktatorisch auftritt, immer hören wir das ursprüngliche Opfer, die tiefe Verwundung aus ihm sprechen.

Das auffälligste Symptom für diesen fundamentalen Tatbestand bildet die weitverbreitete und dominierende Kampf-, Blut-, Wunden- und Leidensmetaphorik in seinem Werk und vor allem seiner Kunsterörterung. Gerade sie kommt einer Sozialanalyse weit entgegen. Auf einige Beispiele sind wir schon gestoßen, weitere werden folgen. So war Benn für seine in den Jahren 1932-34 aufdringlich und geballt hervortretende Kampfmetaphorik -»Dennoch die Schwerter halten« - wohl disponiert. Ob er sie nun in die menschliche Urgeschichte zurückprojiziert:

Ein ziemlich ungeschütztes [!] Wesen aber, dieser Vorfahr, die Haare fielen ihm auch noch aus, als er aus dem Quartär trat, und rings um ihn die riesigen Echsen, er aber hatte nichts als die *Waffe des Bewußtseins*: den Gedanken, die sich sammelnde Erfahrung: den Begriff. Dessen Lautwerdung im Wort deutete bestimmt nicht auf historische Romane und farbenglühende Gemälde des Mittelalters, sondern vertrat Gewalt, und er selbst, der Begriff, war nie ein pazifistisches Gleitmittel, Kaffeeklatsch, kapitalistische Zwischensubstanz, um zwei faule Geschäfte aneinanderzukleben, sondern er schied Welt vom Chaos, trieb die Natur in die Enge, schlug die Tiere, sammelte und rettete die Art. (IV, 60), - (Kursivierungen hier u. im folgenden von mir, J. S.)

ob er die Expressionisten als eine Generation einsamer *Kämpfer* herausstellt und rechtfertigt:

aber es war einst alles ebenso *erkämpft*, behangen mit Blut, mit Opfern gesühnt, der Unterwelt entrissen und den Schatten bestritten ... (I, 254) Auch die kleine Gruppe vor der letzten Wende der Welten: lebte der Kunst, das heißt: lebte in *Todbereitschaft* und lebte aus Deutschlands gläubigem Blut. (I, 256),

ob er die »Form« nun als »Macht schlechthin« definiert:

Und dabei Form nie als Ermüdung, Verdünnung, Leere im deutschbürgerlichen Sinne, sondern als die enorme menschliche Macht, die *Macht schlechthin*, der Sieg über nackten Tatbestand und zivilisatorische Sachverhalte, eben als das Abendländische, die Überhöhung, der reale eigenkategoriale Geist ... (Dorische Welt, I, 292), -

ob er seinen Zentralbegriff der »Ausdruckswelt« abgrenzt:

Die Ausdruckswelt steht zwischen der geschichtlichen und der nihilistischen als eine gegen beide geistig erkämpfte menschliche Oberwelt ... (I, 391), -

oder ob er in der späten Rede »Probleme der Lyrik« vom »lyrischen Ich« spricht:

Dieses lyrische Ich steht mit dem *Rücken gegen die Wand* aus Verteidigung und Aggression. Es verteidigt sich gegen die Mitte, die rückt an. Sie sind krank, sagt diese Mitte, das ist kein gesundes Innenleben. Sie sind ein Dégénéré - wo stammen sie eigentlich her? (I, 518), -

immer schlägt das alte Grundmuster durch. (Vgl. III, 496, 512; I, 156; Br., S. 36) Kunst und Poesie heißen bei Benn stets auch: die Macht des wehrlosen Einzelnen gegen alle anderen, die Kompensation eines profunden Ohnmachtsgefühl gegenüber der Gesellschaft, die Umkehrung und Umpolung der Verhältnisse im »Phimose«-Text. Seine Wirkungsästhetik ist deshalb immer auch eine magische Überwältigungs- und Ohnmachtsästhetik. Gefährlich und bedenklich wird es, wo der latente Ohnmachtscharakter der Kunst gänzlich durch ihren Allmachtsanspruch ersetzt und aufgegeben wird - so im Jahre 1932. Benn, der die ohnmächtige Kunst zu dieser Zeit auf die höchsten Altäre hob und mit den unumschränktesten imperialen Macht-Insignien ausstattete, war deshalb - in diesem Moment - prädestiniert zum Selbstverrat und zum Verrat der Kunst - der Kunst, deren Wesen es doch ist, sich möglichst frei und unabhängig zu halten von allen gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftskategorien und -strukturen, sie in der Sprache nicht zu reproduzieren, sondern zu reflektieren, der Kunst, die eine *Machtangelegenheit* in irgendeinem Sinne niemals sein kann.⁵⁹

Hätte Benn - um mit dem leichtfertigen Konjunktiv des Nachgeborenen zu sprechen - seine inneren Abhängigkeiten von einer psychosozialen Ausgangskonstellation nach dem Ersten Weltkrieg nicht mehr und mehr verdrängt und verleugnet, hätte er sie im Zusammenhang mit der umgreifenden historischen und sozialpolitischen Situation jemals durchschaut und reflektiert, statt sie einseitig zu mythisieren und zu totalisieren, so wäre ihm jene seltsame Art der Machtergreifung durch die Kunst, die wir in den letzten Jahren der Weimarer Republik an ihm beobachten,⁶⁰ so wäre ihm ein Titel wie »Die Geburt der Kunst aus der Macht« in dem Essay »Dorische Welt« (1934) wohl erspart geblieben, - so wäre er wohl auch nicht zum zeitweiligen Opfer der »Machtergreifung« geworden. - Die eigentümlichste Essenz seiner ambivalenten Sozial-, Kunst- und Existenz Erfahrung verdichtet sich jedoch in jenem Ineinander von Sieg und Niederlage, Selbstwerdung und Selbstvernichtung, Opfer und Überwindung, Macht und Ohnmacht, dem wir in der Chiffre »Thermopylai« bereits begegnet sind. Sie verkörpert sich in den frühen mythischen Selbstbildern des »Narziß« und des »Ikarus« ebenso wie in dem autobiographisch-dichterischen Prosatext, dem wir uns

nun zuwenden werden. Hier hat die Ambivalenz bereits den Titel geprägt: »Heinrich Mann. Ein Untergang«: Der Untergang des erzählenden Ich ist zugleich sein Aufgang in Heinrich Mann, in der Dichtung, in der Kunst.

4. *Der Paria-Prometheus. »Heinrich Mann. Ein Untergang«*

Dieser Text von 1913 interessiert in unserem Zusammenhang vor allem durch seinen autobiographisch-bekennnishaften Beginn; die sozialpsychologische Konstellation der »Phimose« bleibt zwar sichtbar, wird aber von einer erkenntnispsychologischen Konstellation überlagert und ergänzt:

Jahre waren es, die lebte ich nur im Echo meiner Schreie, hungernd und auf den Klippen des Nichts. Jenseits von Gut und Böse - dummes Literatenwort. Jenseits von Krebs und Syphilis und Herzschlag und Ersticken - das ganze grauensvolle Leben der Götter war es, ehe sie die Erde schufen.

Früher in meinem Dorf wurde jedes Ding nur mit Gott oder dem Tod verknüpft und nie mit einer Irdischkeit. Da standen die Dinge fest auf ihrem Platze und reichten bis in das Herz der Erde.

Bis mich die Seuche der Erkenntnis schlug: es geht nirgends etwas vor; es geschieht alles nur in meinem Gehirn. Da fingen die Dinge an zu schwanken, wurden verächtlich und kaum des Ansehens wert. Und selber die großen Dinge: wer ist Gott? und wer ist Tod? Kleinigkeiten. Wappentiere. Worte aus meiner Mutter Mund. Nun gab es nichts mehr, das mich trug. Nun war über allen Tiefen nur mein Odem. Nun war das Du tot. Nun war alles tot: Erlösung, Opfer und Erlöschen. Bis ich den Ausweg aus mir fand: in Siedelungen aus meinem Blut. Die sollten Heimat werden, Trost, Erde, Himmel, Rache, Zwiegespräch. - Und Bild für Bild: jedes war wie der letzte Atemzug eines, dessen Mund schon unter den Wellen ist. Ich stieß sie hervor; ich röchelte sie ins Dasein. Es handelte sich gar nicht darum zu malen. Es handelte sich darum zu leben. Etwas ganz Primitives stand in Frage. Etwas wie die Atmung. Ich setzte Strich bei Strich und jeder war wie ein Schrei und meine Hände kamen aus einem Abgrund. —

Als es kein Entrinnen mehr gab, machte ich kurzerhand Schluß und fuhr. (II, 9)

Auch diese Passage dokumentiert eine Jugendkrise, die sich biographisch etwa an die Phase der »Phimose«-Stelle angeschlossen haben mag, aber sie schildert darüber hinaus die Geburt des Künstlers und der Kunst aus dieser Krise. Es handelt sich um ein großes inneres und äußeres Entwurzelungserlebnis, die totale Entgötterung, Entwertung und Entfremdung der vertrauten heimatlichen Welt. Als Ursache wird - mit einer merkwürdig biologisierten Sündenfall-Metapher - ein erkenntnistheoretischer Schicksalsschlag angegeben: »Bis mich die Seuche der Erkenntnis schlug: es geht nirgends etwas vor; es geschieht alles nur in meinem Gehirn.« Das Entwurzelungserlebnis wird also zugleich als Ausstoßung (aus dem Paradies der Kindheit) und als Vereinsamung erfahren: das Ich findet sich plötzlich in das eigene »Gehirn«, in den Echoraum seiner Schreie eingekerkert, die heimatliche vertraute Welt ist ihm verloren gegangen.

F. W. Wodtke hat darauf hingewiesen, daß der junge Theologie-Student Benn wohl in Marburg (1903/4) durch die Begegnung mit dem erkenntnistheoretischen Neukantianismus in diese Krise geraten ist, die sich durch die wahrscheinliche Lektüre von Hans Vaihingers »Philosophie des Als ob« (1911) »mit

ihrer radikalen Desillusionierung aller menschlichen Werte und Ideale als bloßer Fiktionen« noch verschärfen mußte.⁶¹ Wodtke spricht geradezu von einer »Kantkrise« Benns.

Wie im Falle Kleists ist jedoch zu fragen, warum gerade beim jungen Benn die Erschütterungen derart durchschlagend wirkten. Die Antwort kann wohl nur lauten: weil das unter der anachronistischen dörflichen Pseudo-Geborgenheit schwelende primäre sozialpsychologische Verstoßungs- und Entwurzelungserlebnis ihn, den Pfarrerssohn, besonders für die zweite, erkenntnistheoretische Entwurzelung disponierte, weil sein Ich den Verlusten dieser Krise nichts mehr entgegenzusetzen hatte. Das Maß der Erschütterung verrät sich in den unverhältnismäßigen Mitteln ihrer Schilderung; sie überschwemmt alle Grenzen und stellt sich sofort in universalen, mythischen Dimensionen und mit den pathetischen, freilich auch expressionistischen Kategorien der Welterschöpfung und des Weltuntergangs vor: der erste Absatz schildert den Weltverlust im Spiegel der chaotischen Zeit vor der Welterschöpfung^{61a}, der zweite Absatz den Zusammenbruch der Welt und ihres Schöpfers (»Nun war über allen Tiefen nur mein Odem«) und der dritte den verzweifelten Versuch einer prometheischen Gegenerschöpfung durch die Kunst.

Die *Prometheus*-Figur wird unausgesprochen bereits durch die Metaphorik des ersten Satzes eingeführt: »Jahre waren es, die lebte ich nur im Echo meiner Schreie, hungernd und auf den Klippen des Nichts.« Hier spricht ein »Gefesselter Prometheus«, angeschmiedet an den Felsen am äußersten nördlichen Rand der Erde. Ob Benn das gleichnamige Drama des Aischylos, das er in einem Brief vom 2. 8. 1933 an Oelze bewundernd erwähnt - (»Ich habe es plötzlich mit Aeschylos - übrigens auch ein seltsam durch die Jahrhunderte eindrucksvoll gebliebener Geist z. B. »gefesselter Prometheus«. Muß Unendliches innerlich durchgemacht haben, die beiden europäischen Gewalten zum ersten Mal in ihm bewußt geworden: das Titanische u. das Formale.« [Nr. 4, S. 30]), - damals schon gelesen hat, muß dahingestellt bleiben. Ungleich wahrscheinlicher ist es, daß er die aischyleische Figur in der eindrucksvollen Präsentation und Interpretation Nietzsches in der »Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik« kannte. (Auf Nietzsche wird ja im zweiten Satz der Prosa schon angespielt!) Auf jeden Fall lohnt es sich, dem Umriß und der Füllung dieser Figur bei Benn auf der Folie Nietzsches nachzugehen.⁶²

Nietzsche stellt Prometheus als Gegenfigur des Ödipus vor: »Der Glorie der Passivität stelle ich jetzt die Glorie der Aktivität gegenüber, welche den *Prometheus* des Aeschylos umleuchtet«,⁶³ und er rückt ihn sofort neben die trotztitanische Gestaltung Goethes. Bei Benn findet sich weder die Aktivität, noch das Trotzige und Titanische. Sein schattenhafter anonymer Prometheus ist nicht der große autonome Halbgott, sondern eine gefesselte, leidende, ausgestoßene, enttäuschte, verzweifelte und hilflose Figur. Was ihn bei Nietzsche angezogen haben mag, ist die starke Betonung des »unermesslichen Leids«, der »Leidenswelten«, der Pessimismus, die unaufhebbare Tragik und ihre Übertragung auf den Künstler: »Das herrliche ›Können‹ des großen Genius, das selbst mit ewigem Leide zu gering bezahlt ist, der herbe Stolz des *Künstlers* - das ist Inhalt und Seele der aeschyleischen Dichtung.« Aber auch dem Leiden fehlt bei Benn das Kühne und Titanische. Bei ihm verbindet sich vielmehr, was Nietzsche ausdrücklich trennt, obwohl »zwischen beiden Mythen ein Verwandtschaftsgrad existiert, wie zwischen Bruder und Schwester«: Prometheus- und Sündenfallmythos, »ak-

tiver Frevel« und »passive Sünde«. Benns Prometheus wird durch ein Sündenfall-Erlebnis erst geschaffen. Weil ihn »die Seuche der Erkenntnis schlug«, wird er aus dem Paradies der Kindheit und Heimat verstoßen und mit seinem Promethidentum geschlagen.

Darum kann der in sein »Gehirn« Eingekerkerte nicht mit einer eigenen Schöpfung und Gegenwelt aufwarten; sein Handeln ist ein verzweifelt Auswegsuchen aus dem verhängten Elend: »Bis ich den Ausweg aus mir fand: in Siedelungen aus meinem Blut. Die sollten Heimat werden, Trost, Erde, Himmel, Rache, Zwiegespräch.« - Es spricht nicht der Feuerbringer, der Kultur- und Menschenschöpfer, sondern einer, der *sich* alles, was *er* verlor, aus sich selbst wiederherstellen möchte. Daß die Begriffe »Trost« und »Rache« in der Reihe seiner Wünsche erscheinen, weist auf den Kompensationscharakter seiner Creationen hin, auf eine unverwindbare innere Verletzung und Kränkung. Sein Konflikt mit einem toten Gott oder unsichtbaren Göttern wird durch die prometheische Ersatzschöpfung nicht überwunden und gelöst, sondern ständig reproduziert und als »Rache« genossen⁶⁴. Dieser Prometheus ist also kein Bringer des Neuen, sondern ein ohnmächtiger Wiederhersteller des Alten, kein Rebell um der Zukunft und des Fortschritts, sondern um der Vergangenheit und Rückkehr willen. Er bleibt negativ an das fixiert, was er verlor. Sein Nihilismus ist ein enttäuschter Idealismus. Im Jahre 1952 schrieb Benn an A. Lernet-Holenia, daß er jahrelang über den Nietzschevers nachgedacht habe: »Wer das verlor, was du verlorst, macht nirgends halt«. (IV, 308)

Die Eigenschaften und Kennzeichen der merkwürdigen Figur, soviel wird deutlich geworden sein, führen tief in das Verständnis der Person und des Werks Gottfried Benns. Sie lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

1. Was wir im vorigen Abschnitt indirekt erschließen konnten, die negative Fixierung an eine frühe Ausgangskonstellation und ihre mehr oder weniger bewußte Reproduktion in den späteren Verhaltens- und Werkstrukturen, finden wir hier direkt ausgesprochen. Dem Text von 1913 ist, durch die »existentielle« und mythische Darbietung kaum verhüllt, die sozialpolitische und geistige Idee einer konservativen »Restitutio« immanent.⁶⁵ Es ist kein Zufall, daß sein »Dorf« ein fast mittelalterliches Gepräge besitzt, daß in der Reihe der Ersatzschöpfungen »Heimat«, »Trost«, »Himmel« und »Zwiegespräch« erscheinen und daß von »Siedelungen aus meinem Blut« gesprochen wird. Mit diesen »Siedelungen« versucht sich das Ich seine verlorenen *sozialen* Orte in sich selbst wiederherzustellen und seinen intellektuellen Sündenfall rückgängig zu machen. Der Begriff der »Siedlung« spielt dabei auf die sozialistischen Thesen Gustav Landauers, seine Propagierung einer Rückkehr aufs Land, seine Mittelalterverklärung und seine Aufrufe zur Gründung von »Siedlungen« an. Sein »drittes Flugblatt« von 1910 mit dem Titel »Die Siedlung« beginnt: »Wir wollen Siedlungen gründen; wir wollen, daß die Arbeiter Landarbeit, auf dem Felde und in den Gärten, und Industriearbeit, in Werkstätten und Fabriken, vereinigen«,⁶⁶ im gleichnamigen Aufsatz von 1909 heißt es: »Das sozialistische Dorf, mit Werkstätten und Dorffabriken, mit Wiesen und Äckern und Gärten, mit Großvieh und Kleinvieh und Federvieh - ihr Großstadtproletarier, gewöhnt euch an den Gedanken, [. . .], daß das der einzige Anfang eines Wirklichkeitssozialismus ist, der übrig geblieben ist.«⁶⁷

Daß Benn von Landauers Synthese sozialistischer, anarchistischer und konservativer Restitutio-Momente angezogen wurde, ist dabei ebenso aufschlußreich und typisch, wie daß er dieses Konzept entpolitisierte, biologisierte (»Siedelungen aus meinem Blut«) und in ein asoziales existentiell-artistisches Verfahren übertrug.

Die Regression auf das »Blut« - sie befreit von der »Seuche der Erkenntnis« - stellt dabei wiederum einen Rückzug auf das für die entwertete und entfremdete soziale Lebenswelt »Unangreifbarste« dar, auf einen archimedischen Punkt vor und jenseits aller für das Ich unannehmbar gewordenen sozialen Rollen. Das Biologische, das Blut ist das Anti-Soziale schlechthin, das Nicht-Sozialisierbare. Auf eine konkrete und individuelle Weise sehen wir hier den kurzen Weg vom rationalen »Neukantianismus« zur irrationalen »Lebensphilosophie« durchmessen, den am Anfang des 20. Jahrhunderts so viele Zeitgenossen in Deutschland auf den Spuren Nietzsches und Bergsons beschriften und propagierten.⁶⁸

Es ist deshalb keine spitzfindige Übertreibung, in der Bennschen Prometheus-Figur und ihrer noch individuellen und vitalistischen »Restitutio« des Verlorenen bereits jenen Vertreter der »Konservativen Revolution« aufzuspüren, als der uns Benn zwischen 1932 und 1934, seiner Mentalität nach aber auch später noch erscheinen wird. In seiner programmatischen Akademie-Rede im Jahre 1932 definiert er seine dichterische »Produktivität« direkt als ein Restitutio-Phänomen: Sie stellt gegen den Nihilismus das vornihilistische Zeitalter, das bis Goethe reichte, wieder her. (I, 431)⁶⁹ Bertolt Brecht hat ihn deshalb mit der Bosheit des Gegenspielers einen »Pfaffen mit umgekehrten Vorzeichen« genannt.⁷⁰

2. In der Prometheus-Figur verkörpert sich ebenfalls die schon hervorgehobene typische Ambivalenz: ihre Rebellion entsteht aus der Niederlage, ihre Kraft aus der Schwäche, ihr Besitz aus dem Verlust, ihre Macht aus der Ohnmacht, ja, ihre Selbstwertung aus einer Selbstvernichtung - so wie alle rauschhaften Aufschwünge dieser Prosa und der Dichtungen Benns überhaupt aus dem intellektuellen »Untergang« hervorgehen und an ihn erinnern. Dieser Mechanismus - anders kann man ihn wegen seiner Häufigkeit und Automatik kaum nennen - beherrscht sowohl die sozialpsychologische wie die poetologische Sphäre. »Erkenntnis ist ein schönes Mittel zum Untergang«, heißt es nietzscheanisch im »Rönne«-Abschnitt des »Lebenswegs« zur Erklärung seiner lyrischen Aufschwünge (IV, 37; vgl. I, 416) und ihre exemplarische poetologische Formulierung erhält diese Struktur schon 1927:

- das ist der Grundvorgang, der alles interpretiert: Jedes ES das ist der Untergang, die Verwehbarkeit des ICH; jedes DU ist der Untergang, die Vermischlichkeit der Formen. »Komm, alle Skalen tosen Spuk, Entformungsgefühl« - das ist der Blick in die Stunde und die Glücke, wo die »Götter fallen wie Rosen« - Götter und Götterspiel.

Schwer erklärbar Macht des Wortes, das löst und fügt. Fremdartige Macht der Stunde, aus der Gebilde drängen unter der formfordernden Gewalt des Nichts. Transzendente Realität der Strophe voll von Untergang und voll von Wiederkehr: die Hinfälligkeit des Individuellen und das kosmologische Sein, in ihr verklärt sich ihre Antithese, sie trägt die Meere und die Höhe der Nacht und macht die Schöpfung zum stygischen Traum: »niemals und immer«. (IV, 14)

Hier haben die prometheischen »Siedelungen aus meinem Blut«, die Antwort auf die »Gewalt des Nichts«, ihr poetologisches Credo gefunden. Das ambivalente Schöpfungsgesetz der Bennischen Kunst könnte keinen knapperen Ausdruck finden als in der immer wiederkehrenden Formel des simultanen Untergangs und Aufgangs: »niemals und immer«. (II, 164; vgl. III, 62 f.).⁷¹ Die aus ihrer scheinbaren Zeit- und Ursprungslosigkeit sorgfältig ausgeblendete zeitgeschichtliche Entstehung kann man in dem Prosa-Text von 1913 noch nachlesen.

3. Ein weiterer ungewöhnlicher Zug der Bennischen Prometheus-Figur - und eine tiefgreifende Veränderung des bekannten Mythos - ist ihre ausschließliche *Selbstbezogenheit*, ihre Asozialität. Was sie leidet und tut, leidet und leistet sie nicht für andere, für die Menschheit, sondern ausschließlich für sich selbst; sie steht in einem menschen- und weltenlosen Raum. Selbst das, was sie für sich tut, ist kein freier Entwurf, kein Handeln aus einem autonomen Entschluß; es ist ein Erleiden, da keine andere Wahl mehr offensteht. Der »Ausweg« aus sich selbst ist eine letzte Ausflucht. Sie führt nicht ins Freie, in einen »befreiten Prometheus«, sondern ist in Wahrheit eine gewußte und bewußte Selbsttäuschung über die kommunikative Kraft des »Bluts«. Das »Zwiegespräch« bleibt ein Selbstgespräch, die »Heimat«, die »Erde« und der »Himmel« Projektionen und Halluzinationen des Ich. Dieser Prometheus bleibt auch als Schöpfer noch gefesselt; auch im innersten Zirkel treffen wir den typischen Rückbezug, den Versuch einer »Restitutio« ad se ipsum an.

Bennis selbstbezogene und leidende Prometheus-Figur enthält bereits die Struktur des »Narziß« : das ist die mythische Leitfigur, die nach dem ersten Weltkrieg, genauer, seit 1920 hervortritt und die zwanziger Jahre prägen wird. Aus diesem Mythos sind bereits alle sozialpsychologischen und lebensgeschichtlichen Entstehungsbedingungen entfernt; er wird nur noch erkenntnistheoretisch und philosophiegeschichtlich abgeleitet; die Asozialität, bei der Prometheus-Figur noch ein gesellschaftliches Stigma, ist zum reinen Mythos geworden, „ zur »mythenalten Fremdheit . . . zwischen dem Menschen und der Welt.« (IV, 9).⁷² Um so aufschlußreicher, daß auch diese Figur ihre Ambivalenz aufweist, daß auch in sie gewisse promethesche Züge eingegangen sind. »Das moderne Ich« von 1920, eine fiktive Rede an die Medizinstudenten und Heimkehrer aus dem ersten Weltkrieg, trägt das Motto: ». . . schaut er sich selbst in stygischer Flut. Ovid, Verwandlungen (Narziß).« (I, 7); ihr zweiter Teil trug in der Erstfassung den Titel »Narziß« (I, 601); der Text endet mit einer Rückkehr zu ihm:

Narziß, Narziß, es schweigen die Wälder, die Meere schweigen um Schatten und Baum: - Du, Erde, Wolken, Meer, um deine Schultern, schreiend nach Zeugung, hungernd in den Fäusten, dir Stücke aus dem Leib der Welt zu reißen, sie formend und sich tief in sie vergessend, aus aller Not und Scham der Einsamkeit - dann: über die Lider des Baumes Hauch, dann: Gurren, dann: zwischen Asphodelen schaut du dich selbst in stygischer Flut. (I, 22)

Aus dieser so vorgestellten Figur, in der sich die Bennische Synthese von Selbstwerdung und Selbstvernichtung am reinsten verkörpert, - sie ist deshalb der eigentliche Genius seiner Poesie⁷³ - scheinen mehr als palimpsestartig promethesche Züge hervor. Der letzte Akt einer sozialen Resignation, mit der ein narzißhafter Prometheus zum Narziß wird, ist noch in die Spannungen des Textes, in die »Not und Scham der Einsamkeit« eingegangen. Umgekehrt tragen die

Prometheus-Figurationen Benns die Züge des Narziß. So in der letzten Strophe des Gedichtes »Was singst du denn - « von 1927:

Singst du der Liebe Leben,
des Mannes Qualenlied,
dem doch ein Gott gegeben,
daß er die Glücke flieht,
der immer neu sich kettet
und immer neu vorbei
sich zu sich selber rettet,
den Fluch- und Felsenschrei? (III, 412)

»sich zu sich selber rettet«, zur reflexiven Struktur dieser Fluchtbewegung aus Welt und Gesellschaft - der Ausdruck »Glücke« bewahrt noch die Erinnerung an den ursprünglichen Verlust - treten die beiden Figuren bei Benn zusammen. In ihnen hat sich die Antithese seiner psychosozialen Grundkonstellation, die Macht und die Ohnmacht, das Hohe und das Niedere, das Herrschen und das Leiden zu zwei in sich ambivalenten mythischen Sinnbildern seiner dichterischen Möglichkeiten verkörpert und entkörperert. Es läßt sich sogar eine Übergangsfigur zwischen Prometheus und Narziß namhaft machen: Ikarus, dessen prometheischer Aufschwung zur Sonne in Sturz und Zerstörung endet. Er, der in Benns Werk vor dem und im ersten Weltkrieg erscheint, gilt ihm als Chiffre des erst im Scheitern produktiven Dichters, dem im prometheischen Aufschwung nach oben die Stirne, die Schläfe, das Gehirn zerschmilzt und der dadurch im narzißhaften Absturz die tiefsten Regionen und »Siedelungen« des Bluts erreicht.⁷⁴ Nach dem Hervortreten und Überwiegen des einen oder anderen Pols, des Narzißhaften oder Prometheischen, und ihren zahlreichen Figurationen lassen sich bei Benn ohne weiteres die Werk- und Lebensphasen einteilen. Dann erscheint es z. B. nicht mehr als Zufall, daß er sich gerade im Jahre 1933 des »Gefesselten Prometheus« von Aeschylus erinnert, daß in den »narzißhaften« Phasen die Lyrik, in den »prometheischen« die Essayistik dominiert.

4. Die wichtigste Erkenntnis, in der alle anderen zusammenkommen, hat sich mit jedem der vorigen Schritte schon angebahnt: daß auch Benns Prometheus-Figur nur eine Filiation des zentralen »Paria«-Komplexes darstellt. Sein entwurzelter, ausgestoßener, hilfloser, mitleiderregender und verzweifelter Prometheus ist ein zum Halbgott *verurteilter* Paria; sein Promethidentum bedeutet keine Auszeichnung, sondern eine Verletzung, keine Erhöhung, sondern eine Erniedrigung; es legt keine Gloriole um sein Haupt, es heftet ein Kainszeichen, ein Wundmal, an seine Stirn. Seine Asozialität bleibt als gesellschaftliches Stigma erkennbar. Wir spüren es sowohl in der Emphase, mit der Benn zeitlebens die Asozialität des Künstlers betont, wie in dem schrillen Diskant, mit dem er die gesellschaftliche Welt attackiert: »Die Öffentlichkeit ist der Gestank einer Senkgrube und die Politik das Gebiet von Reduzierten.« (Br., S. 198)

Mit dieser Dechiffrierung betreten wir erneut jenes sozialpsychologische Terrain, das auch von der erkenntnistheoretischen und mythischen Pathetik des frühen Prosa-Textes nicht ganz zugeschüttet werden kann. Man braucht nicht an den Ausdruck »hungernd« schon im ersten Satz zu erinnern (der übrigens in der zitierten »Narziß«-Passage aus »Das moderne Ich« wiederkehrt, I, 20), man braucht auch nicht auf die Stellen zurückzugreifen, wo der dichterische Kontext

von dem autobiographischen glatt durchschlagen wird: »Es gibt keine Eltern mehr, die sich um verlorene Kinder grämen. Es gibt keine Geschwister mehr, die arm sind und sich hocharbeiten müssen - « (II, 11), »Keine Armut mehr. Nein, keine Armut mehr. Kein Erliegen. Keine Jagd.« (II, 12), man braucht auch nicht Hesiod zu bemühen, bei dem die soziale Antithese des Adelsgottes Zeus und des bäuerlichen Prometheus schon vorgebildet ist⁷⁵ oder auf den antiaristokratischen Impuls der Prometheus-Figur im »Sturm und Drang« oder in der »Prometheus«-Bearbeitung Heiner Müllers hinzuweisen . . ., um dieses untergründigen Terrains ansichtig zu werden. In die spezifische Halbgott-Qualität des Paria-Prometheus Benns, der gleichermaßen aus der Sphäre des »Dorfes« wie aus der Sphäre der »Götter« ausgeschlossen ist, hat sich die soziale Spannung zwischen einer niederen und einer hohen gesellschaftlichen Schicht verpuppt und verschlüsselt. Zwischen den je eigenen Glücksmöglichkeiten dieser beiden in sich geschlossenen Welten erstreckt sich der Leidensbezirk seiner Figur.⁷⁶

Beachtenswert sind dabei die unterschiedlichen inneren und äußeren Distanzen, die der Text legt. Während das Paradies des »Dorfes« noch greifbar nahe liegt, wirkt die Sphäre der »Götter«, durch das Signalwort »Nichts« bereits im ersten Satz, durch die anschließende Nietzsche-Formel »Jenseits von Gut und Böse«, durch den pejorativen, die antike Mythologie aufgreifenden Satz »das ganze grauensvolle Leben der Götter war es, ehe sie ihre Erde schufen«, wie ausgelöscht. Nur in den Ausdruck »Rache« scheint sich die unterdrückte Beziehung, als soziales Ressentiment, abgelagert zu haben.

Aber gerade für den unerreichbaren »Unort« der Götter schafft sich der Text in einem sehr durchsichtigen Quidproquo reichlichen utopischen Ersatz, Ich habe schon im vorigen Abschnitt, anlässlich des »Phimose«-Textes, darauf hingewiesen, daß sich in Benns Antithetik von Norden und Süden immer auch eine soziale Spannung verbirgt.

Von dieser Antithetik ist die Prosa »Heinrich Mann. Ein Untergang« insgesamt beherrscht und strukturiert. In ihrer südlichen italienischen Welt kehrt in literarisierter, ästhetisierter und mythisierter Form die aristokratische Glücks- und Gegenwelt des »Phimose«-Textes wieder. Sie ist eine ästhetische »Restitutio« des Verlorenen. Diese poetische Ersatzwelt, die alle Züge überirdischer narzißhafter Erfüllung trägt (»Ich stehe in einem Wirbel von Glück. In alle Furchen rinnt es. Aus Wolkenbrüchen der Erfüllung«), eröffnete sich dem jungen Benn durch die »italienischen« Novellen und Romane Heinrich Manns. Die Wucht der Begegnung, ihr Offenbarungs-, Geburts- und Rettungscharakter sind ebenso in seine bis in die Spätzeit nachwirkende Hommage eingegangen, wie die besonderen Bedingungen und Voraussetzungen für sie.⁷⁷

Wie schon im Falle der »Kantkrise« Benns muß seine besondere Disposition für die frühe dichterische Welt Heinrich Manns auch in seiner sozialpsychologischen Ausgangstopographie gesucht werden. Der damals schon berühmte Dichter, der hier nicht zufällig als eine helle, südliche, gottbegnadete Gegen-Figur zu dem mißlungenen nordischen Paria-Halbgott auftritt (»Ihn trösten Madonnen. Er hat irgendwo einen verborgenen Gott«), als einer, der schon auf jenem »Olymp des Scheins« (Nietzsche) wandelt, der dann von Benn so häufig zitiert werden wird, muß auf ihn wie das Versprechen der Erlösung und Wiedergeburt aus einer unerträglichen finalen Situation gewirkt haben. (»Als es kein Entrinnen mehr gab, machte ich kurzerhand Schluß und fuhr«) Nichts könnte jedoch besser belegen, daß auch in diese überschwängliche Beziehung latente soziale

Spannungen eingegangen sind, daß sich in die bedingungslose poetische Hingabe dennoch sehr ambivalente soziale »Rache«-Gefühle einlagerten, als daß sich diese Rachegefühle im Jahre 1933 plötzlich, - scheinbar ganz grundlos und rätselhaft, - gegen Heinrich Mann und die Sphäre des Mittelmeers und der Latinität entluden, daß es zu einer Rache des »Nordens« an dem »Süden« kam.⁷⁸ Benn hat die frühe Erfahrung, daß seine Verwundung auch aus jenen höheren »glücklichen« Sphären stammte, in die er sich in den verschiedensten Verkleidungen immer wieder rettete, niemals ganz vergessen und überwunden. Seiner Bewunderung für aristokratische und göttliche Bezirke blieb eine aggressive ressentimentgeladene Komponente beigemischt.

Das Prometheus-Motiv des »Heinrich Mann«-Textes bildet das mythisierte Verbindungsglied zwischen dem sozialpsychologischen Komplex des »Unangreifbarsten« und der Sphäre der Kunst. Die Genese des Künstlers und der Kunst wird im Anschluß an die lange Tradition des Prometheus-Motivs zum Zentralthema. Deshalb kann der Text mit seinem dritten Absatz übergangslos in den Kunstbereich hinüberspringen:

Und Bild für Bild: jedes war wie der letzte Atemzug eines, dessen Mund schon unter den Wellen ist. Ich stieß sie hervor; ich röchelte sie ins Dasein. Es handelte sich gar nicht darum zu malen. Es handelte sich darum zu leben . . .

Mensch und Künstler, Leben und Kunst, die Werke und die sozialpsychologische, erkenntnistheoretische und geschichtliche Gesamtsituation des schöpferischen Ich, die Benn später oft so radikal zu trennen versuchte - die Mythologisierung und Existentialisierung des Textes sind ein erster Schritt in diese Richtung, wobei das Mythische als individueller Lösungsversuch einer historisch und sozialpolitisch unlösbaren Lage und Problematik verstanden sein will -, sie sind in den Sätzen noch unauflöslich miteinander verbunden. Die Kunst ist ein verzweifelter biologischer Notwehrakt, die letzte Lebens- und Überlebensmöglichkeit des Menschen. Er malt keine Bilder, um sein Menschsein zu steigern, sondern um ein Existenzminimum am äußersten Rande der Vernichtung und des Todes zu bewahren. Seine Werke sind Hilferufe und Selbsterhaltungsreflexe, die mitten aus einem permanenten Untergang stammen, den Benn später als Epoche des »Nihilismus« interpretiert (I, 156).

Die Mythisierung, Existentialisierung und die Biologisierung des Vorgangs sind dabei Symptome sowohl für das Übermaß der Gefährdung, für die unerträgliche Grenzsituation »mit dem Rücken gegen die Wand«, wie für die Unmöglichkeit einer anderen realhistorischen Lösung und Befreiung durch das Individuum. Wer für die Genese der Kunst und des Künstlers solche Bilder gewaltsamer Gegenwehr gegen einen gewaltsamen Tod findet, muß als ganze Person von seinem gesamten lebensgeschichtlichen und gesellschaftlichen Zusammenhang herausgefordert und tödlich bedroht sein. Sein besonderes Schicksal wird zum Repräsentanten des Allgemeinen. Die Kunst als Untergangsphänomen! Schon der merkwürdige Titel deutet darauf hin. Deshalb, weil er sie ursprünglich so intensiv als Notwehrakt erlitten hat, haftet der Kunst bei Benn, bei aller Artistik, immer etwas Reflexhaftes und Besinnungsloses an. Deshalb stellt sich ein fundamentaler Zusammenhang her, den man niemals übersehen darf: weil die Kunst ein Untergangsphänomen ist, ist sie stets auch ein vitales Rettungs- und Erlösungsphänomen. Der erste Teil dieses Textes - im Zeichen des Nordens und

des Prometheus - schildert den Untergang, der zweite - im Zeichen des Südens und des Narziß⁷⁹ - die Erlösung, genauer: der erste Teil schildert die Erlösung im Untergang, der zweite den Untergang in der Erlösung, bis jener narzißhafte Schwebezustand von Erlösung und Untergang, jenes stygische »niemals und immer« (vgl. II, 164; III, 31, 64 f.) gefunden ist, in dessen Zeichen fast alle Schlüsse der Bennschen Prosa und Lyrik stehen. In ihnen kommt das Janusgesicht seiner Kunst, ihre Selbsterlöschungsfunktion, die vom Untergang lebt, ihr prometheisches Leiden im Zeichen des Nordens und ihre narzißhafte Erlösung im Zeichen des Südens am reinsten zum Vorschein.⁸⁰

Das Untergangs- und Erlösungsphänomen bestimmt auch die Wirkungsästhetik dieses Textes und der meisten Werke Benns überhaupt. Ihr Verfahren läßt sich am einfachsten ablesen an dem Spiel und Kalkül der Distanzen, wie sie der Erzähler setzt, verringert und schließlich aufhebt. Die inneren psychischen und äußeren sozialen Distanzen, die der erste Teil im Zeichen des Nordens so emphatisch ausspannt (die prometheische Situation »auf den Klippen des Nichts«, die unüberbrückbare Entfernung zum »Dorf«, zu den »großen Dingen«, zur eisigen Landschaft und Erde bis zum Selbstverlust eines acherontischen Untergangs in der »Nacht«, das epische Imperfekt usw.), sie werden über den Drehpunkt der Italien-Ankunft und der Begegnung mit »Heinrich Mann« planmäßig verringert und aufgehoben. (»Schoß«, »wohnen«, »Abendheimkehr«, »Heimat«, »Glück«, »Meer« usw.) Die Simultanprosa der letzten Seite (II, 12) hat mit ihren Wiederholungen und Variationen nur noch das Ziel, auch die letzten Distanzen und Verluste *rückgängig* zu machen, um in einem zugleich dionysischen und narzißhaften Glücks- und Erlösungserlebnis auf- und unterzugehen.⁸¹ Die Metapher »Helles, gestilltes Herz«, in der dieses Ziel erreicht ist, schließt nicht zufällig an die Herz-Metapher der ersten Seite zurück: »Da standen die Dinge fest auf ihrem Platz und reichten bis in das Herz der Erde.« In der individual-mythischen Kulmination und Vibration eines momentanen ästhetischen Zustands hat das erzählende Ich sein sozialpsychologisches, erkenntnistheoretisches und religiöses Ausstoßungserlebnis, den Verlust seiner Geborgenheit in einem universal geordneten, statischen Kosmos rückgängig gemacht und kompensiert. Der Erzähler selbst hat damit zuletzt jegliche Distanz zu dem eigenen Text und Werk preisgegeben. Der Naturraum des »Südens« enthüllt sich als die poetische Ersatzsphäre für den verlorenen Sozialraum des »Nordens«, die weite Welt der »Kunst« als Ersatz für das »Leben«.⁸²

Als Benn in seiner »promethidischen« Phase zwischen 1932 und 1934 der Illusion anhing, der Sozialraum des »Nordens« könnte sich für ihn und sein Volk wiederherstellen, Macht und Kunst sich vereinigen, kam es deshalb zu der merkwürdigen Absage an das »mittelmeerische Prinzip« im Zeichen einer nordisch-dorischen Kunst. Daß der Autor Benn sich mit den eigenen Schlüssen selbst bezaubert, daß er buchstäblich in ihnen auf- und untergeht, dafür spricht nicht nur sein auffälliger Hang zum Selbstzitat, sondern noch präziser seine besondere Zitierungsvorliebe für die eigenen Schlüsse.⁸³

Für viele Beispiele nenne ich nur eines, das Benn selber als das primäre hervorgehoben hat, den Schluß des Abschnitts »Geographische Details« aus dem »Roman des Phänotyps«:

Wo du auch hinhörst, es ist letzter Klang, immer Ende, finale Lust, von hohen Schneefeldern stürzt ein Bach, ein Wald von grauen Ölbäumen schmilzt herauf aus der Tiefe, Trauer und Licht, wie still das alles in dir ruht, und dann die en-

denden Sommer mit dem Violett der Distel und der schwefelgelben, der heißen süßen Rose Diane vaincue. (II, 174)

Die »Rose Diane vaincue« (eine besiegte Rose!), an dieser Stelle schon das Selbstzitat einer wenige Zeilen vorher gefundenen Prägung, wird dann am Ende der »Zusammenfassung« des »Romans des Phänotyp« noch einmal zitiert. (II, 190) Nicht zu Unrecht hat Benn in ihr die Essenz seiner dichterischen Möglichkeiten, seiner typischen, in einer letzten Schwebel gehaltenen Untergangs- und Erlösungsschlüsse erblickt, und sie mit spürbarer Selbstergriffenheit immer wieder zitiert.

So bestimmt eine narzißhafte Struktur auch die Wirkungsästhetik Benns. Hier liegt der Grund, warum man so oft von dem Rausch-, Drogen- oder Narkosecharakter seiner Dichtungen gesprochen hat. Benn zieht seinen Leser und Hörer unmittelbar in das eigene poetische Untergangs- und Erlösungserlebnis hinein. Der Leser hat es deshalb überaus schwer, Distanz zu einem Werk und Autor zu gewinnen, deren letztes Ziel es ist, im temporären Dichtungsakt alle Distanzen preiszugeben und auszulöschen. Die Rezeptionsgeschichte Benns, die von Anfang an so eigentümlich zwischen den weitesten Ausschlägen totaler, begeisterter Identifikation und totaler, verständnisloser Distanz hin- und herschwankte, hat auch mit diesem wirkungsästhetischen Befund zu tun.⁸⁴

Zum andern bestätigt sich in und mit der narzißhaften Struktur des dichterischen Prozesses, des Werks und seiner Wirkungsästhetik erneut eine Erkenntnis, die schon am Schluß des vorigen Abschnitts stand: Benns lebenslange Fixierung und Rückbindung an gewisse frühe Ausgangskonstellationen, seine abnehmend reflektierte und zunehmend reflexhafte dichterische Reproduktion und Variation einer Zirkelstruktur, zu der sich auch die Machts- und Ohnmachtsverhältnisse seiner frühen sozialpsychologischen und lebensgeschichtlichen Paria-Situation verfestigten. Statt diesen Zirkel aufzubrechen durch den allmählichen und mühsamen Rückgang in seine doch auch einmaligen sozialpolitischen und historischen Entstehungsbedingungen, versucht Benn, freilich immer wieder bestärkt durch analoge historische Erfahrungen, ihn durch eine genau umgekehrte Bewegungsrichtung aufzusprengen und auszulöschen: durch eine Biologisierung, Existentialisierung, Ästhetisierung und Mythologisierung der Konstellation.

Er möchte sie dadurch zum Verschwinden bringen, daß er sie allmählich zum universalen, zeitlosen Horizont des gesamten Menschengeschlechts, der Menschheitsgeschichte und des Kosmos ausweitet. Statt sie zu historisieren, verabsolutiert er sie mehr und mehr. Diese Bewegung kulminiert zum ersten Mal im Oratorium »Das Unaufhörliche« (III, 496). Seine Sozialisation und seine katastrophalen historischen Erfahrungen, die, wie bei anderen zeitgenössischen Schriftstellern, sehr wohl auch in ein wechselseitiges Aufklärungsverhältnis hätten treten können, gerieten also in einen wechselseitigen Bestätigungs- und Verstärkungsmechanismus, der ihn nach dem Ersten Weltkrieg immer unzugänglicher für realhistorische Gegebenheiten machen mußte. Das Gedicht »Nur zwei Dinge« kann als Endpunkt dieser Bewegung gelesen werden (III, 342).⁸⁵ In dieser Bewegung erscheint das, was man als die »Entwicklung«, bzw. die Entwicklungslosigkeit seines Werks und seiner Person bezeichnen könnte.

Und hierin liegt zugleich begründet, warum der methodische Erkenntniswert der frühen autobiographisch-dichterischen Texte ungleich höher zu veranschlagen ist, als er nach ihrem Umfang und ihrer Qualität erscheint.

Denn ihre Inhalte und Strukturen prägt noch, was später mehr und mehr unkenntlich gemacht und tabuiert wird: das Verhältnis von Poesie und Sozialisation, Werk und Geschichte. So gewährt das Prometheus-Motiv in dem frühen Prosatext »Heinrich Mann. Ejn Untergang« noch verräterische Einblicke in seine einmaligen sozialpsychologischen, lebensgeschichtlichen und historischen Hintergründe und Entstehungsbedingungen - gut zwanzig Jahre später, im »Lebensweg«, möchte es sich bereits als universales zeitloses Kunstgesetz suggerieren: Viele Gedichte, heißt es dort,

sind bruchstückartig, manche Generation liefert nur eine Strophe, fast alles scheint von Gefesselten zu stammen, von Angeschmiedeten, nur von Felsen die Schreie klingen tief, durchdringend, und ihr Echo hallt. (IV, 45)⁸⁶

Aber vielleicht war Benns Leiden so groß, daß ihm keine andere Wahl als der creative »Ausweg« in die Kunst blieb.

5. »Der junge Hebbel«. Die Sozio- und Psychogenese des Künstlers

Das im Jahre 1913 veröffentlichte Gedicht »Der junge Hebbel« enthält, nun in lyrischer Ausprägung, eine aufschlußreiche Synthese der beiden Konstellationen, die wir in dem »Phimose«- und in dem frühen »Heinrich Mann«-Text angetroffen und analysiert haben. In seiner eigenartigen Mischung proletarischer und aristokratischer Ausdruckswerte tritt die Sozio- und Psychogenese des Künstlers und seiner Kunst aus einem extremen sozialen Spannungsfeld ganz unverblümt hervor - so als böte die dichterische Projektion in den Namen und das Schicksal des »jungen Hebbel« genügend Schutz vor dem unerwünschten Zugriff auf die eigene autobiographische Substanz:

Ihr schnitzt und bildet: den gelenken Meißel
in einer feinen weichen Hand.
Ich schlage mit der Stirn am Marmorblock
die Form heraus,
meine Hände schaffen ums Brot.

Ich bin mir noch sehr fern.
Aber ich will Ich werden!
Ich trage einen tief im Blut,
der schreit nach seinen selbsterschaffenen
Götterhimmeln und Menschenerden.

Meine Mutter ist eine so arme Frau,
daß ihr lachen würdet, wenn ihr sie sähet,
wir wohnen in einer engen Bucht,
ausgebaut an des Dorfes Ende.
Meine Jugend ist mir wie ein Schorf:
eine Wunde darunter,
da sickert täglich Blut hervor.
Davon bin ich so entstellt.

Schlaf brauche ich keinen.
Essen nur so viel, daß ich nicht verrecke!

Unerbittlich ist der Kampf,
und die Welt starrt von Schwertspitzen.
Jede hungert nach meinem Herzen.
Jede muß ich, Waffenloser,
in meinem Blut zerschmelzen. (III, 21)

Das Gedicht, in der langen Tradition der Künstlergedichte stehend, ist ein sehr präziser, fast analytischer Bericht über die Sozio- und Psychogenese des Künstlers und seiner Kunst. Die Übereinstimmungen mit den bisherigen Texten und Einsichten drängen sich auf.

In der *ersten Strophe* polarisiert sich sofort die bekannte soziale Konstellation zwischen dem merkwürdig nach aufwärts gesprochenen, anklagenden »Ihr« und einem niederen »ich«, die wir als Spannung zwischen einem ausgeschlossenen »man« und den glücklichen »andern«, den »*beati possidentes*« kennengelernt haben. Sie ist hier in die soziale Welt des Kunstlebens übersetzt worden. Auf der einen Seite die gepflegten Kunst-Aristokraten mit der »feinen weichen Hand«, auf der anderen Seite der Kunstproletarier, dessen Hände »ums Brot« schaffen müssen. Dieser Ausdruck ist zulässig, denn der Bildhauer - er löst hier die Metapher des Malers im »Heinrich Mann«-Text ab und steht für den elementaren, kämpferischen Produktionsprozeß des Dichters - kann weder über die eigene Arbeitskraft (Hände) noch über das einfachste Produktionsmittel (Meißel) verfügen - ist also noch schlechter gestellt als ein proletarischer Arbeiter, ist erneut eine Paria-Figur. Dennoch halten sich in dem gewalttätig-expressiven Bild »Ich schlage mit der Stirn am Marmorblock die Form heraus« Verzweiflung und prometheische Rebellion nicht mehr, wie im »Heinrich Mann«-Text, die Waage, sondern die Konstruktion überwiegt die Destruktion, die Selbstverwirklichung die Selbstvernichtung, der Machtwille die Ohnmacht. Zwar definiert auch dieses Bild den Akt der künstlerischen Produktion als die typische Synthese von Selbstzerstörung und Selbstbefreiung, zwar enthält es ebenfalls die typische Distanzlosigkeit des Künstlers zu sich selbst wie zu seinem Werk, zwar verrät auch seine Aura eine geheime Lust an der blutigen Auflösung der »Stirn«, aber die prometheisch-nordische Komponente ist doch spürbar stärker als die narzißhafte. (Allerdings hält gerade dieses gewalttätige Bild eines fest: daß alles Konstruktive bei Benn unauflösbar mit dem Destruktiven liiert und integriert ist, daß beide Vorgänge stets synchron ablaufen, ja, daß ihm seine sozialpsychologische Urerfahrung auch einen fast masochistischen Hang zum Selbsthaß, zur Selbstzerstörung eingebrannt hat.)

Die *zweite Strophe* verrät, was auf dem Spiel steht. Wie in den bereits untersuchten Texten verbindet sich der soziale Antagonismus mit der Ich-Problematik. Es geht um die Ichwerdung eines jungen Menschen, der seine Identität noch nicht gefunden hat und in der gesellschaftlichen Welt nicht finden konnte. Der Rückzug auf das »Unangreifbarste«, in die Kunst, hat bereits stattgefunden: »Ich trage einen tief im Blut, der schreit nach seinen selbsterschaffenen Götterhimmeln und Menschenerden.« Ichsuche und Kunstproduktion sind eines in diesen Versen, aber auch, in der Idee der »Restitutio«, das Kompensationsverlangen des sozialen wie des religiösen Verlusts. Der noch undefinierbare »eine tief im Blut«, der Prometheus-Keim, kann nur dann zur Person werden, wenn er sich die verweigerte irdische und überirdische Welt aus eigenen Kräften wiederherstellt - »Ausdruckswelt« wird sie später heißen, der »Körper« wird zum »Schöpferi-

schen« schlechthin. (I, 81 f., 437) Auf dem tiefsten Punkt der Erniedrigung bereitet sich ein Umschlag vor, der das Ich zum prometheischen Selbst- und Weltenschöpfer erhöht. Die Kunst bekommt wiederum - »Bis ich den Ausweg aus mir fand: in Siedelungen aus meinem Blut. Die sollten Heimat werden, Trost, Erde, Himmel, Rache, Zwiegespräch« (II, 9) - eine monumentale demiurgische Kompensationsfunktion zugewiesen. In ihr findet der ehrgeizige Dorf-Paria, für den die sozial-politische Wirklichkeit keinen angemessenen Platz bereithält, eine maßlose Ersatzbefriedigung. Der hybride Anspruch seines autonomen Kunstuniversums, sich der geschichtlichen Welt überzuordnen, dieser letzte Umschlag und Umwertungsvorgang seines sozialen Verlustes in einen ästhetischen Gewinn, ist schon herauszuhören. Man sieht bereits - und hier ist wiederum die Verstärkerfunktion zwischen sozialpsychologischer Erfahrung und allgemeiner Epochenerfahrung des »Wirklichkeitsverlustes« am Werk - das »konstruktive Zeichen Pameelens«:

seine Lehre lautet: es gibt keine Wirklichkeit, es gibt das menschliche Bewußtsein, das unaufhörlich aus seinem Schöpfungsbesitz Welten bildet, umbildet, erarbeitet, erleidet, geistig prägt. In dieser Fähigkeit gibt es Grade und Stufen, vor allem Vorstufen. Die oberste aber lautet: es gibt nur den Gedanken, den großen, objektiven Gedanken, er ist die Ewigkeit, er ist die Ordnung der Welt, er lebt von Abstraktionen, er ist die Formel der Kunst. Durch ihn geht die Kette der Rassen und Völker, er ist die Kette, er richtet den Lauf - er wird sich auch ihm entgegenwerfen, dem Abgrund, über den Abgrund. (»Lebensweg«, IV, 68)

Im Jahre 1950 verkündet Benn die gleiche Lehre im »irrealen Zeichen Rönnes« (IV, 68) - auch der passive Rönne und der aktive Pameelen bilden, wie Narziß und Prometheus, ein Zwillingsspaar:

innere Realität, üppige, tiefe, beladene zu erschaffen, da es eine äußere Realität für ihn nicht mehr gibt - er würde also ohnedem leer, unmenschlich, verloren, ohne Sammelpunkt über die Erde verstreut sein animalisches Leben fristen müssen. Das ist seine Grundhaltung, seine Substanz: ist er fähig, produktiv das zu wahren und zu ersetzen, was an äußerer Welt tragisch und für immer verloren gegangen war.

Also eine Elevation durch das Wort, eine Sakramentation des Worts, ein Heiligungs- und Erlösungsphänomen mit Hilfe des dichterischen Worts - das ist Rönne.⁸⁷

Kommt man von den hier thematisierten Texten her, dann fällt es nicht schwer, die späten esoterischen, verhüllenden Formeln in ihre frühen Konstellationen zurückzuübersetzen. Das »Heiligungs- und Erlösungsphänomen« hat die soziale Komponente, die »Restitutio« der »äußeren Welt«, ganz in die in der Spätzeit bevorzugte religiöse Tönung verschwinden lassen; der Text von 1934 plaudert sie unbeabsichtigt, mit einem bezeichnenden Zitat über »des Hyperboreers Qual« (hier taucht der »Norden« des »Heinrich Mann.«-Textes wieder auf!) noch aus: »Traum ist die Welt und Rauch vor den Augen eines ewig Unzufriedenen« (IV, 68).

Die *dritte Strophe* zieht jäh den Vorhang vor dem sozialen Hintergrund, jenen »Lächerlichkeiten« (»daß ihr lachen würdet«) auf, die das autobiographische Zeugnis der »Phimose« nur andeutete.⁸⁸ Die Paria-Situation wird unübersehbar. Nicht einmal in die bäuerliche Gemeinschaft des Dorfes sind Mutter und Sohn

aufgenommen. Sie wohnen in einer »Bucht«, d. h. in einer Art Stall am Rande des Dorfes. Die unstillbaren Leiden der ärmlichen Jugend werden in ein peinigendes Bild gefaßt: »Meine Jugend ist mir wie ein Schorf: eine Wunde darunter, da sickert täglich Blut hervor.« Niemals wieder hat Benn die folgenschwere Bedeutung der »primären Sozialisation« für den Künstler derart rückhaltlos ausgesprochen, niemals wieder wird eine seiner *biologischen* Metaphern derart durchsichtig für ihren *sozialen* Gehalt sein. Das Biologische fungiert hier noch nicht als Verhüllung und Ablenkung, sondern als Ausdrucksverstärkung, als intensive Anklage der sozialen Verletzung: »Davon bin ich so entstellt.« Die Assoziationen zu der Geschichte vom »Onkel ohne Haut« und zu dem Bedeutungsfeld des »Paria« stellen sich von selber ein. Die gesellschaftliche Stigmatisierung des Außen-seiters ist das Thema der Strophe.

Aber im Unterschied zum Bisherigen lebt hier wie im ganzen Gedicht gerade in dem rückhaltlosen Bekenntnis zu der eigenen Deklassierung und Deformierung noch eine trotzigte Kraft, ein angespannter Selbstbehauptungswille. Der im adornoschen Sinne unheilbar Entstellte und »Beschädigte« der Gesellschaft fordert als Kunststrebler das ihm Vorenthaltene doppelt und dreifach wieder ein.

Darum spitzt sich das Gedicht in der *letzten Strophe* zu einer extremen Kampfsituation zu, die wir im »Phimose«-Text nur negativ, als Rückzug auf das »Unangreifbarste«, im »Heinrich Mann«-Text bereits in einer prometheischen Version kennengelernt haben. Der dort ins mythische »Nichts« und Chaos aufgelöste unsichtbare Gegner wird genannt, Benns aus der frühen sozialen Situation erwachsene Urkonstellation spricht sich heroisch-tragisch aus: der aller Mittel und Waffen, ja, seiner sozialen Person und Identität beraubte Einzelne steht im Kampf mit einer Welt, die ihn zu vernichten droht:

Unerbittlich ist der Kampf,
und die Welt starrt von Schwertspitzen.
Jede hungert nach meinem Herzen.

Erst an dem innersten, unsozialisierbaren Punkt, wo die Schwertspitzen auf das »Unangreifbarste« des blutenden und durchbohrten Opfers stoßen - der Prometheus erscheint hier in einen St. Sebastian abgewandelt⁸⁹ -, kann ihre tödliche Gewalt überwunden und eingeschmolzen werden; erst dort kann der latente Umschlag in jenes ungeheure poetische Machtbewußtsein erfolgen, mit dem ein Einzelner dem feindlichen Andrang der ganzen Welt trotzt:

Jede muß ich, Waffenoser,
in meinem Blut zerschmelzen.

An keiner anderen Stelle des Werks liegt jemals wieder der Ort so offen, von dem das lebenslange, immer wieder durch die Zeitgeschichte bestätigte Bewußtsein Benns, daß alles Leben ein tragischer Kampf des einsamen Einzelnen gegen die Übermacht der grausamen Welt sei, seinen Ausgang genommen hat, aus dem sich das große zentrale Sprachfeld der Kampf-, Blut- und Wundenmetaphorik in seinen Schriften speist, der Ort schließlich, der das Kunstverständnis und die Kunst Benns in einer bedenklich-besinnungslosen Weise mit den Machts- und Ohnmachtsstrukturen einer sozialpsychologischen, historisch-politischen Situation verquickt. Am Ende des 3. Abschnitts sind schon einige Beispiele dafür genannt worden - die »Waffe des Bewußtseins« (IV, 60), die Form als »Macht schlechthin«, die »Geburt der Kunst aus der Macht« (I, 281)-;

weitere sind hier anzufügen. Am 27. 1. 1933, drei Tage vor der »Machtergreifung«, schreibt Benn an F. W. Oelze:

Der Gedanke u das Wort kam ja nicht in die Welt, um die Wissenschaft u. den Sozialismus u. die Krankenkassen zu rechtfertigen, sondern als die furchtbarste Waffe, die grausamste Schneide, der blutigste Morgenstern dem waffenlosen Menschen in der grausamsten aller Welten zu helfen. Davon ein Rest blieb dem Gedanken, der wirklich denkt, der nicht wissenschaftlich denkt, sondern visionär, zwanghaft unter eingeborenen Ideen. Davon ein Rest blieb in der Kunst, im halluzinatorischen Denken, im Ausdrucksdenken. (Nr. 2, S. 28)

Hier ist die individuelle geschichtliche Erfahrung (»ich, Waffenloser«) bereits zu einer universalhistorischen, phylogenetischen ausgeweitet (»dem waffenlosen Menschen«) und das ursprünglich von außen Widerfahrene und Erlittene zu einer »eingeborenen Idee« umfunktioniert - zweifellos auch eine Antwort auf Bennis Erfahrungen aus dem Ersten Weltkrieg, mit der Weimarer Republik und ihrer gerade kulminierenden Agonie. So kann Benn seine »Emigration in die Armee« am 7. 10. 1935, ebenfalls an Oelze, mit dem lapidaren Satz rechtfertigen: »beim Militär ist das Leben auf die einfache, grossartige Formel gebracht: Waffe.« (Nr. 45, S. 78)⁹⁰ Und so spannt sich ein direkter Bogen von dem trotzi- gen Hebbel-Gedicht aus dem Jahre 1913 zu einem Gedicht aus dem Jahre 1933, dem einzigen übrigens, das einige Affinitäten zur nationalsozialistischen Weltanschauung zeigt: »Dennoch die Schwerter halten«. Seine letzte Strophe lautet:

und heißt dann: schweigen und walten,
wissend, daß sie zerfällt,
dennoch die Schwerter halten
vor die Stunde der Welt. (III, 182)

Die Disposition für dieses heroisch-germanische Untergangsbewußtsein - wir haben es auch im »Heinrich Mann«-Text im Zeichen des prometheischen Nordens bereits angetroffen - ist also früh in Benn angelegt worden.⁹¹ Hinüber in die Spätzeit führen zwei charakteristische Stellen aus dem »Weinhaus Wolf« von 1937:

Kunst: kein Mittel gegen Räude, sondern die Erklärung des Menschen, die Existenz täglich auf einem Giftpfeil balanciert, sein Fond ist Krankheit, Unheilbarkeit sein Wesen - (II, 135)

Noch weiter ausfaltend wirkt eine deutlich vom Emigrationsvorgang geprägte Version:

es zählen nur die höchsten Sphären, und das Menschliche zählt nicht dazu. Eine erbarmungslose Höhe, unablenkbar fliegen da die Pfeile, es ist kalt, tieflau, da gelten nur Strahlen, da gilt nur eins: erkenne die Lage, bediene dich deiner Mittel, du bist verpflichtet zu deiner Methode, wo du erschufst, kannst du nicht weichen -: Du stehst für Reiche, nicht zu deuten und in denen es keine Siege gibt. (II, 140)

Die innere Emigration in ein autonomes Reich der Kunst, - damals entwickelte Benn seine Zwei-Reiche-Theorie, - geht einher mit einer spürbaren Abnahme der aggressiven Militanz. Der einzige Rat, den die »Stimme hinter dem Vorhang« im Jahre 1951 ihren Kindern erteilt, steht schon im Zeichen der Resignation:

Im Dunkel leben, im Dunkel tun, was wir können. (II, 440, 445)

Dasjenige, was Benn jahrzehntelang praktiziert hat, nimmt er nun, nach dem Zweiten Weltkrieg, mehr und mehr zurück:

Doch ich rede nicht von Untergang, nichts liegt mir ferner. Seine persönlichen Stimmungen geschichtsphilosophisch zu überspannen ist nicht meine Art. (II, 399)

Diese erstaunliche Selbstkorrektur hat sich bereits auf die ganz neuen historischen Erfahrungen nach 1945 eingestellt, die eine Relativierung der extremen und globalen Positionen Benns allmählich unvermeidlich machten. Er fährt an der gleichen Stelle fort:

Diese Grundlage [der Existenz] beruht für uns Heutige auf Resignation, aber Resignation ist kein Pessimismus, sie führt ihre Perspektiven bis an den Rand des Dunkels, aber sie bewahrt Haltung auch vor diesem Dunkel. (II, 399 f., vgl. das Gedicht »Der Dunkle« III, 252)

Die Verhältnisse nach 1948, die Restauration, die Aufwärtsbewegung und allmähliche Prosperität eines demokratischen Staates und Benns eigenes, damit korrespondierendes »Come back«, machten es ihm zunehmend schwerer, seine tragisch-heroische »Haltung« zu bewahren. Das ist ein sehr deutliches Indiz für die historische Gebundenheit gerade seiner scheinbar zeitlosen, totalisierenden Thesen, die denn damals auch, nach eigenem Eingeständnis, »ins Treiben« gerieten.⁹²

»Kunst ist Waffe« - diese Parole Friedrich Wolfs aus dem Jahre 1928⁹³ gilt auch für Benn, aber in einem genau entgegengesetzten Sinne. Will sich Wolf mit ihr in den Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller einreihen, in den kollektiven Kampf des »Volkes« gegen seine Unterdrückung und Ausbeutung, für die Befreiung, den Fortschritt und das Glück der Menschheit, formiert er die Kunst als eine offensive Front und Strategie im allgemeinen Klassenkampf, so spräche diese Formel im Munde Benns die traumatische Sozial- und Geschichtserfahrung des »Parias«, des aus allen Klassen der Gesellschaft Ausgeschlossenen aus - und damit freilich auch eine weitverbreitete »Paria«-Erfahrung seiner Zeitgenossen in der modernen Welt. Für Benn ist die Kunst das einzige Selbstverteidigungsmittel, das ihm die erbarmungslos-feindliche Gesellschaft nicht aus den Händen zu schlagen vermag, der letzte Notwehrakt, mit dem das isolierte Individuum sein asoziales Dasein am Rande des Untergangs fristet, - und deshalb auch das einzige Instrument der »Rache«, mit dem das entstellte »gezeichnete Ich« auf die menschenfeindliche Welt und Gesellschaft zurückzuschlagen vermag, wenn seine Leiden unerträglich werden.

Der Optimist Wolf ruft mit seiner Parole zum Vormarsch der Massen auf, der Pessimist Benn sichert mit ihr die Defensive des Einzelnen, der »mit dem Rücken gegen die Wand« steht. Deshalb: so prometheisch sich das Gedicht »Der junge Hebbel« geben möchte, auch in ihm überwiegt zuletzt der leidende, narzißhafte Pol der Konstellation. Hier wie anderswo kommt er in der Blut- und Wundenmetaphorik zur Sprache. Die Chiffre des »Blutes« taucht in dem Gedicht dreimal auf und entfaltet damit die zentrale, unauflösliche Trinität seiner Bedeutungen: als unangreifbarer Ort der Selbstwerdung (Kunst), als Zeichen und Kainsmal der innersten Verletzung (Wunde) und als Ort der Selbstverteidigung (Waffe).⁹⁴ Wenn Benn den jungen Rönne später dadurch charakterisiert, daß

seine Existenz »eine einzige Wunde von Verlangen nach dieser kontinuierlichen Psychologie, der *Psychologie des Herrn*« ist (IV, 36), dann kehrt sich in dieser ironischen Chiffre noch deutlich die soziale Verwundung hervor. In dem Gedicht »Dennoch die Schwerter halten« rückt die gleiche Chiffre in einen geistig-militanten Kontext ein:

Erfüllung ist schwer von Wunden,
wenn es Erfüllungen sind. (III, 182)

Mit dem paradoxen (an Büchner erinnernden) Begriff der »Schöpfungswunde« schließlich gerät man in das eigentliche Zentrum der Blut- und Wundenmetaphorik und der Trinität ihrer Bedeutungen:

erst wenn die Schöpfungswunde
sich still eröffnet hat,
steigt die Verströmungsstunde
vom Saum der weißen Stadt. (1925; III, 99)

Acht Jahre später beginnt ein Gedicht:

Durch jede Stunde,
durch jedes Wort
blutet die Wunde
der Schöpfung fort . . . (III, 157)

In solchen Versen ist die persönliche Wunde zu einer kosmischen geworden; das eigene Schöpfungsgesetz - die »hyperämische Theorie des Dichterischen« wird in den zwanziger Jahren formuliert - hat sich universalisiert. In der »Totenrede für Klabund« (1928) heißt es:

Es gibt den Wahlspruch eines alten französischen Geschlechts, der Beaumanoire,
der im Grunde der Wahlspruch aller Künstler ist: »Bois ton sang, Beaumanoire« -
trinke dein Blut, Beaumanoire; das heißt für den Künstler, du leidest, hilf dir selbst,
du bist deine eigene Erlösung und dein Gott; du bist durstig, du mußt dein Blut
trinken, trinke dein Blut, Beaumanoire! (I, 407 f.)

Daß in den wenigen Zitaten bereits Fäden hinüberleiten zu jenem »Haupt voll Blut und Wunden«, zu Christus als dem einzigartigen Paria und König des Menschengeschlechts, kündigte sich bereits in den St.-Sebastian-Zügen des Hebbel-Gedichtes an. Ein Gedicht aus dem Jahre 1943 mit dem bezeichnenden Titel »Verlorenes Ich« spricht diese Korrespondenzen und Assoziationen der Blut- und Wundenmetaphorik in den letzten Strophen offen aus:

Ach, als sich alle einer Mitte neigten
und auch die Denker nur den Gott gedacht,
sie sich den Hirten und dem Lamm verzweigten,
wenn aus dem Kelch das Blut sie rein gemacht,

und alle rannen aus der einen Wunde,
brachen das Brot, das jeglicher genoß -
o ferne zwingende erfüllte Stunde,
die einst auch das verlorne Ich umschloß. (III, 216)

Eine erstaunliche, aber nicht unerwartete Koinzidenz, in der hier die ganz persönliche Schöpfungswunde und Schöpfungsstunde Benns mit der Ordo-Welt des

Mittelalters, mit der romantischen Utopie eines christlichen Mittelalters zusammenfällt, die nicht zufällig an Novalis erinnert. Es ist jener Raum, in dem die Restitutio-Idee des konservativen Geistes seit jeher ihre Rückzugsorte und ihre visionäre Erfüllung fand, auch die »Konservative Revolution« der Weimarer Republik.⁹⁵ Was das »verlorne Ich« des »Heinrich Mann«-Textes mit seiner konservativen, narzißhaft an das Verlorene rückgebundenen Prometheus-Figur bereits andeutete, in der lyrischen Klage um den Verlust liegt es offen zutage: das unstillbare Rückkehrverlangen des »Paria« in eine ideale irdische und überirdische Gemeinschaft, in der »alle« aus der gleichen »Wunde« rinnen und in der die »Letzten« die »Ersten« sein werden. Beachtenswert bleibt, daß Benns ambivalente Ursituation auch in diesem Reich Christi, das zugleich einen gesamtgesellschaftlichen Leidenszustand darstellt, nicht aufgehoben oder gar aufgesprengt ist; sie ist lediglich ein- und aufgegangen in den ihr höchstmöglichen Erlösungszustand. Die »Wunde« rinnt weiter, aber ihr soziales Stigma ist zur metaphysischen Auszeichnung geworden, zum Zeichen der Erlösung und Erwählung. So wie in der Figur des »Narziß« Selbstwerdung und Selbstvernichtung ihre äußerste poetische Schweben finden, so in der Figur Christi, - die von der »Klabund«-Rede in die Künstlergestalt umgedeutet wird-, Opfer und Erlösung, Untergang und Auferstehung. In dieser fundamentalen immanenten Ambivalenz stimmen alle poetischen und mythischen Leitfiguren Benns überein.

Die Bedeutungstrinität des frühen Hebbelgedichtes, die Chiffre »Blut« als Selbstwerdung, Verwundung und Waffe, läßt sich unmittelbar in ein Verhaltensmuster des Dichters Benn übersetzen: sein Selbstgefühl artikuliert sich mit Vorliebe in einer je verschiedenen Mischung aus Leiden und Aggression. Das führt zu der Frage weiter, was den Lyriker Benn mit der doch ungleich härteren und schrofferen Erscheinung des Dramatikers Hebbel eigentlich verbindet? Woher rührt seine besondere Verehrung dieses Dichters, die sich bis an sein Lebensende durchhält? Im Postscriptum eines Briefes an Ernst Jünger v. 14. 8. 1950 schreibt er: »Ich freue mich auch Ihrer Hervorhebung eines Autors, den ich seit je für einen ganz großen Mann halte: Hebbel.« (Br., S. 196) Noch ein Jahr vor seinem Tode, am 15. November 1955, zitiert er am Ende seines Vortrags »Soll die Dichtung das Leben bessern« eine Strophe aus Hebbels Gedicht »An die Jünglinge«, das nach einem Hinweis Wodtkes auch schon auf das Gedicht »Der junge Hebbel« eingewirkt hat.⁹⁶ Es sind weniger der Künstler Hebbel und sein Werk, die Benn angezogen und beeindruckt haben; vielmehr gerade das, was die meisten Kenner und Interpreten Hebbels eher zu irritieren und abzustoßen pflegt: die entbehrensreiche, peinigende Jugend- und Entwicklungsgeschichte eines unterprivilegierten Dorfjungen, die extreme Sozio- und Psychogenese eines Heranwachsenden, der allen Widerständen zum Trotz dann doch ein bedeutender Künstler wurde. Hebbels Weg aus dem kleinen Dorf Wesselburen, wo er als unbezahlter Schreiber beim Kirchspielvogt Mohr zusammen mit dem Kutscher in einem Verschlag unter der Treppe hausen mußte, sein Weg in die großen Städte, nach Hamburg, Heidelberg und München, von verschiedenen Gönnern notdürftig finanziert, war gepflastert mit Demütigungen, Hungerperioden und Krisen, die der Autodidakt und »Emporkömmling« (Rudolf Kassner) niemals vergessen und verwunden hat. Aus seinen Briefen und Tagebüchern wissen wir genau, wie sehr ihm bis ins hohe Alter seine Jugend eine »Wunde« und ein »Schorf« blieb, wie sehr die frühe sozialpsychologische Verletzung und »Entstellung« seine schroffen sozialpolitischen und poetischen Verhaltensmus-

ter prägte.⁹⁷ Aber gerade in dieser ungewöhnlichen Sozialisationsgeschichte hat sich Benn, der 26jährige Pfarrerssohn aus Sellin und promovierte Militärarzt, gespiegelt, wiedererkannt und interpretiert.⁹⁸ Sie verrät, in welche Richtung sein Erlebnis und Verständnis der eigenen sozialen Jugendkonstellation und Entwicklungsgeschichte drängt, aber auch, von welcher er sich strikt und polemisch abgrenzt.⁹⁹ Obwohl aus weniger ärmlichen Verhältnissen als Hebbel stammend, versteht er sich doch als einen von der Gesellschaft Ausgestoßenen, als einen Paria, der das eigene aristokratische Selbstwertgefühl nur als Künstler und in einem Kampf auf Leben und Tod zu realisieren vermag. Auf diese Weise versucht er, die beiden unverträglichen Positionen seiner sozialen Dorfsituation, hier die »Arbeiterjungen«, dort die »Söhne des ostelbischen Adels«, zu vermitteln und aufzuheben. Zweifellos bewundert er an Hebbel dabei eine Willensstärke, ein elementares Durchsetzungsvermögen, eine Aufstiegs- und Emporkömmmlingsmentalität, die ihm selber abgehen. Insofern ist das hochstilisierte Gedicht auch das Resultat eines Wunschtraums, eines Identifikationsversuchs, der bis in die proletarisch-heroische Sprachgebung und Versführung, die Mischung von Alltags- und Odensprache reicht. Eine andere, ähnliche Identifikationsfigur dieses Jahres ist der »Räuber-Schiller« (III, 369). Die Schroffheit eines späteren Briefurteils über Schiller (11. 11. 1935 an Oelze):

Schiller *meint* etwas anderes als die ganz Grossen. Und dann diese murklige, armselige, gierige Physiognomie! Rothaarig! Götter sind gestillt, von einer gewissen Periode an. Und immer schwarz oder blond, nie rot u. gesprenkelt! Sie haben nicht so gierige zermergelte Züge wie Sch. Sie sind gentlemen, keine Arbeiter-Aristokraten, keine Historiker. - (Nr. 51, S. 86),

das Ressentimentgeladene dieses maßlosen Urteils kann nach allem nur als Anathema über den in den Augen Benns »gescheiterten« Sozialisationsprozeß eines Künstlers verstanden werden, der den Aufstieg aus sozialer Unterdrückung und Armut in die höhere Sphäre der »ganz Grossen« nicht geschafft hat, der es in der Kunst nur zum »Arbeiter-Aristokraten«, nicht zum Aristokratischen gebracht hat und dessen »Moral«, wie es in dem gleichen Brief heißt, den Makel der »Gemeinschaftsgesinnung«, des »Bürgerlich-Mulmigen« an der Stirne trägt. Es ist auch unterdrückter Selbsthaß, der dieses verzerrte Urteil diktiert hat.¹⁰⁰ Zugleich ist es Indiz der großen Zäsur von 1934.

In dem jungen Hebbel feiert Benn jenen prometheischen Mann, der er selber sein wollte, aber nicht war. In seinem Namen adaptiert er eine heroisch-tragische Haltung, die lange latent blieb, bis sie ihm in den Jahren 1932-34 zum Fallstrick wurde. Denn *Benns* prometheischen Aufschwünge enden stets in den horizontalen Zuständen eines Ikarus oder Narziß. Nicht durch seine Erfolge - durch seine Rückschläge und Niederlagen fühlte er sich zuinnerst bestätigt und gerechtfertigt. »Wunderbar ist das Wort von Joseph Conrad: ›Dichten heißt, im Scheitern das Sein erfahren.««, zitiert er noch 1955 (I, 589). Hebbel entwickelte sich vom Lyriker zum Dramatiker, Benns dramatische »Szenen« blieben ein Zwischenspiel; Hebbel erkämpfte sich hohe gesellschaftliche Anerkennung, für Benn waren die späten Ehrungen auch eine andauernde Verlegenheit.

Der rebellierende »Sohn« - das Hebbelgedicht wurde als Eingangsgedicht in den Zyklus »Söhne« aufgenommen und dokumentiert auch den expressionistischen Aufstand gegen die Welt der Väter - ist in seiner Poesie und als Künstler noch für lange nicht zum »Mann« geworden. Seine »Alexanderzüge« hat er »mittels

Wallungen« ausgetragen (II, 102). Wo er in den frühen expressionistischen Gedichten und Texten ein rücksichtsloses, primitives Mannestum verherrlicht, z. B. in »Alaska« (III, 20), da überschreitet er seine alles beherrschende Mutterbindung (vgl. III, 180 u. 353). Die Rebellion gegen die herrschenden Väter, der Ablösungsprozeß des Sohnes von den Eltern und ihrer sozialen Welt endet in diesen Jahren regelmäßig mit einer Ankunft beim und im »Blut«. Das Gedicht »Schnellzug« (III, 381) hat den Vorgang beispielhaft festgehalten:

verschollene Mütter; das ganze Land
ein Grab voll Väter: - nun sind die Söhne groß
und prunken mit der roten Götterstirne,
nackt und im Taumel des entbundenen Bluts.

Warum macht solche Ankunft, die sich am Ende des Gedichts wiederholt und die auch an den Schluß des gleichzeitigen »Heinrich Mann«-Textes erinnert, den Sohn zu einem *Mutter-Sohn*? Weil die zentrale Chiffre »Blut« - das ist der Trinität ihrer Bedeutungen nun als vierte hinzuzufügen - immer auch ein Zeichen für die mütterliche Sphäre ist; weil sie den Weg von der sozialen Chiffre des »Vaters« zur a-sozialen Chiffre des »Mütterlichen« bezeichnet. Sie läßt sich sogar in dem prononciert »männlichen« Hebbelgedicht aufdecken. Weniger, weil in ihm nur von der »Mutter« die Rede ist, als weil es in einer auffälligen metaphorischen Beziehung zu dem gleichzeitig entstandenen Gedicht »Mutter« steht, das ebenfalls in dem Zyklus »Söhne« veröffentlicht wurde:

Ich trage dich wie eine Wunde
auf meiner Stirn, die sich nicht schließt
Sie schmerzt nicht immer. Und es fließt
das Herz sich nicht draus tot.
Nur manchmal plötzlich bin ich blind und spüre
Blut im Munde. (III, 24)

In diesem Requiem - Benns Mutter (als französischsprachige Schweizerin in der preußischen Neumark übrigens schon eine frühe Figuration des Außenseiters für ihn)^{100a} war ein Jahr zuvor eines qualvollen Todes gestorben - kehren zentrale Metaphern und Metaphernkorrespondenzen des Hebbelgedichts wieder (»Wunde«, »Stirn«, »Blut« und »Herz«). Sie verknüpfen die soziale Ich- und Künstlerproblematik in zahlreichen »Wortschatzgleichungen«¹⁰¹ mit dem Heimat-, Jugend- und Mutterkomplex: die Stirn-Wunde ist ineins Kains-Zeichen und Muttergeschlecht. Der »unangreifbare« Ort des Blutes ist bei Benn also zugleich der Ort der sozialen Verletzung, der Selbstverteidigung, der poetischen Selbstwerdung und der Ort der Regression zur »Mutter.« Alle vier Bedeutungen und Funktionen sind in seinen Werken, am sichtbarsten wiederum im Frühwerk, eng verbunden. «... überall / das tiefe Mutterblut, die strömende / entstirnte / matte / Getragenheit«, heißt es in dem Gedicht »Ikarus« von 1915. Die eigentümliche Topographie seiner Mutter-Metaphorik hat Benn selber entfaltet. Eine Passage aus »Ithaka« (1914) schreibt quasi einen Kommentar zum erkenntnistheoretischen Gehalt des »Heinrich Mann«-Textes:

Aber dann, vor hundert Jahren kam es plötzlich zum Ausbruch und schlug wie eine Seuche über die Welt, bis nichts mehr übrigblieb als das große fressende herrschsüchtige Tier: der erkennende Mensch; der reckte sich von Himmel zu Himmel, und aus seiner Stirne spielte er die Welt. Aber wir sind älter. Wir sind

das Blut; aus den warmen Meeren, den Müttern, die das Leben gaben. Sie sind ein kleiner Gang vom Meer. Kommen Sie heim. Ich rufe Sie. (II, 300; vgl. II, 455)

Die Mütter sind Blut, Frühe, Heimat und Meer, die Gegenwelt zur modernen männlichen Wissenschafts- und Zivilisationswelt. Sie sind das »Mittelländische Meer« (ebd.), eines der Synonyme für den Raum des »Südens«: »Immer tiefer in den Süden: von Lippen über Brüste in den Schoß«, definiert der »Heinrich Mann«-Text. Sein »Untergang« ist eine regressive Heimkehr, seine Reise vom »Norden« in den »Süden« eine Reise aus der öden Welt der herrschenden Väter in die herrschaftsfreie Welt der Mütter, in die »Schöpfungswunde«. Die narzißhafte Version spiegelt sich in der prometheisch-ikanschen von »Ithaka«:

Ja, wir treten den Norden ein. Schon schwillt der Süden die Hügel hoch. Seele, klawere die Flügel weit; ja, Seele! Seele! Wir wollen den Traum. Wir wollen den Rausch. Wir rufen Dionysos und Ithaka. (II, 303)

Benns ursprünglich eminent sozialpsychologischer Rückzug auf das »Unangreifbarste« chiffriert sich in seinem Werk als ein Weg zwischen den Polen der »Stirn« und des »Bluts«, zwischen dem unerträglichen sozialen Bewußtsein und dem erlösenden asozialen Vergessen. Er erscheint als ein Weg vom sozialen Ichverlust zum ästhetischen Ichgewinn, aus der Fremde in die Heimat, aus der toten Vaterwelt in die schöpferische Mutterwelt, aus dem Norden in den Süden, aus der modernen Zivilisation in eine mythische Frühe, aus der geschichtlichen Realität in Traum und Rausch, aus dem Intellekt in den Trieb, aus dem verhaßten Über-Ich-Bereich in die Bezirke des Es, aus der sozialen Teilnahmslosigkeit in die »mystische Partizipation«. Und damit sind innerhalb der expressionistischen Generation zugleich die spezifischen Wegzeichen für Benns kompromißlose Rebellion gegen die moderne Welt abgesteckt.

Diese Konstellation dauert, grosso modo, bis in das Jahr 1928/29 an. Bis zu diesem Datum gilt, was Benn schon 1913 an Paul Zech geschrieben hat:

Kunst ist eine Sache von 50 Leuten, davon noch 30 nicht normal sind. Was große Verlage verlegen, ist keine Kunst, sondern Arbeit von Leuten, die ihrer Mittelmäßigkeit schriftstellerisch gerecht werden. Nietzsche hat zeit seines Lebens seine Rechnungen nicht bezahlen können, van Gogh lebte von 28 Tassen Kaffee den Tag u. Heinrich Mann ist arm, soviel ich weiß. Kunst ist Irrsinn und gefährdet die Rasse. Was Allgemeingut wird, ist damit gerichtet. (Br., S. 12)

Das heißt: Kunst und Künstler befinden sich in einer wesenhaften, unaufhebba- ren Paria-Rolle gegenüber der Gesellschaft. Solange diese Sozialdiagnose für Benn und sein Künstlertum gilt, bleiben die ihnen inhärenten sozialpsychologi- schen Spannungen latent und abgekapselt. Genauer: das aristokratische Selbstwertgefühl des insularen narzißhaften Künstlers ist eine Sache seiner privaten Existenz und erhebt nicht die geringsten gesellschaftlichen Ansprüche. Im Ge- genteil: der Gesellschaft zugekehrt sind die niederen, abstoßenden, die proleta- rischen Züge der künstlerischen »condition humaine«; und wenn der Künstler in dieser Situation überhaupt gesellschaftliche Gefühle aufbringt, dann sympha- tisiert er mit den sozialen Outcasts, Misfits und Heimatlosen, den Randgruppen und proletarischen und proletarisierten Schichten und Typen der Gesellschaft, dann polemisiert er gegen die Angepaßten und Arrivierten, gegen den Bour-

geois und den Aristokraten. Daß diese Diagnose auf Benn zutrifft, lehrt jeder Blick in seine Werke bis in die Jahre 1928/29.¹⁰² Seine Freunde wie seine Feinde haben ihn damals nicht zu Unrecht eher »links« als »rechts« angesiedelt. Virulent können die latenten sozialpsychologischen Spannungen erst werden, wenn die Paria-Situation und die Paria-Rolle der Kunst und des Künstlers gegenüber der Gesellschaft aufgehoben werden, wenn die Kunst und der Künstler in einen Resozialisierungsprozeß geraten, wenn die Erfahrung des Ausgestoßenseins von dem Bewußtsein der Auserwähltheit überlagert wird. Genau das ist im Falle Benns seit den Jahren 1928/29 geschehen.

Anlässe und Verlauf dieses eigentümlichen Resozialisierungsprozesses bilden das Thema des nächsten Kapitels. Hier interessieren nur die logische Struktur und die Essenz der merkwürdigen Veränderung. Mit dem Zeitpunkt, in der Benns Rand-Situation sich auflöste, in dem er in die literarische Öffentlichkeit und Diskussion und damit in das spannungsvolle gesellschaftliche Leben Berlins und der Weimarer Republik Eingang fand, von ihm beachtet und herausgefordert wurde, entpuppten und reaktivierten sich zwangsläufig die extremen sozialpsychologischen Spannungen seiner frühen Konstellation zwischen einem nichtakzeptablen proletarischen Identifikationsraum und einer unerreichbaren aristokratischen Identifikationssphäre. Die komplizierte Balance zwischen ihnen, die er auf seiner »asozialen« Künstler-Insel erreicht und gehalten hatte, mußte verloren gehen; das individuell-aristokratische Selbstwertgefühl, plötzlich in einen sozialpolitischen Raum versetzt, meldete seine Ansprüche auf gesellschaftliche Geltung an; die in der Paria-Situation aufgegangene proletarische Tendenz zog sich mehr und mehr aus der künstlerischen, literarischen Sphäre in den »Sozialismus der Tat« (IV, 232) seiner Arztpraxis zurück, die er noch im Jahre 1946 als »eine proletarische Existenz« kennzeichnete (Br., S. 102). Aus einer spannungsvollen Symbiose der beiden Pole führte der Weg in ein strikt getrenntes »Doppelleben« von Künstler und Arzt. Daß es überhaupt zu einer Umorientierung kam, kann man, mit dem Blick zugleich auf Benn und die letzten Jahre der Weimarer Republik, keinen Zufall nennen. Daß diese Entwicklung schon zu Beginn den Charakter eines Umbruchs, einer irreversiblen Umpolung annahm, erweckt allerdings den Anschein einer unglücklichen Verkettung von Zufällen. Ausgerechnet die beiden »proletarisch-revolutionären Schriftsteller« Becher und Kisch attackierten Benn im Jahre 1929 in ziemlich rüder Weise und machten ihn ungewollt zum Gegenstand einer aufsehenerregenden literarpolitischen Affäre. Damit wurde auf einen öffentlichen Schau- und Kampfplatz projiziert und aufgeteilt, was Gottfried Benn seit jeher als innere Spannung in sich trug: die Auseinandersetzung zwischen einer »proletarischen« und einer »aristokratischen« Tendenz. Wie sollte er den beiden erklärten Kunst-Proletariern Becher und Kisch, die ihn so eindeutig festlegten, anders gegenüberreten denn als Kunst-Aristokrat? Als Kisch »die widerliche Aristokratie, die aus jeder Zeile des Bennschen Prosabandes stinkt« (erschieden 1928), denunzierte, entgegnete er:

Im übrigen aber nehme ich die Aristokratie meiner schriftstellerischen Art durchaus für mich in Anspruch und, wenn sie einem Journalisten von [. . .] so oberflächlichem Hinsehn des Herrn Kisch widerlich erscheint, nehme ich sie um so freudiger an mein Herz. (IV, 206 f.)

Hier spürt man schon den öffentlichen Druck, der Benn in eine Richtung und Position drängte, die er freiwillig wohl nicht so schnell aufgesucht und so schroff vertreten hätte. Noch kleidet sich seine Reaktion in das alte »unpolitische« Rückzugsmodell auf das »Unangreifbarste«:

Natürlich höre ich die große Frage der Zeit: Ich oder Gemeinschaft, Hingabe an den sozialen Verband oder Selbstgestaltung, Politisierung oder Sublimierung, wie weit ist es erlaubt sich abzusondern, sich zurückzuziehen, seiner Aristokratie zu leben, sich auf die Spitze zu treiben - (IV, 211).

Aber die Gesellschaft hatte an sein Trauma gerührt, die Resozialisierung des Künstlers Benn ist nicht mehr aufzuhalten; es beginnt das öffentliche Vexierspiel, ob er nun »links« oder »rechts« eingestellt, ein »Reaktionär« oder nur ein »Reaktionär in Führungszeichen« sei. In diesen Jahren kommt es zu einer kontinuierlichen Folge von erstaunlichen, aber präzise nachweisbaren Umpolungen und Richtungswechseln: der Weg führt nun vom »Blut« zurück in die »Stirn« (die neue Chiffre heißt »Geist«), aus der Mutterwelt in die Vaterwelt, aus dem Narzißhaften ins Prometheische, von der Ohnmachts- in die Machtsphäre, aus dem Süden in den Norden, aus der Anarchie in die Ordnung, aus Traum und Rausch in den Begriff, aus dem Trieb in den Gedanken, von der »hyperämischen Theorie des Dichterischen« zu dem »Gesetz von einer formfordernden Gewalt des Nichts«, aus der Lyrik in die Essayistik, schließlich aus der tiefen geschichtsverachtung in eine zeitweilige Geschichtsbejahung. Dieser Vorgang, der in Benns zwiespältigem »Gemeinschaftserlebnis« des Jahres 1933 kulminierte, ist sowohl ein Indiz für die latenten sozialpsychologischen Besetzungen seiner dichterischen Prozesse, Strukturen und Chiffren, als auch eine Bestätigung unseres Verfahrens, den Bestand seiner kaleidoskopisch-wechselnden Metaphernkomplexe auch durch eine Sozialanalyse aufzuschließen. Die jeweiligen poetischen Polarisierungen und Tendenzen bilden einen untrüglichen Index für Benns sozialpolitisches Denken und Verhalten. Zu einer Faustregel präpariert: wann immer und solange er sich auf dem regressiven Weg zu den »Müttern« befindet, also in der Zeit bis 1928 - später wird er dann dieses »Hinab zu den Müttern« zur Zielscheibe sarkastischen Spottes machen (z. B. II, 203 f.) -, solange steht er bei aller politischen Indifferenz durch die in dieser Tendenz enthaltene »proletarische« Komponente seiner Paria-Erfahrung instinktiv »links« und ist vor faschistischen Abenteuern und reaktionären Verhaltensweisen gefeit; seit 1929, mit der allmählichen Aufwertung des männlichen Pols und der Vaterfigur, die nun eine aristokratisch-heroische Wertigkeit bekommen, rückt Benn automatisch nach »rechts« und sein nationalkonservatives Zwischenspiel (1933/34) steht ganz im Zeichen einer Apotheose der männlichen Welt.¹⁰³

Für diese Tendenz bildet das Gedicht »Der junge Hebbel« nicht mehr als ein erstes Signal. Sein männlich-heroischer Gestus trägt noch deutlich proletarische Züge und bleibt in die Muttersphäre eingebunden. Daß bei allen Akzentverlagerungen immer beide Pole und Tendenzen in Benn wirksam blieben, diese seine »Ambivalenzen« haben ihn für die bürgerlich-politische Welt, ihre Apologeten und ihre Widersacher, so undefinierbar gemacht.

6. »Biographische Gedichte«. Die innere Emigration der Kunst

Der dichterische Produktionsprozeß Gottfried Benns sowohl im einzelnen Werk wie in der Entwicklung des Gesamtwerks läßt sich als ein spezifischer Prozeß der Entsoziologisierung, Entpsychologisierung und Enthistorisierung seiner frühen Konstellationen beschreiben. Die sozialpsychologische und historische Erfahrung wird zu einer erkenntnistheoretischen sublimiert, zu einer existentiellen ontologisiert, zu einer konstitutionellen biologisiert, zu einer mythischen enthistorisiert und zu einer erdgeschichtlichen totalisiert. Es ist *sein* eigentümliches Verfahren, das Besondere der individuellen Erfahrung in das Allgemeine des Kunstwerks aufzuheben. Das Bedenkenswerte dieses ästhetischen Vorgangs liegt nicht in ihm selbst, sondern in der Art und Weise, *wie* er das Besondere in das Allgemeine aufhebt. Von den *drei* Bedeutungen dieses Hegelschen Begriffs - im Sinne von Verschwindenlassen, Hinaufheben und Bewahren - treten nur *zwei* in Funktion: das Besondere wird auf immer höhere Stufen gehoben, um es im Allgemeinen auszulöschen. Die dritte Vermittlungsfunktion, die das Besondere im Allgemeinen aufbewahrt und den spezifischen *Erkenntnischarakter* der Kunst begründet, fällt in den Werken Gottfried Benns weitgehend aus: »das Menschliche zählt nicht dazu« (II, 140). Wir haben an der von ihm selbst beschriebenen Sozio- und Psychogenese der Kunst und des Künstlers rekonstruieren können, wie es ihr erklärtes Ziel ist, die unerträgliche Situation ihres Ursprungs in einem Akt der ästhetischen »Restitutio« und Kompensation zu überwinden und vergessen zu lassen. Seine Kunst möchte paradoxerweise gerade das annihilieren, woraus sich ihre Dynamik speist. Sie steht mit dem Rücken zu den eigenen Ursprüngen. Durch diese negative Rückbindung und Fixierung aber setzt sich das, was der Autor abschütteln möchte, hinter seinem Rücken immer wieder durch, prägt unvermittelt und reflexhaft die Strukturen, Antithesen, die »Stimmungen« und Chiffren seines Werks und wird, gegen seinen Willen, einer hermeneutischen Sozialanalyse zugänglich. Sie deckt einen geheimen *circulus vitiosus* auf, den er mit seiner Kunst gerade zu beseitigen und zu sprengen versucht; sie bringt jenen bedenklichen Distanz- und Erkenntnisverlust in Erinnerung, der immer dort auftritt, wo die Kunst, die Geschichte überspringend, zu einem reinen Untergangs- und Erlösungsphänomen hypostasiert wird;¹⁰⁴ sie erklärt, warum Benns artistische Distanz zu seinen Werken und die reflektierende Distanz zu sich selbst und zur Welt nicht in einem sich ergänzenden und steigernden, sondern in einem umgekehrt proportionalen Verhältnis gestanden haben, warum das Besondere und das Allgemeine statt in ein Aufklärungsverhältnis in einen wechselseitigen Bestätigungsmechanismus geraten sind.

Daß der demonstrative Prozeß der artistischen Entsoziologisierung und Entpsychologisierung auch einen Pseudocharakter besaß, eine Verschleierungsfunktion erfüllte, daß der ursprüngliche Konnex des Autobiographisch-Historischen und des Dichterischen sich immer wieder zur Geltung bringen mußte, daß das »Menschliche« doch dazuzählte, konnte Gottfried Benn dennoch nicht verborgen bleiben. Zwar drängt er die Konstellationen des Biographischen, die uns im Frühwerk noch so unverhüllt entgegentreten, mit den Jahren mehr und mehr zurück - prototypisch dafür ist die Tilgung der »Phimose«-Stelle im »Querschnitt« -, aber sie fanden doch immer wieder, wenngleich in verschiedenen Tarnungen und Stilisierungen, ihren Weg an die Oberfläche, - zumal die primäre Bindung der Kunst an das »gezeichnete Ich« und seine unstillbaren

Leiden sich eher festigte als lockerte. Dadurch sind wir in der Lage, den frühen Texten ein analoges und exemplarisches Zeugnis aus einer viel späteren Zeit an die Seite zu stellen. Am 21. 12. 1941 schickte Benn ein Konvolut von sieben Gedichten mit folgendem Kommentar an Oelze:

Ich revanchiere mich wieder mit Gedichten. Eines kennen Sie. Ich nenne sie zusammen : »Biographische Gedichte«. Sie haben bewusst nicht die Losgelöshtheit von eigenem Ich, die grosse Gedichte haben u. haben sollen; aber Lyrik ist Existentialkunst - voilà. (Nr. 222, S. 297)

Diese »Biographischen Gedichte« von 1941 sind die Keimzelle der späteren »Statischen Gedichte« von 1945.¹⁰⁵ So erstaunlich es ist, daß der biographische Titel überhaupt auftaucht, so typisch ist es, daß er wieder zurückgenommen wird. Die Tendenz dazu ist bereits in dem apologetischen Ton des Briefkommentars hörbar. Der gemeinsame lyrische Nenner der »Existentialkunst« soll die besondere biographische Bindung der Gedichte an das eigene Ich rechtfertigen. Umso interessanter ist es, ihre »Abweichung« von der Norm der »grossen Gedichte« zu untersuchen. In ihr verrät sich noch einiges von den Wirkungen, Nachwirkungen und Metamorphosen jenes »Biographischen«, dessen weitreichende Bedeutung wir von den frühen Texten ausgehend aufgezeigt haben. In unserem Zusammenhang interessieren von den sieben Gedichten vor allem drei - »Gedichte«, »Unanwendbar« und »Abschied« - und auch sie nur im Hinblick auf jene Aspekte und Strukturen, die uns bisher beschäftigt haben. Besonders aufschlußreich ist »Gedichte«:

Im Namen dessen, der die Stunden spendet,
im Schicksal des Geschlechts, dem du gehört,
hast du fraglosen Aug's den Blick gewendet
in eine Stunde, die den Blick zerstört,
die Dinge dringen kalt in die Gesichte
und reißen sich der alten Bindung fort,
es gibt nur ein Begegnen: im Gedichte
die Dinge mystisch bannen durch das Wort.

Am Steingeröll der großen Weltruine,
dem Ölberg, wo die tiefste Seele litt,
vorbei am Posilip der Anjouine,
dem Stauferblut und ihrem Racheschritt:
ein neues Kreuz, ein neues Hochgerichte,
doch eine Stätte ohne Blut und Strang,
sie schwört in Strophen, urteilt im Gedichte,
die Spindeln drehen still: die Parze sang.

Im Namen dessen, der die Stunden spendet,
erahntbar nur, wenn er vorüberzieht
an einem Schatten, der das Jahr vollendet,
doch unausdeutbar bleibt das Stundenlied -
ein Jahr am Steingeröll der Weltgeschichte,
Geröll der Himmel und Geröll der Macht,
und nun die Stunde, deine: im Gedichte
das Selbstgespräch des Leides und der Nacht. (III, 196)

Das Gedicht ist nicht allein aufschlußreich, weil es zu den herausragenden Leistungen der »Statischen Gedichte« zählt, sondern mehr noch, weil seine Entstehungsgeschichte dokumentiert und zugänglich gemacht worden ist. Sie durchmißt im kleinen genau jenen Weg, den dann im großen Maßstab der ganze Zyklus von den »Biographischen Gedichten« bis zu den »Statischen Gedichten« zurücklegt. Das ist vor allem an zwei Stellen exemplarisch nachzuweisen. Beide beziehen sich auf das jeweils letzte Verspaar einer Strophe, das die Essenz des ganzen Gedichtes - Wesen und Funktion der Lyrik, der Dichtung überhaupt - stanzenförmig zusammenzieht. Die eine Stelle, die Schlußverse, scheinen sogar dem ersten Zyklus den erstaunlichen Namen gegeben zu haben.¹⁰⁶ Statt der endgültigen Fassung (»und nun die Stunde, deine: im Gedichte / das Selbstgespräch des Leides und der Nacht.«) lesen wir dort noch:

Es giebt nur eine Tröstung: im Gedichte
Biographie des Leides u der Nacht.¹⁰⁷

Getilgt wurden also die Worte »Tröstung« und »Biographie«. Sie enthalten noch ziemlich unverhüllt den persönlichen Tröstungs- und Kompensationscharakter der Kunst. Es ist gewiß kein Zufall, daß mit dem Begriff »Tröstung« ein Schlüsselwort aus der Reihe der prometheischen Gegenschöpfungen im frühen »Heinrich Mann«-Text wiederholt wird. Was dann zur »Stunde« der Selbstwerdung neutralisiert und stilisiert wird (»und nun die Stunde, deine«), erscheint hier noch in seiner persönlichen inhaltlichen Füllung. Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn man eine Abweichung der zweiten zentralen Stelle einbezieht, zumal es sich dabei um einen anaphorischen Parallelvers handelt. Das letzte Verspaar der ersten Strophe lautete ursprünglich:

Es giebt nur eine Abwehr: im Gedichte
die Dinge mystisch bannen durch das Wort.¹⁰⁸

In der Schlußfassung ist der Ausdruck »eine Abwehr« durch die Wendung »ein Begegnen« ersetzt worden. Dadurch wird die ursprüngliche Kunstfunktion für das Ich, ihr Abwehr- und Notwehrcharakter, wenn nicht ganz verschleiert, so doch entscheidend abgedämpft. Die eigentliche Funktion des Vorgangs, die »Dinge« mystisch durch das Wort zu *bannen*, d. h. sich ihr bedrohliches Näherücken vom Leib zu halten, den Rückzug auf das »Unangreifbarste« damit zu decken, die Schutzgeste des »Parias« also, ist kaum noch zu erkennen.

Noch aufschlußreicher ist der Wechsel zwischen »Biographie« und »Selbstgespräch«. Der Prozeß einer verschleiernenden Entpersönlichung hat die ursprüngliche Lesart des Verses fast gelöscht: aus »biographischen« Attributen werden »Leid« und »Nacht« zu unpersönlichen allgemeinen Subjekten, die im Gedicht ihr eigenes »Selbstgespräch« führen.

Was heißt dagegen der nicht ohne weiteres verständliche Vers »Biographie des Leides u der Nacht« in der ersten Fassung?

Versucht man von einem wörtlichen Verständnis des Verspaars auszugehen, so lautet es etwa: für das lyrische Ich gibt es nur eine Tröstung: die in seinem Gedicht sich vollziehende Lebensbeschreibung des Leides und der Nacht. Ist die Inkonzinnität auch dieses Satzes noch immer groß - die »Losgelöstheit von eigenem Ich« setzt sich bei Benn in gelockerte oder aufgelöste syntaktische Bezüge um -, so ist doch der Rückverweis von »Biographie« auf das Ich kaum bezweifelbar. Dann werden »Leid« und »Nacht« als Synekdochen von »Ich« und »Welt«

identifizierbar. Das Ich insgesamt definiert sich von seinem permanenten Leidenszustand her. Der Ausdruck »Nacht« bleibt freilich ambivalenter: die »Welt« ist in ihm nur als eine ausgelöschte anwesend, als Metapher der Dunkelheit, der Leere, der Einsamkeit, des Untergangs, der latenten Bedrohung, des Grauens, schließlich des Todes. Die Chiffre »Nacht« vertritt somit weniger die Welt im Sinne eines objektiven Gegenübers, als eine spezifische Situationsbeschreibung des Ichs in *der Welt*, - seine »condition humaine«. Insofern können »Leid« und »Nacht« ganz eng zu einer »Biographie« des lyrischen Ichs zusammentreten. Sein Leben besteht in nichts anderem als in dem Zusammenwirken von »Leid« und »Nacht«; es aufschreibend, wird das Gedicht zur »Biographie«. Offen und unentscheidbar bleibt allerdings, *wer* die »Biographie« schreibt, das Ich oder das Gedicht. Denn das Ich konstituiert sich ja erst im Gedicht, Leiden und Tun sind eines in der Biographie des Gedichts; sie besitzt ein Doppelsubjekt: den Künstler und die Kunst.

Verglichen mit Benns früher Kunsterfahrung und Kunstdefinition sind sowohl Übereinstimmungen wie Unterschiede festzuhalten. Unverändert ist die Einheit von Leiden und Tun, von Selbst- und Kunsterfahrung, von Ich- und Kunstproduktion am äußersten Rande von Welt und Gesellschaft; verändert hat sich das Verhältnis von Konstruktion und Destruktion, Macht und Ohnmacht, Selbstvernichtung und Selbstwerdung, Untergang und Auferstehung, die früher im poetischen Zeichen des »Narziß« in der Schwebelage gehalten wurden. Die symbiotische Balance ist in dem Gedicht von 1941 auseinandergetreten in ein antithetisches Gegenüber, die Gewichte haben sich zugunsten der positiven Pole der Kunst verlagert. Die »condition humaine« steht zwar noch immer im Horizont des Untergangs (Leid und Nacht), aber der Künstler und die Kunst, die aus ihm erwachsen, befinden sich nun deutlich im Zeichen der Konstruktion, der Selbstwerdung und einer autonomen Macht. Der bisher schwankende Bezirk des »Unangreifbarsten« hat sich zu einem eigenen *statischen* Ort verfestigt: dem dreifach genannten »Gedicht«. ¹⁰⁹

Diese Tatsache läßt sich bereits an dem eigentümlich antithetischen Aufbau der drei Strophen von »Gedichte« ablesen: das refrainartige Verspaar an ihrem Ende beschreibt und umgrenzt in adversativer Wendung gegen die sechs vorhergehenden Verse den unangreifbaren Ort des Gedichts. Eine gewisse Ausnahme bildet die zweite Strophe, in der bereits der sechste Vers die adversative Wendung einleitet. Er aber leistet nichts geringeres als eine private Neudefinition des unangreifbaren Bezirks:

doch eine Stätte ohne Blut und Strang,

Der Ort des »Unangreifbarsten« ist die einzige »Stätte ohne Blut und Strang«. An dieser Stelle lassen sich unsere Erörterungen über Benns Blut-, Wunden- und Kampfmetaphorik anknüpfen und fortsetzen. Wir hatten den Ort des »Unangreifbarsten« im Hinblick auf das Werk bis 1928/29 unter der Chiffre des »Blutes« in einer vierfachen Bedeutung definiert: als Ort der Verwundung, der Selbstverteidigung, der Selbstwerdung und der Regression zum »Mütterlichen«. Diese Definition bedarf jetzt ebenfalls einer Modifikation. Ganz zurückgetreten ist - mit dem Begriff des »Blutes« - das Moment der Regression, wenn man es in

einem weiteren und präziseren Sinne als dem des Rückzugs versteht. Die anderen Momente dagegen haben sich sublimiert und stabilisiert: die vormalig flüchtige Selbstwertung ist zu einer konstruktiven statischen Icherfahrung geworden, die blutige Verwundung zu einer »Biographie« (Selbstgespräch) des »Leides und der Nacht«, die militante Selbstverteidigung zu einer gefaßten männlichen Haltung.

Diese Sublimierung und Stabilisierung resultiert aus dem Fortfall des dynamischen *Kampf*-Motivs, das Ich und Welt, Kunst und Leben bisher verknüpft hat. Jetzt ist die »Stätte ohne Blut und Strang« auch eine Stätte des Friedens. An die Stelle der direkten oder verdeckten Auseinandersetzung beider Sphären ist ihre strikte Trennung getreten. Zu diesem Zeitpunkt, 1941, hatte Benn seine Zwei-Reiche-Theorie von Kunst und Leben, Geist und Geschichte schon längst und mehrfach formuliert. Den verborgenen gesellschaftlichen und sozialpolitischen Gehalt einer solchen Theorie sichtbar zu machen, bedarf es kaum mehr als des Hinweises auf die drei Begriffe »Abwehr«, »Tröstung« und »Biographie« in der Urfassung von »Gedichte«. Die Verbindung zwischen Ich und Welt, Kunst und Leben, Geist und Geschichte, Künstler und Mensch ist nicht deshalb gelöst, das alte Kampf-Motiv nicht deshalb überfällig, weil die Auseinandersetzung plötzlich ein Ende gefunden hat, weil der Künstler endlich in ein bereitstehendes autonomes Reich der Kunst aufgenommen wurde, sondern ganz im Gegenteil, weil der Kampf- und Leidensdruck aufgrund der neuen geschichtlichen und sozialpolitischen Erfahrungen Benns zwischen 1933 und 1941 so unerträglich geworden ist, daß es eines noch weiteren Rückzugs, einer noch besseren Tarnung, eines noch zuverlässigeren Selbstschutzes und einer noch sublimeren kampflosen Verteidigung bedarf. Weil sich das Individuum keine einzige Rückbindung an seinen Gegner mehr leisten kann, läßt es einen eisernen Vorhang zwischen Kunst und Leben herab. Es konstituiert und proklamiert die höhere Autonomie der Kunst, weil sie das letzte Asyl seiner Ohnmacht ist. So betrachtet haben sich die frühen Verhältnisse und Konstellationen nicht verändert, - vielmehr verschärft.

Hatte der frühe Benn noch die Kraft und die Möglichkeit, den Bedingungen und Zwängen seiner Situation trotz aller Schutzvorkehrungen und Transpositionen ins Auge zu schauen, so muß der Lyriker Benn nach 1934, aufgrund seiner »inneren Emigration«, des Weltkrieges und des dadurch bedingten »Doppellebens« als Militärarzt und als Künstler, seinen Realitätsbezug Schritt um Schritt preisgeben. Die »Stunde« hat seinen »Blick zerstört«. Jetzt versteht man ihn nur dann noch, wenn man ihn seitenverkehrt, mit einer ständigen Rückübersetzung seiner Vertauschungen und Überkompensationen liest, wenn man die Entsozialisierung und Entpsychologisierung, wie die Ästhetisierung seiner Kunstproduktion auch als Schutzvorrichtung durchschaut. Demonstriert an dem Gedicht »Gedichte«, im dritten Kriegsjahr entstanden, heißt das: zwischen den beiden Sphären und »Reichen«, dem Leben und der Kunst, herrscht ein eigentümlich komplementäres Bedingungsverhältnis. Die »eine Stätte ohne Blut und Strang« kann sich nur konstituieren, wenn und wo die andere Stätte ausschließlich durch »Blut und Strang«, Krieg und Kampf definiert und kriminalisiert ist; je totaler die Weltgeschichte zum Raum der Destruktion abgestempelt und entwickelt wird, desto konstruktiver und reeller erscheint die Kunst; weil der historische Kreislauf von Rache und Gericht zur Anarchie führt, erhöht sich die archimedische Instanz der Kunst zum eigentlichen Weltgericht; und weil dort

die brutale Macht in selbstzerstörerischer Ohnmacht endet, enthüllen sich die Ohnmacht des Künstlers und der Kunst als die einzig wahre und bleibende Macht:

doch eine Stätte ohne Blut und Strang,
sie schwört in Strophen, urteilt im Gedichte,
die Spindeln drehen still: die Parze sang.

Diese Verse sprechen das unanfechtbare Machtbewußtsein der ohnmächtigen Dichtung aus. Ihr Schwur und ihr Urteil befinden sich im Einklang mit der »moira«, jenem griechischen Schicksal, das über Göttern und Menschen thronet.¹¹⁰ Dichtung ist Parzengesang.

Darum wird sie sich selbst zum Thema: vier von den sieben »Biographischen Gedichten« tragen die Titel: »Gedichte«, »Verse«, »Ein Wort« und »Bilder«, das Thema der drei anderen - »Unanwendbar«, »Du trägst« und »Abschied« - ist der Dichter. Bisher war die Poesie das *Medium* des »Unangreifbarsten«, jetzt ist sie dieser Ort selbst.

Benns Entwicklung zu einem »l'art pour l'art«, verstanden als Autarkie der Kunst, besitzt also zwei Voraussetzungen, die notwendig in das Verständnis dieser Formel eingehen müssen. Zum einen verliert die frühe Restitutio-Idee, die seine Dichtung bis in ihre geheimsten narzißtischen Strukturen an die verlorene Welt zurückband, jede inhaltliche Füllung; das Ich gibt alle konkreten Hoffnungen und Sehnsüchte auf eine Erfüllung oder einen Ersatz seiner irdischen Glücksansprüche, es gibt »das Menschliche« preis, kappt damit scheinbar die bisherigen untergründigen Beziehungen zwischen Ich und Welt. Zurück bleibt allein das Bewußtsein des Verlustes. Die drei Strophen von »Gedichte« demonstrieren diesen Vorgang in planmäßiger Folge: die erste Strophe schildert jenen Welt- und Sinnverlust, den wir als großes Entwurzelungs- und Entfremdungserlebnis im »Heinrich Mann«-Text kennengelernt haben und den Benn später als die nachgoethische Epoche des »Nihilismus« (I, 156) interpretiert:

Im Namen dessen, der die Stunden spendet,
im Schicksal des Geschlechts, dem du gehört,
hast du fraglosen Aug's den Blick gewendet
in eine Stunde, die den Blick zerstört,
die Dinge dringen kalt in die Gesichte
und reißen sich der alten Bindung fort,

Auch in diesem Falle erleichtern die Varianten der Entwürfe das genetische Verständnis. Anstelle der »Stunde«, die den Blick zerstört, werden dort noch drei Möglichkeiten erprobt: »Gorgo«, »Dunkel« und »Zwielicht«.¹¹¹ Für den sechsten Vers steht die Version: »u reisse(n) Dich der alten Schöpf(ung) fort«. »Gorgo« führt am weitesten in die mythische Kulisse des frühen »Heinrich Mann«-Textes und in das Vernichtende und Bannende der Urerfahrung zurück. Noch stärker als »reißen sich der alten Bindung fort« hat das »reisse(n) Dich (!) der alten Schöpf(ung) fort« die Erinnerung an eine bergende mittelalterliche Ordo-Welt und das subjektive Restitutioverlangen aufbewahrt. Eine entsprechende promethische Reaktion bleibt jedoch aus: die Kunst, bisher nur Medium, ist selbst zu einem Restitutio-Phänomen geworden, sie löst den Gorgo-Bann der kalten, wurzellosen »Dinge« mit einem konstruktiven Gegenbann.¹¹²

Die zweite Strophe überträgt die persönliche und epochale Destruktionserfahrung, die sich in das Schema einer übermächtigen Weltzeit und Weltstunde einfügt, auf die Dimensionen der Weltgeschichte. Sie erscheint vom Anfang bis zum Ende als eine Stätte von »Blut und Strang«. Die vagen mythischen Vorstellungen des frühen Textes haben sich zu einem universalen Geschichtsgesetz konkretisiert. Durch die Evokation des blutigen Mittelalters wird der Restitutio-Traum eigens zurückgenommen.

Die dritte Strophe gilt dem ›deus absconditus‹ und seinem unausdeutbaren »Stundenlied«, bevor sie die dreifache Destruktionserfahrung in einer totalen Metapher zusammenfaßt:

ein Jahr am Steingeröll der Weltgeschichte,
Geröll der Himmel und Geröll der Macht,
[vgl. die Vorfassung: »Kein Himmelstrost,
kein Trost aus der Geschichte, /
Die Unschuld fällt, der Mord ergreift die Macht, /
den Mord erhöht die Macht.]^{112a}

Dabei ist in die scheinbar so objektiven Destruktionsgesten der drei Strophen zweifellos auch noch der alte »Rache«-Wunsch des ausgestoßenen Ichs eingegangen. (II, 9)¹¹³

Jetzt erst wird der Schritt von der Entwurfsfassung: »Es giebt nur eine Tröstung: im Gedichte / Biographie des Leides u der Nacht« zu der Schlußfassung: »und nun die Stunde, deine: im Gedichte / das Selbstgespräch des Leides und der Nacht« in seiner vollen Tragweite verständlich. In der ersten Version verrät sich noch eine Rückbindung an die Welt, in der zweiten schließt sich der Zirkel ganz rein zum »Selbstgespräch des Leides und der Nacht« als die gemeinsame Definition des Künstlers und der Kunst. Die Leistung dieser ambivalenten Formel - und ihre sublimale Täuschung - besteht darin, daß sie mit der Chiffre »Nacht« einerseits die Welt als Quintessenz, als »condition humaine« noch einschließt, andererseits als historische Außenwelt schon hermetisch ausschließt und löscht.

Damit sind die beiden Voraussetzungen für Benns neue Position eines »l'art pour l'art« benannt: die eine ist die durch die totale Weltdestruktion ermöglichte Tilgung der Restitutio-Bindungen, die andere die dadurch ermöglichte reine Zirkelstruktur der Kunst, mit der sie sich als statischer Ort etabliert. In der narzißhaften Formel »das Selbstgespräch des Leides und der Nacht« stellt sich deshalb sowohl die Essenz wie das Strukturgesetz der späten Dichtung Gottfried Benns vor. Ihre essentielle Bedeutung läßt sich aus dem gedichtsimmanenten *Christus-Motiv* dechiffrieren, ihre ästhetische hat Benn im Hinblick auf den »lyrischen Monolog« selbst erörtert. Merkwürdig ist das Doppelleben, das die *Christus-Figur* in dem Gedicht erhält. Sie wird eingeführt durch den zweiten Vers der zweiten Strophe:

Am Steingeröll der großen Weltruine,
dem Ölberg, wo die tiefste Seele litt,

Christus erscheint hier im Raum der destruktiven Weltgeschichte als derjenige, der Menschengestalt angenommen und Menschenschicksal auf sich genommen hat, um die Menschheit durch sein Leiden zu erlösen. Das heißt: er erscheint in seiner irdischen Knechtsgestalt, als der einzigartige Paria, den sein Volk ausges-

toßen und den selbst seine Jünger verlassen haben. Seine nächtliche Einsamkeit in Gethsemane, wo er den »bitteren Kelch« von sich weisen möchte, ist eine grenzenlose Verlassenheit. Es ist nun unverkennbar, daß die Ölberg-Situation und die Christusfigur in der Schlußzeile des Gedichts in einer eigentümlichen Metamorphose wiederkehren:

und nun die Stunde, deine: im Gedichte
das Selbstgespräch des Leides und der Nacht.

Das Reich dieses Verses ist aber nicht mehr »von dieser Welt«. Es hat sich enthistorisiert und entwirklicht zur »Ausdruckswelt«. Alles Figurale, im Ausdruck »Biographie« noch enthalten, ist aufgelöst in die körperlose Sphäre des »Gedichts«, des »Selbstgesprächs«. Eine Beziehung zwischen beiden Sphären ist zwar noch vorhanden, aber nur als negative, als strikte Abgrenzung. Damit prä-tendiert das lyrische Ich, der Künstler, eine Christus-Analogie, ja, Christus-Identifikation, die mit dem Begriff der »Imitatio Christi« nicht mehr abzudecken ist. Denn die Imitatio bezieht sich immer auf den leidenden, den irdischen, den menschlichen Christus. Gerade aus diesem Raum aber heben sich die letzten Verspaare der Strophen jeweils ab - nicht in das »Himmelreich«, wohl aber in ein transzendentes und autonomes Zwischenreich der Kunst, wo das Leiden zur Selbsterlösung, der Untergang zur Selbstverwirklichung, die Verlassenheit zur erwählten Einsamkeit, die Ohnmacht zur Macht und der Paria zum unsichtbaren Herrn der Welt wird. In einer bedenklichen Verkehrung gerät jener Christus, der für das Menschengeschlecht gelitten hat und gestorben ist, sozusagen als »innerer Emigrant« in die narzißhafte Zirkelstruktur der Kunst, wird das Band zwischen dem irdischen und dem himmlischen Christus aufgelöst, wird auch diese verbindende und vermittelnde Gestalt katexochen beinahe zu einem Opfer von Benns Zwei-Reiche-Theorie - wenn nicht auch hier eine letzte »Ambivalenz« erhalten bliebe.

So läßt sich an dem seltsamen Doppelleben, das die Christus-Figur in dem Gedicht zu führen hat, sowohl Benns konkrete Situation im Jahre 1941 ablesen, die ihn zum Doppelleben als Arzt und als Künstler, als Soldat und als Privatperson zwang, wie auch der verzweifelte Anspruch seiner Zwei-Reiche-Theorie und seiner Kunst aufdecken. Gerade diejenige Gestalt mit der unermesslichsten sozialen Verheißung für die Gesellschaft des Menschengeschlechts, für die Toten, die Lebenden und die Ungeborenen, wird von ihm als biographische Chiffre der Selbsttröstung und Selbsterhöhung in der Kunst reklamiert.

Zwar besitzen auch das lyrische Ich und sein »Selbstgespräch« noch den Anschein eines stellvertretenden Opfers - und damit eine soziale Funktion -, aber gerade sie werden von einem Gedicht, das sich selber absolut setzt und so den eigenen Monolog verewigt, zugleich in Frage gestellt. Auch dieses Gedicht rechnet mit dem kleinsten »soziologischen Nenner«. -¹¹⁴

Auf die *ästhetische, strukturelle Bedeutung* der Formel »das Selbstgespräch des Leides und der Nacht« hat Benn selber hingewiesen. Er schreibt in einem undatierten Briefentwurf 1951 oder später an einen unbekanntem Empfänger:

Ich stieß bei der Beantwortung Ihrer Anfrage auf ein neues »Problem der Lyrik«, es heisst: »das Du« im Gedicht. [...] Das Du im Gedicht ist durchaus zweideutig, keineswegs immer an eine Person gerichtet. Der lyrische Monolog teilt

sich vielfach in einen 1) dichtenden und 2) einen sich selbst anredenden, an-dichtenden Faktor. Dieser zweite ist das objektivierte, das gesehne, das ans-prechbare Ich, also der Partner. Dieser erlebt in sich selbst das dualistische Gefühl [abgebrochen, eine Zeile tiefer:] zwischen diesen Beiden spielt das Ge-dicht.¹¹⁵

Harald Steinhausen zitiert diese Passage an der Stelle, wo er darauf hinweist, daß das lyrische Ich in »Gedichte« zu sich selbst als einem »Du« spricht und stellt bei dieser Gelegenheit fest, daß »dieses sich selbst als ›Du‹ ansprechende Ich . . . typisch für die Mehrzahl der ›Statischen Gedichte« ist.¹¹⁶ Wir erhalten dadurch die Möglichkeit, die Behauptung, daß zur Quintessenz der Bennschen Dichtung eine ›soziale Ersatzhandlung‹ gehöre, durch eine Sozialanalyse seiner lyrischen Monologstruktur noch einmal zu überprüfen. Er selbst definiert (nicht ganz be-griffsklar) seinen lyrischen Monolog, sein biographisches »Selbstgespräch«, als ein *Zwiesgespräch* zwischen einem dichtenden und einem sich selbst andichten-den, dann als angedichtetes »Du« erscheinenden Faktor und bestätigt damit die Zirkelstruktur des Gedichts. Dem Terminus »Zwiesgespräch« sind wir in einem bedeutsamen Kontext bereits begegnet. In dem frühen »Heinrich Mann«-Text erscheint nach der Feststellung »Nun war das Du tot« in der Reihe der prome-theischen Ersatzschöpfungen auch das »Zwiesgespräch«: »Die sollten Heimat werden, Trost, Erde, Himmel, Rache, Zwiesgespräch«. - (II, 9) Hier weist sich die soziale Ersatzfunktion, der Versuch einer Wiederherstellung des verlorenen gesellschaftlichen Kommunikationsraumes noch direkt aus. Daran läßt sich un-sere Analyse sowohl der Chiffre »Nacht« wie des ambivalenten Christus-Motivs anschließen. Vor allem die Vorfassungen haben erkennen lassen, daß in dem »Selbstgespräch des Leides und der Nacht« die Chiffren »Leid« und »Nacht« ursprünglich noch Synekdochen für die Positionen des Ich und der Welt bilden, daß in der Chiffre »Nacht« die Welt als zeitlose »condition humaine« anwesend ist, daß sich in der Formel also noch immer ein sozialer Kommunikationsraum verberge. Ein gleiches gilt für die eigentümliche Metamorphose der Christus-Figur von dem zweiten Vers der zweiten Strophe (»am Ölberg, wo die tiefste Seele litt«) in das hermetische »Selbstgespräch des Leides und der Nacht«.

Wenn Benn selber nun diese monologische Formel interpretiert als ein Zwiesgespräch zwischen einem dichtenden und einem objektivierten, als »Partner« angesprochenen Ich, schließt er ihre Zirkelstruktur noch enger, löscht er die ursprüngliche Genese und Bedeutung der Chiffre »Nacht« aus, indem er sie ganz in den Raum des »dualistischen« Ichs aufnimmt. Was er jedoch nicht auslöschen kann, ist die Erkenntnis, daß sein monologisches »Du« auch ein soziales Ersatz-Du darstellt, daß er seine lyrische »Tröstung« aus einem pseudosozialen Kom-munikationsraum bezieht, daß sein lyrischer Monolog immer auch die Schwundstufe eines sozialen Dialogs ist. Sein inhaltliches Restitutio-Verlangen hat sich ganz in einem poetischen Formgesetz etabliert und gestillt.

Diese Erkenntnis berechtigt uns vielleicht zu einer gewissen Überpointierung, nämlich von seiner späten Dichtung insgesamt als einem ästhetischen Restitu-tio-Phänomen, als einer sozialen Ersatzhandlung zu sprechen. Jenes »Menschliche«, das in den »höchsten Sphären« nicht mehr dazuzählen soll (II, 140), findet sich hinterrücks doch wieder ein.¹¹⁷ Benn stellt durch seine Selbstaufspaltung in ein redendes, nur als Stimme anwesendes Ich und ein angeredetes, gram-matisch faßbares Du; - »zwischen diesen Beiden spielt das Gedicht« - für seine Ein-samkeit, für seine historische Situation im Zweiten Weltkrieg und für sein Ge-

dicht jenen sozialen Kommunikationsraum wieder her, an dessen Entzug er unaufhörlich leidet:

Sprich zu Dir selbst, dann sprichst du zu den Dingen
und von den Dingen, die so bitter sind,
ein anderes Gespräch wird nie gelingen,
den Tod trägt beides, beides endet blind.
(»Verzweiflung«, 1952, III, 296)

Das angeredete Du übernimmt für das redende Ich die Rolle und Ersatzfunktion der sozialen Mitmenschlichkeit und Welthaltigkeit (»Dinge« heißt auch der Terminus in »Gedichte«). Durch das Verfahren einer scheinbaren Selbstobjektivierung wird es möglich, das Gegensätzlichsche zu vereinen: nämlich die eigene Einsamkeit zu bewahren und zu durchbrechen, gleichzeitig dem Selbstmitleid und einer tragisch-heroischen Haltung zu frönen, das Gedicht zum Ausdruck unaufhebbarer Verlassenheit zu stilisieren und ihm dennoch - nicht erst mit der Veröffentlichung - einen immanenten sozialen Resonanzraum zu verschaffen. Benns monologische Gedichte sprechen deshalb - als stünden sie auf einer leeren Bühne - in einer kaum noch definierbaren Rollensprache, in einem selbstergriffenen publikumsbewußten Rollenton, den wir in der lyrischen Monologik anderer Dichter, eines Georg Trakl oder Paul Celan etwa, nicht heraushören können.¹¹⁸

Die Diskrepanzen zwischen Benns später Lyrik und Lyriktheorie sind eklatant, ausgenommen seine fundamentale Feststellung: »es gibt keinen anderen Gegenstand für die Lyrik als den Lyriker selbst«. (I, 510) Mißt man seine Gedichte an der Poetik der »Probleme der Lyrik«, so kommt man unfehlbar zu dem Ergebnis, daß sie weder ohne Stimmung (I, 495), noch rein »monologischen Charakters« (I, 502, 528), noch reine »Form« (I, 507 f.) sind. Benns poetologische Quintessenz: »das absolute Gedicht, das Gedicht ohne Glauben, das Gedicht ohne Hoffnung, das Gedicht an niemanden gerichtet, das Gedicht aus Worten, die sie faszinierend montieren« (I, 524, 548!) ist weitgehend Theorie geblieben. (vgl. IV, 162 ff.) Sie ist *auch* ein Abwehr- und Kompensationsphänomen, das gerade jene soziale Ersatzhandlung verschleiern möchte, die sich in der lyrischen Praxis immer wieder durchsetzt.

Die Sozialanalyse seines »Selbstgesprächs« bahnt auch die exaktere Beschreibung eines Phänomens an, das bisher zwar vielfach - polemisch oder apologetisch - konstatiert, aber niemals zureichend erfaßt wurde. Benn selber ist es nicht verborgen geblieben: die seinen Versen seit etwa 1933 inhärente und wachsende Gefahr der Sentimentalität.¹¹⁹

Das gedämpfte Pathos vieler seiner Gedichte ist dadurch gekennzeichnet, daß es gleichsam, ohne jemals die Fassung zu verlieren, mit tränenumflortem Blick, mit tränenbelegter Stimme spricht. Man kann es nur paradox sagen: Seine Gedichte schämen sich der »Tränen« nicht, die sie über sich selbst zurückhalten.

Eine Untersuchung zum weitverbreiteten Wortfeld der »Träne« würde un schwer belegen können, daß viele Gedichte einen Gutteil ihrer Anziehungskraft aus einer gefährlichen Nachbarschaft zur Sentimentalität beziehen und daß sie diese Grenze manchmal auch überschreiten.¹²⁰ Schon in der Prosa »Urgesicht« (1929) - und sie folgt damit der Erfahrung des »jungen Hebbel« - lautet die letzte, transzendente Einsicht: »Das Leben war ein tödliches Gesetz und ein unbe-

kanntes; der Mann, heute wie einst, vermochte nicht mehr, als das Seine ohne Tränen hinzunehmen.« (II, 118) Diese raffinierte Negation - sie ist das Strukturprinzip der meisten Tränen- und Trauervariationen - kehrt in einem Gedicht aus dem Dezember 1934, in dem Benn sich lyrische Rechenschaft über sein Leben ablegt, in einer geradezu klassischen Vollendung wieder;¹²¹ die beiden letzten Strophen von »Das Ganze« lauten:

Im Anfang war es heller, was du wolltest
und zielte vor und war dem Glauben nah,
doch als du dann erblicktest, was du solltest,
was auf das Ganze steinern niedersah,

da war es kaum ein Glanz und kaum ein Feuer,
in dem dein Blick, der letzte, sich verding:
ein nacktes Haupt, in Blut, ein Ungeheuer, an
dessen Wimper eine Träne hing. (III, 179)

In den fallenden Kadenz begeben wir dem tödlichen Gesetz des Lebens in Gestalt jener »Gorgo«, die in einer Vorfassung von »Gedichte« den »Blick zerstört«. Es wird der Moment der zerstörenden Erkenntnis, die letzte soziale Kommunikation des lyrischen Ich mit Leben und Welt geschildert, die in dem späteren Gedicht schon hinter ihm liegt - sicherlich auch ein Nachklang seines gescheiterten Engagements für das Dritte Reich.

Wie kommt das steinerne, sphinxhafte Ungeheuer zu einer »Träne«? Zum einen durch das Erwartungspotential des lyrischen Ichs gegenüber Leben und Welt, durch seinen ungestillten Anspruch auf Mitgefühl, der sich ein letztes Mal unverhüllt zu erkennen gibt; zum andern durch ein raffiniertes lyrisches Vertauschungsverfahren. Das »du«, das wie ein zweiter Haimon oder Ödipus vor die thebanische Sphinx hintritt, vermag zwar ihr tödliches Rätsel nicht zu lösen, empfängt aber doch die Genugtuung, jene Träne des Mitleids, die es selbst nicht weinen darf, am Auge des Ungeheuers glänzen zu sehen. Die »Tröstung«, die das lyrische Ich später in die Zirkelstruktur des »Selbstgesprächs« hinein nimmt, wird ihm scheinbar noch von außen zuteil. Scheinbar, denn das unwahrscheinlich überspannte Bild einer Träne am blutigen, steinernen und versteinerten Gorgo-Haupt ist wohl das Inbild einer Wunschprojektion. Benn wagt ein Äußerstes in den zitierten Strophen: nachdem er seine beiden Grunderfahrungen, die Erfahrung der feindlichen Welt und das Leiden an der Verweigerung des sozialen Mitgefühls in eine extreme Gegensatzspannung (steinernes Ungeheuer - sterbender Mensch) gebracht hat, riskiert er es, beides zu vereinen und zu »versöhnen«: in dem statuarischen Bild der blutigen, doppelgeschlechtlichen Sphinx, an deren Wimper eine Träne hängt. Indem er die tröstende »Träne« aus der monologischen Ich-Du-Beziehung des Gedichts auf die Verkörperung des tödlichen Lebensgesetzes überträgt, sie ihr regelrecht »andichtet«, erreicht er zweierlei: einen ästhetischen Gewinn, indem er die unterdrückte Sentimentalität verschleiert und objektiviert. Zum andern wird ihm der paradoxe Genuß seines geheimsten Paria-Wunsches zuteil: daß nämlich die feindliche Welt sich im Anblick seines letzten brechenden Blickes mit einer bewundernden und mitleidenden Träne seiner erbarme.

Das Gedicht hält exakt den Übergang von einer sozialen Weltbeziehung in die ästhetische Zirkelstruktur des »Selbstgesprächs« fest. Die lyrische Rührung

über das eigene tragisch-heroische Geschick erreicht einen Grad, der buchstäblich Steine erweicht. Wer könnte hart bleiben, wo selbst die Sphingen zu weinen beginnen. Friedrich Dürrenmatt hat einmal von der »besonderen Neigung der Deutschen, pathetisch und sentimental zu sein« gesprochen.¹²² Wenn er recht hat, ist Gottfried Benn ein sehr artistischer Deutscher gewesen.

Aber Benn war auch selbstkritisch und Artist genug, um dieser Grundgefahr der Sentimentalisierung seiner lyrischen Sprache mit einem reichen Ausdrucksinstrumentarium zu begegnen.

In gewissen Momenten schaute er seinen Dispositionen und Konstellationen, die er nicht aufzusprennen vermochte, bis auf den Grund; im Sommer 1946 hat er notiert:

Ein weiter Weg vom frühen G B, wüster Encephaliker (Vermessungsdirigent)
bis zum Verfasser der Rosenverse, die von Gustav Falke sein könnten u von
Phil(ipp) Eulenburg komponiert - zum Speien alles: das Stillestehn u das wei-
ter müssen, der Stumpfsinn u die Produktion - alles von Fratzen umstellt, von
Köttern umbellt, von Zweifeln zerstückt
ein weiter Weg
von Schlägen an die Wand gedrückt u sich selber speiübel.¹²³

Bezeichnend freilich, daß solche Einsichten und Übersichten nicht als distanzierte Urteile, sondern nur in den Verzweiflungsstimmungen eines Angeketteten laut werden, der sich außerhalb der unangreifbaren Orte seiner Poesie befindet; noch bezeichnender, daß sich der »weite Weg« seines Lebens fast automatisch auf die inzwischen traumatisierte, von der Geschichte vielfach bestätigte sozialpsychologische Ursituation zusammenzieht: »alles von Fratzen umstellt . . .«. Dementsprechend affektiv hat er auf die immanente Sentimentalisierungsgefahr seiner »Rosenverse« - »Rosen« sind die konzentrierte ambivalente Glückschiffre seiner Dichtung - von früh an reagiert: mit lyrischer Provokation, mit gereimtem Sarkasmus und Zynismus. Beides gehört zusammen wie das Plus und Minus der Algebra. Veränderungen zu suchen, Korrekturen anzubringen, Distanzen herzustellen, Entwicklungen einzuleiten - das alles war Benn nicht gegeben.¹²⁴

Aber genau an ihre Stelle und in ihre moralische Funktion brachte er seine ästhetische Grundkategorie der »Ambivalenz«: jedes Ding ist und soll bei ihm auch sein Gegenteil sein oder in sein Gegenteil umschlagen: die Macht in Ohnmacht, die Ohnmacht in Macht, das Glück in Trauer und die Trauer in Glück, die Lust in den Schmerz und das Leiden in den Genuß, der »Vorteil in die Vernichtung« (I, 210) und die Niederlage in den Sieg, die Wahrheit in Stil und die Form in das Wesen, das Selbstgespräch in das Zwiegespräch und die Kommunikation in die Einsamkeit, die Wirklichkeit in den Traum und der Rausch in die Realität, die Sentimentalität in die Verzweiflung und der Zynismus in das Selbstmitleid . . . Alles und jedes ist verfügbar diesem Spiel, in dem sich die Restitutio-Idee zum Umschlagmechanismus der »Ambivalenz« und eines untergangs- und erlösungssüchtigen »niemals und immer« reduziert hat (vgl. II, 156-158). Unverfügbar bleiben nur jene wenigen Kategorien, die ex definitione nichtambivalent sind: Schuld, Reue, Buße . . . Darum Benns nonchalant-abwehrender Kommentar

zu Ibsens: »Dichten heißt, sich selber richten«: »Dies Wort ist berühmt, aber ich kann mir nicht viel dabei denken.« (I, 589) Qui sait.

Benn selbst hat das gewusst und diesen poetischen Rückzug aufs »innere Selbst« (IV, 202) zu einer produktiven Zeugungsgemeinschaft sublimiert, deren Resultate ihren Selbstbefriedigungscharakter gar nicht verleugnen wollen. Er wird dort, wo das Narzißhafte phallisch auftritt, besonders deutlich sichtbar: in poetischer »Onanie«. Sie äußert sich handgreiflich schon in Bennis erstem Prosastück »Nocturno« (II, 7 f.), sie verrät sich in dem Gedichtstitel »Selbsterreger« (III, 119) ebenso wie in dem Ausdruck »Abgänger« (Das späte Ich, III, 55), in dem provokanten Vers » Auch was sich noch der Frau gewährt, ist dunkle süße Onanie« (III, 57) oder wo er einmal sarkastisch das Gedicht als »Onanat« bezeichnet. (III, 407) Fast alle Werke Bennis - das läßt sich ohne weiteres generalisieren - besitzen auch den Charakter sublimer Selbstbefriedigungen. Die Glückserfahrungen, die ihm die äußere Welt verweigerte, holte er sich in seiner narzißhaften Kunst zurück.

Seine »hyperämische Theorie des Dichterischen« (I, 82) rechnet ausdrücklich mit diesen Zusammenhängen, sie ist sich ihrer sexuellen, phallischen Konnotationen durchaus bewußt. Der Essay »Zur Problematik des Dichterischen« faßt am Ende zusammen:

Der Körper ist der letzte Zwang und die Tiefe der Notwendigkeit, er trägt die Ahnung, er träumt den Traum. Der Schwellungscharakter der Schöpfung ganz evident: in ihm erschuf sie ihre Korrelate und fordert in den Rauschen nach Gestalt. Alles gestaltet sich aus seiner Hieroglyphe: Stil und Erkenntnis, alles gibt er: Tod und Lust. Er konzentriert das Individuum und weist es auf die Stellen seiner Lockerungen, die Germination und die Ekstase, für jedes der beiden Reiche einen Rausch und eine Flucht. Es gibt - und damit endet diese hyperämische Theorie des Dichterischen - nur eine Ananke: den Körper, nur einen Durchbruchversuch: die Schwellungen, die phallischen und die zentralen, nur eine Transzendenz: die Transzendenz der sphingoiden Lust. (I, 82)

In dem Rückblick des »Lebenswegs« heißt es unter dem Abschnitt »Das lyrische Ich« ganz unverblümt:

der Schwellungscharakter der Schöpfung ist evident, in den Fluten, in den Phallen, in der Ekstase, im Produktiven wird es aufgenommen vom lyrischen Ich [...] (IV, 46)

Benn war sich auch über die wissenschaftlichen Implikationen im klaren. In seinem Aufsatz über »Genie und Gesundheit«, der ausdrücklich den »körperlichen Grund« und die »biologische Prämisse« der Kunst hervorhebt, weist er auf die »von der Psychoanalyse enthüllten Zusammenhänge zwischen Triebsublimierung und Kunstschaffen, also zwischen Sexualität, diesem extrem biologischen Besitz, und ihrer Übernahme in das Werk« hin (I, 88 f.).

Seine »hyperämische Theorie« der Dichtung, die bis ans Ende der zwanziger Jahre gilt, besitzt notwendig auch eine phallisch-onanistische Komponente. Das alles bleibt nicht ohne Folgen für die Wirkung der Gedichte auf den Leser und zumal den jugendlichen Leser. Auch er gerät in den Sog ihrer latenten Bedürfnis- und Befriedigungsstrukturen. Durch die Form des monologischen Selbstgesprächs zwischen einem »ich« und »du« fühlt er sich im »du«, in das tatsächlich etwas von der traditionellen Leseranrede eingeht, unwillkürlich von

außen angesprochen, und er spricht sich mit dem redenden »ich« zugleich von innen selber an. Daher das ungemein »Ansprechende«, Eingängliche und Attraktive gerade der späteren Gedichte Gottfried Benns - schon vor aller Sprachmusik und Sprachartistik. Der Leser gelangt auf zwei simultanen Wegen, von innen und von außen, zu einer mühelosen Identifikation mit dem Gedicht, und das um so widerstandsloser, als ihm der Schein der grammatischen Objektivierung ins »du« die Illusion einer besonnenen Selbstdistanzierung verschafft. Einmal in ihr befangen gerät er in die Versuchung, besinnungslos nachzuvollziehen, was das Gedicht ihm so betörend vorschreibt. Das heißt, auch dem Leser wird die Lektüre des Gedichts auch zu einer sozialen Ersatzhandlung, zu einem Akt der Selbstbefriedigung; er geht in ihr auf oder er weist sie zurück - ein Drittes gibt es bei der unmittelbaren Rezeption nicht.

Darum war Gottfried Benn prädestiniert dafür, die sozialpolitische Grunderfahrung des 20. Jahrhunderts, nämlich das undurchschaute Entfremdungs-, Entmächtigungs- und Vereinsamungserlebnis des einzelnen Menschen, in seine kommunikabelste und genußreichste Form zu bringen. Friedrich Sieburg, einer der Wegbereiter des Bennschen Zweitruhms, hat es unfreiwillig ausgesprochen: »Erst Benn ist es gelungen, diesem letzten Rückzug des Menschen auf sich selbst eine süße, fast schluchzende Sangbarkeit zu geben.«¹²⁵ Das durchgehend Kulinarische seines Werks seit den dreißiger Jahren, unverkennbar als Glasur auch noch auf seinen grellsten Versen und Sätzen, läßt sich geradezu als der poetische Ausdruck sozialer Ersatzhandlungen, sozialer Selbstbefriedigungen definieren. Das, was seine Gedichte auch noch an ihren »schrecklichsten« Stellen so »schön« macht, ist ihr autistischer Tröstungscharakter.¹²⁶

Adorno, in seiner Rede über »Lyrik und Gesellschaft«, hat die traditionelle Ich-Lyrik als die »strengste ästhetische Negation der Bürgerlichkeit« definiert;¹²⁷ sie sei aber »eben damit bis heute an die bürgerliche Gesellschaft gebunden gewesen.«

Mißt man das Werk Gottfried Benns mit diesem Maßstab, dann hat er es zwar nicht an der »ästhetischen Negation der Bürgerlichkeit« fehlen lassen, vielleicht aber an ihrer Strenge. In den »unangreifbaren« Orten seiner Poesie, im »Selbstgespräch des Leides und der Nacht«, hat sich die negierte »Bürgerlichkeit« und ihre »Menschlichkeit« als soziale Ersatzhandlung, als poetisches Surrogat hinterrücks eingenistet.

Das alles mußte seine esoterische Bastion in einem entscheidenden geschichtlichen Augenblick so hilflos gegenüber der gesellschaftlichen Wirklichkeit machen, das machte Benn so anfällig für eine Ästhetisierung des Gesellschaftlichen und Politischen, wie sie ihm im Faschismus begegnete - zumal dieser sich zugleich proletarisch, antibürgerlich und aristokratisch gebärdete. Nicht »Benn« hat mit dem Dritten Reich paktiert - sein ›Trojanisches Pferd‹ war es. Deshalb hat er seine Kapitulation und Niederlage bis ans Lebensende niemals recht wahrnehmen, das heißt, er hat sie nur in der Form einer neuen Ambivalenz registrieren können: »Sich irren und doch seinem Inneren weiter Glauben schenken müssen, das ist der Mensch, und jenseits von Sieg und Niederlage beginnt sein Ruhm.« (II, 411)¹²⁸

Zurück zu den »Biographischen Gedichten«. Ihr spezifisch »Biographisches« läßt sich jetzt definieren als ein weiterer Rückzug auf das »Unangreifbarste«,

das Zu-sich-selber-Kommen des Autors als ein Weg in das Innere des Gedichts. Biographisches und Ästhetisches, die Wendung zu sich selbst und die Wendung zum l'art pour l'art sind bei Benn ein und dieselbe, ja, wenn anders wir richtig analysiert haben, sogar das Soziologische und das Artistische sind zuinnerst verquickt.¹²⁹

In den biographischen Gedichten des Jahres 1941 erscheint diese Synthese in den verschiedensten Variationen. Sie alle sind simultane, mehr oder weniger pathetische Selbst- und Kunstdefinitionen, oft im klassizistischen Tonfall Goethischer und Schillerscher Verse; sie reproduzieren und variieren die Gegebenheiten, die an »Gedichte« eingehend analysiert und befragt wurden. Deshalb kann ich mich mit wenigen Hinweisen und Ergänzungen begnügen.

Das Gedicht »Unanwendbar« (III, 224 f.) treibt lyrische Ahnenkunde im Stile des »Lebenswegs« (IV, 19 ff.), eine phylo- und ontogenetische Selbsterinnerung, die die eigene Biographie in urgeschichtliche Dimensionen projiziert und dadurch legitimiert: »du bist Erinnerung an Urgeschehen.« Das durch die Zitatform abgehobene und ästhetisierte letzte Verspaar der Strophen umgrenzt, wie in »Gedichte«, den poetischen Rückzug (»zurück, zurück«) und den unangreifbaren Ort des Gedichts, in der letzten Strophe in der typischen Synthese von Destruktion und Konstruktion, Untergang und Erlösung:

wer die Zerstörung flieht, wird niemals stehn,
»wo Glück um Glück zum Strand die Rosen wehn«.

Das scheinbare Selbstzitat der ersten Strophe wird zum Selbstzitat der letzten und begründet so den statischen Ort der Kunst und des Künstlers, den Ort des »ordnenden Seins«. Der Titel »Unanwendbar« benennt den sozialen Aspekt ihrer Unangreifbarkeit, ihren mangelnden Gebrauchswert für die geschichtliche Welt. Er wird manifest in der Paria-Gestalt des Künstlers:

Krank, kunstbedürftig, im Verfall erhalten,
da ein Zusammenhang sich hebt und weckt;
entartet - doch im Hauch der Weltgewalten,

Er ist ebenso unbrauchbar für die Sphäre der »Tat« wie die verwehenden »Rosen« des Gedichts. Beide stehen außer und überhalb der Zeit. Der Tröstungs- und Selbsterhöhungscharakter des Gedichts, seine betonten poetischen Glückskompensationen für die sozialen Verluste (»doch noch nach Jahren büßt du für die Stunden, darin du sie empfangen und empfunden.«), kurz, die soziale Ersatzhandlung seines ergriffenen »Selbstgesprächs« ist unübersehbar.

Das Gedicht »Abschied« (III, 233) setzt mit der vielbezüglichen Blut- und Wundenmetaphorik ein, um die eigene Biographie und »condition humaine«, das »Selbstgespräch des Leides und der Nacht« zu definieren. Die zweite Strophe beschreibt noch einmal die Urerfahrung des Rückzugs auf das »Unangreifbarstete«:

Entfremdet früh dem Wahn der Wirklichkeiten,
versagend sich der schnell gegebenen Welt,
ermüdet von dem Trug der Einzelheiten,
da keine sich dem tiefen Ich gesellt;

nun aus der Tiefe selbst, durch nichts zu rühren,
und die kein Wort und Zeichen je verrät,
mußt du dein Schweigen nehmen, Abwärtsführen
zu Nacht und Trauer und den Rosen spät.

In dem Vers »Entfremdet früh dem Wahn der Wirklichkeiten« kehrt eine Schlüsselstelle aus dem »Phimose«-Text wieder: »Von Anfang an war alles Schwere da, aller Kummer so von selbst, so vorbereitet war ich früh, daß es galt, eine kleine Weile zu bestehen, wo es keine Hoffnung gab.« Das Zeitadverb »früh« ist geradezu das Signal, wann immer diese Konstellation aufleuchtet. Das autobiographische Gedicht »Schöner Abend« (III, 460) von 1954 endet mit der Strophe:

So auch in mir, - den immer graute
früh her, verschlimmert Jahr um Jahr -
entstand ein Sein, das etwas blaute,
und eine Stunde ohne Trauer war.

Und Benns ebenfalls autobiographisches Lieblingsgedicht »Einst«¹³⁰ endet mit den Zeilen:

Alles des Grams, der Gaben
früh her in unser Blut -:
wenn wir *gelitten* haben i
st es *dann* gut? (111,178)

Wie stark die alte Konstellation, das Rechnen mit »Lächerlichkeiten« noch immer nachwirkt, verrät der Satz, mit dem der 64jährige Benn seinen Hinweis auf dieses Gedicht kommentiert: »Niemand braucht es schön zu finden, jeder kann über dies Selbstzitat lachen.«¹³¹

In seinem Vortrag »Probleme der Lyrik« von 1951 charakterisiert er den »Künstler« mit dem Satz: »Er steht allein, der Stummheit und der Lächerlichkeit preisgegeben.« (I, 517) Dreiunddreißig Jahre trennen ihn von dem Satz der »Phimose«: »Dem gegenüber: man: angewiesen sich auf das Unangreifbarste zurückziehen, Lächerlichkeiten oder Verzicht.« (II, 465)

Das Gedicht »Abschied« bietet zugleich eine neue Formel für das »Unangreifbarste« des »tiefen Ich«:

nun aus der Tiefe selbst, durch nichts zu rühren,
und die kein Wort und Zeichen je verrät,
mußt du dein Schweigen nehmen, Abwärtsführen . . .

Es ist nichts anderes als eine Tabu-Formel, die den innersten, unbetretbaren Bezirk zugleich umgrenzt und vor Berührungen, Verrat und Verunreinigungen durch die profane Welt schützt. Sie gibt den Blick auf eine weitere paradoxe Ambivalenz der späten Gedichte frei: ihre Synthese von Schweigen und Redseligkeit, die sich auf die beiden Rollen im »Selbstgespräch des Leides und der Nacht«, auf das »ich« und das »du« verteilen. Als je schweigsamer das angeredete »du« apostrophiert wird, desto gesprächiger kann das anredende »ich« werden. In diesem kompensatorischen Verhältnis, dem allzu glatten Ausgleich der sozialen Kommunikationslosigkeit durch die poetische Kommunikation, treffen

wir wiederum auf die mangelnde »Strenge«, auf das oft Surrogathafte und allzu Menschliche der ästhetischen Negationen Bennis. Seine »Verneinung« ist immer auch eine »verneinende Bejahung«;¹³² sein Narziß wird durch die soziale Ersatzfunktion zu einer redseligen Gestalt. Die letzte Strophe von »Abschied« - »ein Wasser führt dich zu entrücktem Ziel« - leitet zu dem einsamen Ort dieser mythischen Gestalt. Aber der Vers, mit dem sie schließt, kann seine volle poetische Authentizität nicht gewinnen:

er spielt sein Spiel, und fühlt sein Licht und ohne
Erinnern nieder - alles ist gesagt.

Dem stummen Spiel des Tags steht das allzu beredte, werbende Spiel des Lyrikers gegenüber, der im trauerlosen Untergang des Tages seinen eigenen Untergang auskostet, der die poetischen Blumen pflückt, die aus dem Blut des toten Narziß entspringen.

Die »ästhetische Negation« des Gedichtes »Du trägst« (III, 423) vollzieht sich in einer direkten sozialen Abgrenzung des Dichters. Es vereinigt deshalb die Paria mit der Tabu-Formel für den Ort des »Unangreifbarsten«:

Du trägst die Züge der Heloten
und lebst von Griffen mancher Art,
ein Außensein ist dem verboten,
der das Gedicht im Keim bewahrt.

Du kannst dein Wesen keinem nennen,
verschlossen jedem Bund und Brauch,
du kannst dich nur im Wort erkennen
und geben dich und trauern auch.

Gefragt nach deinem Tun und Meinen,
nach deinen Ernten, deiner Saat,
kannst du die Frage nur verneinen
und deuten auf geheime Tat.

Das »Biographische« des »eigenen Ich« erscheint als explizite Negation des Sozialen, so aber, daß auch dessen Sphäre bestätigt und akzeptiert wird. In der Abwendung vom Gesellschaftlichen bleibt das lyrische Ich doch im Gespräch mit ihm. Die negative Fixierung, die an anderen Stellen in die Zirkelstruktur des »Selbstgesprächs« eingegangen ist, bezieht sich hier noch vermittelnd auf die Außenwelt. So kommt es zu einer seltsamen Ambivalenz von Innensein und »Außensein«. Dem »du« ist ein »Außensein . . . verboten«, aber das redende »ich« vertritt das »Außensein« dieses stummen »du«. Das Tabugebot wird gleichzeitig errichtet und gebrochen, die »geheime Tat« zu einer vergleichbaren Ersatzhandlung für das öffentliche »Tun« und »Meinen«, ihre »Ernten« und ihre »Saat«. Darin meldet sich trotz aller Demutsformeln des »Paria« der eminente soziale Anspruch seines Tuns und seiner Person an. Nur deshalb, durch die zugleich verneinte und bejahte soziale Beziehung, ist es überhaupt möglich, daß die »Paria«-Situation des »Selbstgesprächs« immer wieder in ein imperiales Überlegenheitsbewußtsein und einen universalen Machtanspruch der Poesie umschlägt, so als könnte sie das menschliche Leiden durch ihre Alleinherrschaft überwinden. Das Widerstands-Gedicht »Verse« (III, 194 f.) spricht es in einem

pseudoklassischen Tonfall an mehreren Stellen, an den Höhepunkten der Strophenenden aus:

die Strophe aber streift von Mund zu Mund,
sie übersteht die Völkerstreite
und überdauert Macht und Mörderbund.

.....
das große Selbst, der Alltraum, einem jeden
ins Herz gegeben, der sich schweigend weiht,
hält sich in Psalmen und in Veden
und spottet alles Tuns und trotz der Zeit.

.....
die Macht vergeht im Abschaum ihrer Tücken,
indes ein Vers der Völker Träume baut,
die sie der Niedrigkeit entrücken,
Unsterblichkeit im Worte und im Laut.

In dem Maße, wie die kriminalisierte Welt und Geschichte ihre sozialen Verpflichtungen und Verheißungen einbüßen, meldet die Poesie die ihrigen an. Das esoterische und hermetische »Selbstgespräch« wird zur einzigen und universalen Kommunikationsform des Menschen, »Verse« zur unsterblichen Sprache des sterblichen Menschengeschlechts. Was als soziale Ersatzhandlung begonnen hat, usurpiert die Kommunikationsstruktur des menschlichen Kosmos. Auch hier also statt der strengen Negation, die von der Utopie einer menschlicheren Welt lebt, ein ahistorisches Ersetzen: der aus dem Zwang und dem Elend der menschlichen Welt geborene poetische Notwehrakt des Ich meint die Misere ausgleichen zu können, indem er sich ihr als universales zeitloses Gesetz unterordnet. Die Zirkelstruktur ist nicht durchbrochen, sondern lediglich bis in die äußersten Horizonte ausgeweitet. Die »unsterbliche« Poesie lebt, ohne es einzugestehen, von jenem geschichtlichen Leiden, aus dem und gegen das sie entstanden ist, - ihre innere Autonomie von der äußeren Unfreiheit, ihre Macht von der Ohnmacht, ihr Stolz von dem resignierten Einverständnis mit dem Status quo.

Die Utopie dieser übergeschichtlichen Kunstherrschaft ist keine, denn sie hat ihr »Trojanisches Pferd«, in dem sich die unerkannten Topoi der Außen- und Gegenwelt verbergen, sie hat ihren Restitutio-Charakter noch immer nicht beseitigt. Die »absolute« oder »primäre« Kunst bei Benn bezeichnet deshalb das ästhetische Maximum des »Biographischen«, dieses das existentielle, sprich: soziale Minimum seines l'art pour l'art-Prinzips. Die überformenden Stilisierungen des Biographischen sind seiner Dichtung von Anfang an immanent: sie verschleiern den Konnex, aber sie lösen ihn nicht. ». . . Lyrik ist Existentialkunst - voilà.«

Darum bilden die autobiographisch-dichterischen Schriften und Werke Gottfried Benns keine Ausnahme; sie zeigen die Spitze eines Eisberges. Die Simultanbewegung in die Kunst und in das Biographische des Ichs, als die wir seinen Rückzug auf das »Unangreifbarste« diagnostiziert haben, diese lebenslange »innere« Emigration mußte sich seit dem Jahre 1934, dem Beginn seiner konkreten sozialpolitischen inneren Emigration, - der Rückzug auf das »Biographische«

und die Statik des Gedichts werden gleichzeitig authentische Zeichen des Widerstandes gegen die Öffentlichkeitsmanie und die »Dynamik« des Dritten Reichs -, sogar noch beschleunigen. So lassen sich auch nach 1941 noch viele direkte Zeugnisse für die Synthese des Dichterischen und Autobiographischen nennen.¹³³ Einmal schlägt diese Tendenz sogar noch in den Titel durch: vier Gedichte des Zyklus »Epilog 1949« (III, 343 ff.) schickte Benn am 17. 2. 1949 unter dem Titel »Vier Privatgedichte« an F. W. Oelze. Und auch ein Essay wie der Vortrag »Altern als Problem für Künstler« von 1954 ist im Grunde eine autobiographische Schrift, eindrucksvoller und aufschlußreicher als die offiziöse Biographie und Rechtfertigungsschrift »Doppelleben«. -¹³⁴

»Er folgt einer inneren Stimme, die niemand hört. Er weiß nicht, woher diese Stimme kommt, nicht, was sie schließlich sagen will. Er arbeitet allein, der Lyriker arbeitet besonders allein . . .« (I, 517). Harald Steinhagen zitiert diese Passage aus den »Problemen der Lyrik« mit dem Zusatz, daß Benn die »Frage nach der Herkunft des dichterischen Auftrags . . . eines der größten Rätsel« war, »über das er immer wieder nachgedacht hat, ohne es lösen zu können und ohne es schließlich noch lösen zu wollen«. ¹³⁵ Auch diese Studien bilden sich nicht ein, die Frage nach der Herkunft des dichterischen Auftrags Gottfried Benns lösen, den Ursprung seiner lyrischen Stimme freilegen zu können.

Sie haben sich nicht damit beschäftigt, warum ein Autor *überhaupt* dichtet und nicht lieber nicht, sondern auf *welche Weise* er zum Dichter wird und welche Funktion sein Dichten für ihn und die Öffentlichkeit besitzt.

Ausgehend von einem kleinen Bestand explizit autobiographisch-dichterischer Texte sind wir auf eine sozialpsychologische Konstellation gestoßen, die als spezifische Synthese des Biographischen und des Ästhetischen, des Sozialen und des Artistischen allen Strukturen und Werken Benns zugrundeliegt. Wir haben sie zuletzt noch in der unbewußten sozialen Ersatzfunktion seines poetischen »Selbstgesprächs« aufgespürt und analysiert. Dies ist das »Rätsel«, dem wir auf die Spur zu kommen suchten. Benn selber, - gleichviel, ob wir es gelöst haben oder nicht, - hat dieses »Rätsel« niemals ins Auge gefaßt; schon die frühen Texte, die es doch thematisieren, sind eher ein Wegblicken, eine Fortbewegung von ihm. Die letzte und innerste Ambivalenz seiner Kunst, die Bejahung in der Verneinung, die Affirmation in der Destruktion, die narzißhafte soziale Ersatzfunktion des Ästhetischen, also den Restitutio-Mechanismus der Ambivalenzstruktur hat er niemals durchschaut. Sein Kennwort für das Rätsel, für den unaufgedeckten Sachverhalt heißt »Existentialkunst«. Es ist keine Lösung, vielmehr eine der vielen Tabuformeln, die alles weitere Nachfragen abschneiden und den Zugang zum »Unangreifbarsten« blockieren, in diesem Falle durch die Berufung auf eine ehrwürdige abendländische Tradition: die »innere Stimme« ist der »daimon« des Menschen.

Warum vermochte der sonst so unerschrockene Benn seinem »daimon« nicht ins Auge zu blicken? Weil er damit sich selbst und die Autonomie seiner Dichtung aus den Angeln gehoben hätte. Die Aura des »Unangreifbarsten« und somit die Tabuierung dieser Zone waren sowohl die transzendente Bedingung der Möglichkeit seiner Dichtung (causa efficiens) als auch der transzendente Garant ihrer unerläßlichen »Tröstungs«-Funktion (causa finalis). Daher rührt das auffällig Apriorische seines Stils, seiner Maximen und Sentenzen, das Apodiktische seiner »primären« Setzungen, das Rituelle seiner Kunstübung, das reflex-

hafte »Gewaltregime der Kategorien« (Adorno),¹³⁶ die unaufhörliche Betonung der Autonomie und des unableitbaren Primärcharakters der Dichtung. Auch sie stehen zweifellos im Dienste einer Tabuierung des unbefragbaren und unangreifbaren Bezirks. »Produktion ist Fixation«, heißt es am 26. 2. 1938 in einem Brief an Oelze über Nietzsche. (Nr. 134, S. 181)

Wäre Gottfried Benn seinem eigenen Dichten jemals auf den Grund gegangen, dann hätte es sich mit seiner Lebenswirklichkeit und Zeitgeschichte kritisch auseinandersetzen müssen, dann aber hätte es nicht länger jene soziale und »metaphysische« Ersatz- und Kompensationsfunktion übernehmen und erfüllen können, deren er so sehr bedurfte, um derentwillen er dichtete. Die spezifische Notwehr- und Überlebensfunktion seines Dichtens in »finsternen Zeiten« wäre blockiert und annulliert worden.

Deshalb reagierte er auf alle Versuche, die Kunst mit soziologischen, sozialpsychologischen und historisch-politischen Kategorien in Verbindung zu bringen, nicht nur mit vehementer Polemik, sondern geradezu allergisch.¹³⁷ Es war also auch ein natürlicher Reflex und Mechanismus des Selbstschutzes und der Selbsterhaltung, daß Benn dem »Rätsel« nicht ins Auge blickte, daß er seine »innere Stimme« zu einer dämonischen Instanz stilisierte und tabuierte. Er mußte alles tun, um nicht in die Gefahr zu geraten, ihrer doch auch bis in den Kern profanen und selbstbezogenen Zusammenhänge, ihres gesellschaftlichen und historischen Gehalts wider Willen ansichtig zu werden. Daher sein Hang zu bannenden, apriorischen Tabuformeln zum rigorosen Biologisieren, Ontologisieren, Mythisieren und Totalisieren seiner historischen und sozialpsychologischen Substrate. Deshalb schließlich seine entschiedene Mystifikation und Glorifizierung der Kunst zu einer absoluten, quasi »heiligen« Instanz. Seine »Biographie«, die in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts fiel, bedurfte so sehr des Trostes und der Erlösung, daß der Kunst, wenn anders sie diese Funktion erfüllen sollte, nichts Biographisches mehr anhaften durfte.

So stellte er auch das Thema »Poesie und Sozialisation« unter ein strenges Tabu. Viele seiner Zeitgenossen und Interpreten, weil sie analoge Erfahrungs- und Verhaltensmuster besaßen, sind ihm darin gefolgt, und noch heute macht sich verdächtig, wer dieses Tabu Gottfried Benns verletzt. Ist es jedoch ein Sakrileg, das Menschliche in seiner Kunst aufzudecken, den Dichter als Opfer seiner Zeit zu sehen und auch noch in seinen »freien« Kunstreaktionen das vom gesamtgesellschaftlichen Zustand Erzwungene herauszuhören? -

7. Der Graf von Finckenstein

Zuletzt, als kleines Nach- und Satyrspiel auf das Thema »Poesie und Sozialisation«, eine Anekdote, die Gottfried Benn selbst geprägt und überliefert hat. Er schreibt in einem Brief vom 1. 12. 1955:

Ich erinnere mich an ein Jugenderlebnis: ich wuchs doch bei den Grafen Finckenstein auf mit 5 Söhnen in einem Dorf in der Neumark. Eines Tages fuhren wir in einem kleinen Jagdwagen in den Wald u der alte Graf, ein ziemliches Rauhbein, entdeckte Holzsammler in seinem Wald, stieg ab, verdrosch sie feste, kam zurück u. sagte: »So muß man mit den Leuten umgehn, höflich, aber bestimmt.« Gute Maxime, sagte ich mir, auch für die Literatur. - (Br., S. 300)

Man braucht nicht Sigmund Freuds Erkenntnisse über den »Witz und seine Beziehungen zum Unbewußten« zu bemühen und zu überfordern, um die entlarvende Kraft der pointierten Anekdote zu spüren. Sie schildert einen Vorgang, dessen brutale Komponente nicht zu übersehen ist. Wie in den Zeiten der Feudalherrschaft übt ein adliger Grundbesitzer - wegen einer Lappalie - sein Justiz- und Züchtigungsrecht gegenüber den einfachen Leuten aus.

Der junge wie der alte Benn - die in der Projektion des Rückblicks eins werden -, obwohl nach Geburt und Erziehung zwischen den Kontrahenten und Klassen pendelnd, obwohl von dem christlichen Elternhaus und seinen materiellen Verhältnissen eher für eine Mitleidreaktion präpariert, schlägt sich dennoch auf die Seite des Adels, in dessen Jagdwagen er sitzt. Mit einem Vergnügen, von dem das unbehagliche Bewußtsein, daß die Prügel für die kleinen Leute potentiell auch ihm gegolten haben könnten, nur halb verdrängt wird, identifiziert er sich mit der zynischen Maxime und so mit dem gräflichen Rauhbein selbst. Von den verschiedenen Verhaltensmöglichkeiten, die diese fiktive Situation probeweise anbietet, - revolutionäre Auflehnung, soziale Mitleidsreaktion, die Makler- oder Richterrolle - wählt der erzählende Benn die Solidarisierung mit den Herrschenden, mit der Aristokratie.

Auch wenn man seine Lust an der Provokation, seine Freude am schockierenden Zynismus und seinen Blick auf die Literatur in Rechnung stellt, ist es eine typische Entscheidung. So sehr Benn im praktischen Alltag - die Seelsorge des Vaters in den Arztberuf übertragend - den kleinen und armen Leuten ein Helfer war und den stillschweigenden »Sozialismus der Tat« (IV, 232)¹³⁸ übte, in der künstlerischen Theorie und als Schriftsteller hat er gegenüber dem kleinen Mann, dem »Kollektiv- und Normalmann« (I, 158) zunehmend den Geistes-Aristokraten hervorkehrt.

Dieser besinnungslose, auch in der Anekdote unreflektierte Umschlag sozialer in ästhetische Verhältnisse und Normen ist der springende Punkt sowohl für die Erkenntnis als auch für die Kritik der Bennischen Position: »Gute Maxime, sagte ich mir, auch für die Literatur. -« Neben dem indirekten Eingeständnis, daß eine dauerhafte gesellschaftliche Identifizierung mit dem Adelsstand für einen armen Pfarrerssohn illusorisch sei, liegt darin, verschwiegen, die schwierige und scheiternde Suche nach seiner sozialen Identität, die den jungen Benn fast zwangsläufig aus der schizoiden gesellschaftlichen in die geistig-künstlerische Sphäre führte. Mit den Dorf- und Arbeiterjungen konnte und wollte er sich nicht identifizieren, die volle Identifikation mit den adligen Freunden war ihm verwehrt, beide Positionen entwerteten die prekäre kleinbürgerliche Mittelstellung

des Vaters, gegen dessen strenges patriarchalisches Regiment er ohnehin rebellierte:¹³⁹ da schlug der junge sensible Gottfried Benn, wie so viele andere vor und nach ihm, jenen Weg in das scheinbar übergesellschaftliche Reich der Kunst ein, das ihm zugleich sein asoziales Außenseiter- und Einzelgängertum wie sein aristokratisches Selbstwertgefühl bestätigen sollte.

Die zitierte Anekdote steht in einem Brief, in dem Benn von einem öffentlichen Auftritt in Köln (1955) berichtet. Reinhold Schneider und er hatten über die Frage referiert »Soll die Dichtung das Leben bessern?« und sich anschließend einer Diskussion gestellt.

Die beiden Sätze unmittelbar vor dem »Jugenderlebnis« lauten:

Brachte das Publikum zum Lachen, auch die Fragesteller selbst über ihre blöden Fragen. Bin ziemlich abgebrüht, kenne diese Versuche, einem was »nachzuweisen«, auf Widersprüche aufmerksam zu machen - (Br., S. 300)

II. Die Resozialisierung des Außenseiters. Benns Weg in das Jahr 1933

Ein Bedürfnis, in der Art wie ich zu denken,
liegt, soziologisch gesehen,
bestimmt nicht vor,
andererseits sind mir auch
keine Gesetze bekannt,
die es verbieten.
(IV, 165)

Erbforscher und Soziologen,
euer Fläschchen -! (III, 517)

1. Benn und die Weimarer Republik

Zwischen der schriftstellerischen Produktivität Gottfried Benns und historischen Krisenzeiten besteht eine eigentümliche Korrespondenz. In der Weimarer Republik, diesem Krisenstaat schlechthin, fallen seine produktiven Höhepunkte in die Jahre zwischen 1918 und 1922 und zwischen 1928 und 1932, also in die schwierige Entstehungs- und in die unruhige Verfallsphase des Staates. Die Jahre dazwischen, die relativ stabile und prosperierende Periode der Weimarer Republik, haben ihn fast verstummen lassen. Ein gleiches gilt für die Krisenzeit in und nach dem Zweiten Weltkrieg. Ohne jede Aussicht auf Veröffentlichung haben die Kriegs- und Nachkriegsjahre Benns Schaffen sichtbar beflügelt, während die Kurve seiner Produktivität in den fünfziger Jahren desto weiter niederging, je mehr sich die Restauration festigte, das »Wirtschaftswunder« blühte und sein eigener Ruhm erscholl.

Es war nicht nur Treue, die ihn bis zuletzt in der »Front- und Inselstadt« Berlin festhielt. Er wußte, daß es in ganz Westdeutschland und Westeuropa keinen Ort gab, wo er besser hineinpaßte und aufgehoben war, als in dieser Stadt der permanenten Krise und Bedrohung. (IV, 285) Seine Kunst, die vorgab, einen letzten Schutzwall vor dem »Chaos« zu bilden, lebte zugleich von ihm und nicht selten hat sie es selbst produziert. »Es gibt keine Restauration«, mahnte er noch 1954 seine westdeutschen Landsleute: »Die geistigen Dinge sind irreversibel, sie gehen den Weg weiter bis ans Ende, bis ans Ende der Nacht. Mit dem Rücken an der Wand, im Gram der Müdigkeiten, im Grau der Leere lesen Sie Hiob und Jeremias und halten aus.« (I, 580)

Benns Werk und die Zeitgeschichte hängen bis in den Kern seiner Produktivität, ja, bis in die Wahl der Gattungen und der Ausdrucksformen zusammen. Äußerte sich die im Ersten Weltkrieg immer noch anhängige Auseinandersetzung zwischen Ich und Welt in den Rönne-Novellen und in den »Szenen«, also in erzählerischen und dramatischen Darbietungsweisen, deren soziale Kommunikationsstruktur allerdings schon eigentümlich deformiert und reduziert wurde, so reagiert er auf die Erfahrung der Niederlage und der chaotischen Nachkriegsjahre mit einer zwischen lyrischem Essay und essayistischer Lyrik schwebenden, restlos privatisierten Prosaform. Sie stellt die Auseinandersetzung zwischen Ich

und Welt ein; in ihr endet die aggressive Wirklichkeitszertrümmerung in radikaler Wirklichkeitsverneinung und akzeptiertem Wirklichkeitsverlust. Alle in den Jahren zwischen 1918 und 1922 entstandenen Prosaarbeiten kennen monomanisch nur das Thema des Ichs. Ein 1920 veröffentlichter grundsätzlicher Essay trägt den Titel »Das moderne Ich«, ein Prosastück von 1921 »Das letzte Ich«; die Prosa »Der Garten von Arles« von 1920 enthält den Versuch eines Privatdozenten der Philosophie, die Geschichte des »abendländischen Ichs« in einer einzigen Stunde zusammenzufassen; eine in den Jahren 1920 und 1926 geschriebene autobiographische Schrift heißt »Epilog und lyrisches Ich« und eines der wichtigsten Gedichte dieser Zeit ist »Das späte Ich« überschrieben (1922).

Alle diese Versuche der frühen Weimarer Zeit konvergieren in einer charakteristischen Aufspaltung und Verteilung von Innen und Außen: einerseits der dominierende Rückzug auf die Mythe des Narziß und seine hyperämische Kunst, andererseits die restlose, aber in sich schon weltlose Verneinung von Staat und Gesellschaft. Benn beginnt hier das zu tun, was E. R. Curtius in einem bewundernden Brief vom 18. 12. 1950 umschrieben hat: er verallgemeinert seine »individuelle Monomanie« (IV, 222) und gibt sie, unter wechselnden wissenschaftlichen und pseudowissenschaftlichen Hilfskonstruktionen, als die beherrschende Signatur der Epoche aus.¹ Die Weimarer Republik bedeutet ihm keinen Neuanfang, sondern die Bestätigung des Endes. Sein Haßvokabular gegen sie - die lauten und schrillen Töne des Vereinsamten und Abseitigen - ist das gleiche wie das gegen das 19. Jahrhundert, als dessen Inkarnation sie ihm erscheint; wo er hinfort von dem einen spricht, rechnet er auch mit der anderen ab (I, 17 f.). Wird so der eine Pol seiner typischen Konstellation, die feindliche Welt, programmatisch ausgelöscht und geleugnet, so wird der *andere*, die Einsamkeit und Asozialität des Ich, durch eine höchst willkürliche und einseitige Berufung auf die Geschichte des abendländischen Subjekts in Philosophie und Erkenntnistheorie von Heraklit bis zum Neukantianismus generalisiert und verabsolutiert (I, 19). Diese Geschichte erscheint Benn als eine übermächtige Offenbarungsgeschichte des Absoluten, dessen Befehlen sich der Einsame beuge, während das bürgerliche »Geschmeiß« vor ihnen ins »Soziale« ausweiche (I, 17). »Wende dich ab von deinem Nächsten«, lautet deshalb seine Lehre an die Kriegsheimkehrer und die Nachkriegsgeneration (I, 15); sie kulminiert im von nun an herrschenden Sternzeichen des »Narziß«, des gesellschaftsfernen und gesellschaftsfeindlichen Künstlers, der nur aus eigenen Beständen lebt und leidet (I, 22).

Was sich in den Jahren zwischen 1918 und 1922 abspielt, ist eine restlose Desozialisierung und Mythisierung der Bennischen Urkonstellation - zurück bleibt das isolierte schöpferische Ich, »Echo und Rauchfang seiner selbst« (I, 19), mit Ansätzen einer »hyperämischen« Dichtungstheorie. Diese prekäre Finalsituation - »fünfunddreißig Jahre und total erledigt«, heißt es 1921 (IV, 11) - gerät in den Jahren von 1928 bis 1932 in einen Prozeß der schrittweisen Resozialisierung. Sie läßt sich, trotz ihrer oft nur nuancenhaften Verschiebungen innerhalb einer erstaunlich konstanten, »entwicklungslosen« Gesamtkonstellation, in ihren entscheidenden Schritten und Wendepunkten genau verfolgen und begründen. Die innere, streng auf den a-sozialen Bereich der Poesie bezogene individualistische und weltlose Konstellation der ersten Phase (1918-1922) - die »Formulierungen sind vielfach nicht allein weltanschaulich zu beurteilen, sondern auch ausdruckschaft anzusehen, sie sind vielfach lauthaft und dichterisch ersucht und

dann geprägt«, wird Benn 1933 im Rückblick auf diese Zeit und ihre Arbeiten sagen (I, 601) - wird in der zweiten Phase (1928-1932) allmählich erweitert, veräußert und veröffentlicht, also zunehmend welthaltiger und kommunikabel gemacht.

Diese paradoxe Resozialisierung des Außenseiters läßt sich schon an der Wahl und Veränderung der literarischen Gattungen, Ausdrucksformen und Wirkungsmedien ablesen: eine strengere, nüchternere Prosa tritt, auf Kosten der monologischen Lyrik, beherrschend in den Vordergrund; neben dem Essay erscheinen der Bericht, die Rezension, der Zeitungsartikel, das Rundfunkgespräch, der Rundfunkvortrag, der Reisebericht, die Festrede, die polemische literarische Auseinandersetzung und, in der Zusammenarbeit mit dem berühmten P. Hindemith, ein Oratorium und das Fragment eines überraschend zeitbezogenen »Singspiels«. Die bevorzugte Essayform selber wird auffällig verwissenschaftlicht, materialreiche Belege und Demonstrationen verdrängen das rein »Ausdruckshafte« und lassen es zumeist nur am Ende noch zum Durchbruch gelangen; der Aufsatz über »Goethe und die Naturwissenschaften« bildet hierfür das reinste Beispiel. Ohne Kenntnisnahme dieses fast fünfjährigen Weges von innen nach außen, der seinen Höhepunkt in Benns Aufnahme in die Preußische Akademie der Künste, Abteilung für Dichtung, zu Beginn des Jahres 1932 findet, läßt sich - so lautet meine These - das, was Benn in den Jahren 1933/34 getan und geschrieben hat, nicht verstehen und beurteilen. Seine spektakuläre Entscheidung für den neuen Staat im Frühjahr 1933, seine fragwürdige Aktivität innerhalb der Akademie ziehen lediglich die Konsequenz aus einem Prozeß, dessen wesentliche Entscheidungen vorher gefallen sind. Sie sind das Resultat einer Rechnung, die bereits im Jahre 1932 abgeschlossen wurde.

Deshalb lohnt es sich, den Vorgang unter dem Aspekt einer »Resozialisierung des Außenseiters« genau zu verfolgen.^{1a} Seine Anlässe, Ursachen und Antriebsfaktoren sind vielfältig und komplex; neben der unübersehbaren Kongruenz und Korrespondenz mit der Krisenphase der Weimarer Republik, die in den Jahren 1928/29 mit der Weltwirtschaftskrise und mit einer rapiden Polarisierung des politischen und geistigen Lebens beginnt, spielen sicherlich auch persönliche Verhältnisse, Altersprobleme, privates Unglück und Leid und konstitutionelle Idiosynkrasien hinein, wenn nun lange latent gebliebene Konstellationen in ein virulentes und öffentliches Stadium übergehen.

2. »Kunst und Staat«

Im Jahre 1927, nach einem erneuten Abweisungs- und Verstoßungserlebnis (Benn hatte vergeblich um eine Anstellung als städtischer Arzt nachgesucht), wird in dem Essay »Kunst und Staat« erstmals das Gespräch mit der Öffentlichkeit aufgenommen. In seinem Zentrum steht die Frage: »wie steht es mit der Kunstpflege des Staates und der Kommunen, wie mit ihrem Zartsinn für Dichtung, wie mit der Soziologie der Kunst überhaupt?« (I, 44) Die Antwort ist schneidend negativ: »sublimierter Kapitalismus ist die Kategorie, in der der Staat und die von ihm vertretene Öffentlichkeit die Kunst empfindet und gelten läßt. Hohenzollern oder Republik, das ist Jacke wie Hose . . . - der Staat hat nie etwas für die Kunst getan. Kein Staat.« (ebd.) Dennoch ist ein ambivalenter verbender Unterton in der massiven Anklage unüberhörbar, das demonstrative

Selbstbewußtsein des Künstlers seiner öffentlichen Nichtbeachtung umgekehrt proportional: »immanente geistige Kraft wird es wohl sein, die den Staat erhält, produktive Substanz aus dem Dunkel des Irrationalen. Und hier könnte die Stelle sein, wo es politisch wird: das an sich nihilistische Problem der Kunst«. (I, 47) Mit dieser »Stelle«, die einen sublimen »politischen« Machtanspruch der Poesie anmeldet, ist Benn für die »Ästhetisierung des Politischen« (Benjamin), für die Ereignisse von 1933 bereits disponiert; er verfällt dem, wovon er sich zu befreien versucht, ein Opfer der Gesellschaft gerade hier. Und so kommt es schon im Essay von 1927, obwohl der Rang der Kunst als »isoliertes Phänomen, individuell unfruchtbar und monoman« ausgewiesen wird (I, 47), zu einer überraschenden Umkehrung und Ästhetisierung des Gesellschaftlichen, zu einer Kompensation der erfahrenen Kränkung; am Ende, in einer langen poetischen Fiktion, engagiert der »Oberbürgermeister der Metropole« den Dichterarzt Döblin für seine »Verwaltung, Gehaltsklasse XII mit Zulagen« und dieser schließt seine imaginäre Gegenrede mit dem Hölderlinvers: »was aber bleibt, stiften die Dichter.« (I, 50 f.) Die »soziale Ersatzhandlung« der Poesie, von der wir sprachen, wird hier mit Händen greifbar. Die »immanente geistige Kraft« hat die »Macht« ergriffen.

Konkrete Pariaerfahrung und aristokratisches Elitebewußtsein liegen hart und umschlagbereit beieinander. Besagter Alfred Döblin hat zwei Jahre später (1929) einen kleinen Aufsatz über »Kassenärzte und Kassenpatienten« veröffentlicht, dessen Analyse auch die ökonomische und ideologische Situation des Kassenarztes Benn in der Weimarer Republik berührt:

»Aber wenn ich es recht sehe, so ist es ein Stand mit einem tragischen Schicksal. Die Menschen dieses Berufes gehen mit Neigung und Interesse und Können in ihre Tätigkeit, sie werden rasch zu Arbeitstieren, werden mehr oder weniger proletarisiert, werden rasch verbraucht . . . ökonomisch steht der Kassenarzt zwischen dem freien Beruf, dem Beamten, dem Arbeitnehmer, aber - er schwebt zwischen den dreien, und ebenso schwebend ist seine ideelle Situation. Es ist die tragische Unklarheit, der tragische Zwischenzustand dieser Berufsgruppe.«² Am 10.5. 1929 schreibt Benn an eine Bekannte: »auch Kummer ist etwas, das sich nur glückliche Leute leisten können, wir ändern müssen einfach machen, daß wir leben u zurechtkommen. Auch Kummer ist etwas, das nur in wohlhabenden Kreisen seine urbanen und vornehmen Formen wahren kann, die ändern müssen ihn zerdrücken.« (Br., S. 34) Und aus dem Jahr 1946 stammt der Satz: »Ein Arzt in Berlin ist eine proletarische Existenz . . .« (Br., S. 102)³

So verfolgt der proletarisierte Dichter-Arzt Benn in den letzten Weimarer Jahren eine krass antikapitalistische, der aristokratische Arzt-Dichter Benn eine krass antidemokratische Tendenz. Den Freunden und Feinden fiel es deshalb recht schwer, ihn »rechts« oder »links« einzuordnen. Sein Verhältnis zur Öffentlichkeit blieb lange in jenem Schwebezustand zwischen Anziehung und Abstoßung, Anklage und Werbung, asozialer Isolation und sozialer Ersatzhandlung, wie er in dem Essay von 1927 zu beobachten ist. Die ganze Ambivalenz der Beziehung hat Benns Bekannter Matthias überliefert: »Er bezeichnete die Männer, die damals an dem Schicksal Deutschlands herumzimmerten, als geschäftige Nullen« und hätte es für ein Mißverständnis gehalten, wenn einer von ihnen von seiner dichterischen Produktion Kenntnis genommen hätte. Aber er litt ganz offenbar darunter, daß eine solche Beziehung fehlte.«⁴

3. Zwei literaturpolitische Affären

In den Jahren 1927 und 1928 erschienen Bennis »Gesammelte Gedichte« und die »Gesammelte Prosa«. Sie stellten Person und Werk der literarischen Öffentlichkeit zum ersten Mal als Gesamterscheinung vor. Ihre relativ große Resonanz leitete auch von außen einen Resozialisierungsprozeß ein, dem Bennis zunächst eher passiv und widerwillig, dann aber zunehmend aktiver und selbstbewußter folgte.

Zwei literarische Affären sind es, die als Wegbereiter wirkten. Der Schauplatz der ersten ist die Zeitschrift »Die Neue Bücherschau«, der Zeitpunkt Sommer 1929. Im Juli-Heft veröffentlichte ein Redaktionsmitglied, der bedeutende Kritiker und Schriftsteller Max Herrmann-Neiße, eine ausführliche und enthusiasmierte Rezension der »Gesammelten Prosa« Gottfried Bennis. Darin schrieb dieser Mann, den man nach seinem politischen Vorleben, als Mitglied des »Aktions«-Kreises, als Sympathisant kommunistischer Gruppen auf der äußersten Linken in der frühen Weimarer Republik (KAPD, AAU) gewiß keiner leichtfertigen Sympathien für die »Rechte« zeihen konnte⁵, drei Sätze, die dann zum Stein des weiteren Anstoßes werden sollten:

Es gibt auch in dieser Zeit des vielseitigen, wandlungsfähigen Machers, des literarischen Lieferanten politischer Propagandamaterialien, des schnellfertigen Gebrauchspoeten, in ein paar seltenen Exemplaren das Beispiel des unabhängigen und überlegenen Welt-Dichters, des Schöpfers eines nicht umfangreichen, aber desto schwerer wiegenden Werkes . . .

Und bleibt mit einem Stil, der das Gegenteil von Allgemeinverständlichkeit, mit einem Stoff, der das Gegenteil von populär ist, zuverlässiger, weiter gehend und weiter wirkend Revolutionär, als die wohlfeilen, marktschreierischen Funktionäre und Salontiroler des Propagandabunddrucks. Statt des gewohnten »kleinen Formats« der Sekretäre eines politischen Geplänkels um Macht- und Krippenvorteile spricht hier ein Rebell des *Geistes*, ein Aufruhrphilosoph, der in Kulturkrisen denkt und mit Jahrtausendputschen rechnet.^{5a}

Durch diese Sätze, die den Geistesrevolutionär Bennis unausgesprochen, aber unmißverständlich von den »proletarisch-revolutionären Schriftstellern« abheben, die sich am Ende des vorigen Jahres (1928) zusammengeschlossen und mit ihrem neuen Organ »Die Linkskurve« vorgestellt hatten, fühlten sich E. E. Kisch und Johannes R. Becher provoziert. Verstärkenden Einfluß auf ihre Reaktion hatte dabei sicherlich die Tatsache, daß die KPD, zu der sich die Autoren der »Linkskurve« und des BPRS bekannten, gerade ihre »ultralinke Wendung« vollzogen hatte. Sie äußerte sich in der »Linkskurve« durch vehemente Angriffe auf die bürgerlichen nichtkommunistischen Schriftsteller und Sympathisanten der Linken (Döblin, Tucholsky, Toller, Plivier u. a.) und im einseitigen Plädoyer für die »Arbeiterkorrespondenten« und die sogenannte »Geburtshelferthese«, d. h. für die Behauptung, daß die bürgerlichen Intellektuellen lediglich die Geburtshelfer einer neuen proletarischen Literatur und Kultur sein könnten. Das Lager und Bündnis der »linken« Schriftsteller, das bis 1928 notdürftig zusammenge-

halten hatte, brach auseinander und sollte sich bis ans Ende der Weimarer Republik nicht mehr zu einer solidarischen Aktion zusammenfinden.⁶

Becher und Kisch, ebenfalls Redaktionsmitglieder der »Bücherschau«, erklärten in Schreiben an den Herausgeber Gerhart Pohl ihren Austritt. Während Becher den Aufsatz Hermann-Neißes als widerwärtigen »Literatendünkel« abtut, spricht Kisch deutlicher in Richtung Benn: »Max Herrmann-Neiße lobt nicht nur die widerliche Aristokratie, die aus jeder Zeile des Bennschen Prosabandes stinkt, er zitiert sogar zustimmend die Wehklagen, daß »Fürsten im Rinnstein und Landstreicher Diktatoren sind«. . . wen er auch immer meint, für uns hat der literarische Lieferant politischen Propaganda-Materials turmhoch über dem überlegenen Weltdichter zu stehen, über allen Benns und Stefan Georges.«⁷

Pohl antwortete im gleichen Heft mit einem offenen Brief an Becher und Kisch. Unter dem grundsätzlichen Titel »Über die Rolle des Schriftstellers in dieser Zeit« nimmt er die Herausforderung im Namen der linksbürgerlichen Schriftsteller an. Er bekennt sich zwar als Sozialisten, hält aber unnachgiebig an der parteipolitischen Unabhängigkeit des Autors und, darin der Linie Heinrich Manns folgend, an den grundsätzlichen Unterschieden zwischen Literatur und Politik, zwischen Geist und Tat fest: »Der Schriftsteller muß Ethiker sein, der Politiker - Taktiker.«⁸ Beiden Kollegen wirft er die Dürftigkeit ihrer Argumentation vor, die sich kaum von dem mäßigen Niveau der KPD-Presse unterscheidet.

Damit hing der Fall an der großen Glocke: Benn war ohne sein Zutun zu einem repräsentativen Antagonisten der marxistisch orientierten Schriftsteller, des Streites um die Position der Intellektuellen in der Weimarer Republik und um eine künftige proletarische Literatur geworden. Im nächsten Heft der »Bücherschau« erschienen unter dem gleichen Titel »Über die Rolle des Schriftstellers in dieser Zeit« Antworten von ihm und Kisch. Hier interessiert nur die Stellungnahme Benns. Die Zitierweise Kischs als fahrlässig und unreell bloßzustellen, fiel ihm leicht, denn wenn der inkriminierte Abschnitt aus seinem Essay »Urgesicht« (1929) eine Tendenz hat, so ist sie krass antikapitalistisch und antizivilisatorisch (II, 114). Im wesentlichen aber benutzt Benn den Anlaß, um sich prinzipiell von dem schriftstellerischen Typ des »rasenden Reporters« abzugrenzen, indem er dessen Vorwurf des Aristokratismus als Auszeichnung akzeptiert. Seine Meinung zur »Sache« lautet:

Becher und Kisch gehen davon aus, daß jeder, der heute denkt und schreibt, es im Sinne der Arbeiterbewegung tun müsse, Kommunist sein müsse, dem Aufstieg des Proletariats seine Kräfte leihen. Warum eigentlich? Soziale Bewegungen gab es doch von jeher. Die Armen wollten immer hoch und die Reichen nicht herunter. Schaurige Welt, kapitalistische Welt . . . aber nach drei Jahrtausenden Vorgang darf man sich wohl dem Gedanken nähern, dies sei alles weder gut noch böse, sondern rein phänomenal. (IV, 208 f.)

Man hört, wie hinter dieser Absage an den sozialpolitischen Fortschrittsglauben und den Typus des Aufklärungsschriftstellers Benns nihilistische und zyklische Geschichtsauffassung auftaucht, die in Jahrtausenden denkt, um die Gegenwart und Zukunft ad absurdum zu führen. Tatsächlich wird sie in dieser Antwort, die zugleich an der Enttäuschung partizipiert, die sich Ende der zwanziger Jahre über das revolutionäre Rußland breitmachte, zum ersten Mal programmatisch formuliert:

Die Geschichte ist ohne Sinn, keine Aufwärtsbewegung, keine Menschheitsdämmerungen; keine Illusionen mehr darüber, kein Bluff. Die Geschichte ist der Schulfall des Fragmentarischen . . . Diese Lehre scheint mir weit radikaler, weit erkenntnistiefer und seelisch folgenreicher zu sein als die Glücksverheissungen der politischen Parteien [. . .] (IV, 210; vgl. I, 11)

Vor die »große Frage der Zeit« gestellt: »Ich oder Gemeinschaft, Hingabe an den sozialen Verband oder Selbstgestaltung, Politisierung oder Sublimierung«, votiert er mehr als je dafür, »sich zurückzuziehen«, den Rückzug auf das »Unangreifbarste« fortzusetzen und seiner »Aristokratie zu leben«.(IV, 211) Die proletarische Outcast-Situation des Künstler-Rebellen, wie sie sich in der Frühzeit im »Heinrich Mann«-Text und im »Jungen Hebbel« spiegelte und deren ambivalenter gesellschaftlicher Gehalt dann in der Narziß-Periode zwischen 1918 und 1922 völlig abgekapselt wurde, hat sich hier, durch die neue literarische »Öffentlichkeit« und Resonanz des Künstlers Benn, schon eindeutig aristokratisiert. Sein tragisches Bewußtsein leidvoller Ausgestoßenheit, als das sichtbar Asoziale, und das missionarische Gefühl besonderer Auserwähltheit, als die verdeckte soziale Selbsttröstung, durchdringen sich in einem ununterscheidbaren Zirkel. Das gefährliche Vorzeichen künftiger gesellschaftlicher Anfälligkeit blinkt am Ende seines Abgrenzungsversuches auf, wo er unter Berufung auf die »großen Kulturphilosophen des vorigen Jahrhunderts« die schon in »Kunst und Staat« vorhandene Ansicht vertritt, »daß die historischen Wendepunkte aus dem Nichts hervorträten, die großen schöpferischen Akte geschähen jäh . . . Ihre Ursache läge im Irrationalen, das kein Dogma erreicht, das nur das Ich erschließt.« (IV, 212; vgl. I, 47) An solchen Stellen wird schon eine Sprungfeder gespannt, die schließlich auf jeden Druck von außen reagieren und springen wird.

Zu einem vorläufigen Abschluß kam die Auseinandersetzung zwischen Becher und Benn durch ein Rundfunkgespräch im nächsten Jahr (1930). Es trug den Titel »Können Dichter die Welt ändern?« (IV, 213 ff.)⁹ und verschaffte der Affäre einen noch höheren Öffentlichkeitsgrad. Ihr Resultat läßt sich folgendermaßen zusammenfassen: Benn ist ohne unmittelbares Zutun in eine öffentliche Gegnerschaft zu dem radikalen linken Flügel der deutschen Intellektuellen und Künstler geraten. Dadurch wird er fast automatisch nach »rechts« abgedrängt und damit in eine Richtung, für die seine aristokratischen Dispositionen nicht unanfällig sind. Obwohl er noch ein Jahr zuvor, anlässlich seines Essays »Dein Körper gehört dir«, als sozialer antikapitalistischer Autor bewundert wurde, obwohl er weiterhin in alle Richtungen der politischen Welt seine Pfeile verschießt -»Die Clique, die klatscht, ist das gleiche Kaliber wie die Clique, die pfeift, die einen sind von rechts dumm, die anderen sind von links dumm«, heißt es z. B. 1930 in »Saison« (II, 121)-, mehrten sich nach 1929 doch die kritischen Stimmen, die ihn vor einem reaktionären, irrationalistischen und antiaufklärerischen Weg zu warnen beginnen.¹⁰ Wie sehr Benn in diesen Jahren in den literarischen Parteienstreit gerät, zeigt eine Kritik, die ihn 1931 daraus befreien möchte. Es ist Ludwig Marcuses geistvoller Aufsatz »Der Reaktionär in Führungsstrichen«, in dem er in einer auch heute noch aktuellen Weise vor dem blinden »Soziologie-Fetischismus« der literarischen Klassenkämpfer warnt.¹¹ Sein Klient hat ihm die Gänsefüßchen freilich nicht gedankt.

Die zweite literarische Affäre fällt in das Jahr 1931. Benn, inzwischen schon eine Instanz, hatte im Auftrag des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller die Festrede zu Heinrich Manns sechzigstem Geburtstag gehalten (23. 3. 1931). Sie trug ihm eine scharfe Polemik von Werner Hegemann ein, die in dem Vergleich Benns mit Adolf Hitler gipfelte.¹² Denn der Festredner, der in Heinrich Mann mehr eine Art Selbstporträt, den nihilistischen Künstler, »der uns alle schuf«, als den sechzigjährigen Jubilar und Sektionspräsidenten der Preußischen Akademie feierte, hatte die gesamte politische und zeitkritische Dimension Heinrich Manns mit den fragenden Behauptungen unterschlagen:

Sind nämlich, darf man wohl einmal untersuchen, seine weltanschaulichen Neigungen, mit denen er in den letzten Jahren bevorzugtermaßen hervortrat, die Schärfe ihrer Diktion, ihre tiefe Beredsamkeit, sind sie überhaupt politisch? Ist diese soziale Gesinnung überhaupt gesellschaftlich, ist sie [. . .] ist sie nicht vielmehr episch? (I, 135)¹³

Hegemann knüpft daran eine Bemerkung, deren Maßlosigkeit die Temperatur der damaligen Auseinandersetzungen ermessen läßt: »Döblin entdeckt in dieser Herabminderung sogar Methode. Gottfried Benn sei seit seiner Auseinandersetzung mit Becher immer weiter ins faschistische Lager gerutscht . . .«¹⁴ Der junge Sozialist Nico Rost, der Benn in diesen Jahren oft besuchte und befand, daß seine Freunde Kisch und andere »es sich in ihrer Polemik über Benn viel, viel zu leicht machten . . .«¹⁵ ist überzeugt, »daß in *diesen* Tagen in Benns Leben die tragische Periode desolater Einsamkeit begann. *Also schon vor 1933.*«¹⁶

Das ist vermutlich eine sympathische Übertreibung; schließlich wurde Benn noch im nächsten Jahr in die Akademie aufgenommen. Dennoch gehört es zum Fazit der zweiten Affäre, daß Benn sich künftig nicht nur von den linksradikalen Kollegen durch eine offene Kluft getrennt, sondern auch von dem Kreis der bürgerlich-sozialen Schriftsteller des »Aufklärungstyps« durch eine noch unsichtbare Schattenlinie geschieden sah. Auch so mag sich die Trennung des »Einsamen« von den »andern« Sektionskollegen im Frühjahr 1933 vorbereitet haben.

Mit Nico Rost hat Benn wiederholt über den sowjetrussischen Schriftsteller und Literaturtheoretiker Tretjakow gesprochen, der im Frühjahr 1931 vor einem großen Berliner Publikum einen Vortrag über die neue kommunistische Literaturpraxis gehalten hatte. Er bot ihm Gelegenheit, seine Auseinandersetzung mit Becher und Kisch weiterzuführen. Während Walter Benjamin später, für seinen Essay »Der Autor als Produzent«, in Tretjakow einen konstruktiven Zeugen und Paten fand, diente er Benn als abschreckender Beispielfall für den »prinzipiellen« Gegensatz zwischen der »kollektivistischen und der artistischen Kunst«. (I, 422) Mit dieser Formel wird die eigene Position zum ersten Mal soziologisch definiert - wenn auch extrem negativ.

Im Herbst des gleichen Jahres, als Benn nun schon seinerseits die Öffentlichkeit sucht und einen ironischen Rundfunkvortrag »Über die neue literarische Saison« hält, geht er ausführlich auf den beunruhigenden Fall ein. Er ist ihm inzwischen zum Schreckbild einer ähnlichen Entwicklung in Deutschland geworden, denn, wie er bitter vermerkt: »Die deutsche Literatur saß zu Tretjakows Füßen und klatschte begeistert und enthusiastisch.« (I, 424) Gegen den Alptraum ei-

ner »russischen Kollektivliteratur« und ihren »Fünfjahresplan« setzt Benn seine »altmodische« und »abendländische« These:

Auch wer nicht weniger radikal als die patentierten Sozalliteraten das nahezu Unfaßbare, fast Vernichtende¹ unsrer jetzigen Wirtschaftslage, vielleicht unsres Wirtschaftssystems empfindet, muß sich meiner Meinung nach doch zu der Erkenntnis halten, daß der Mensch in allen Wirtschaftssystemen das tragische Wesen bleibt, das gespaltene Ich, dessen Abgründe sich nicht durch Streuselkuchen und Wollwesten auffüllen lassen, dessen Dissonanzen nicht sich auflösen im Rhythmus einer Internationale, der das Wesen bleibt, das leidet. (I, 426)

Bezeichnend für sein neues und »sozialeres« Öffentlichkeitsbewußtsein und seine ins Dialogische sich öffnenden Kommunikationsstrategien, daß er für die These des »tieferen Schriftstellers« und der »artistischen Kunst« Zeugen in der Literaturgeschichte sucht und sie in Goethe, Heine, der französischen »Latinität«, Nietzsche und der »literarischen Generation um 1900« auch findet.

Kisch, Becher, Hegemann, Tretjakow und die stalinistische Kulturpolitik - vielleicht ist es ein Unglück zu nennen, daß Benn auf eine Reihe von Widersachern traf, die es ihm allzu leicht machten, sich auf sein »Unangreifbarstes« zurückzuziehen und immer besser dahinter zu verschanzen. Als er wegen ein und derselben Rede über Heinrich Mann sowohl von links wie von dem faschistischen Organ »Der Angriff« (»Kurfürstendammjournalle«, »Defaitist«, »Liga für Menschenrechte«, 30. März 1931) »angerempelt« (IV, 231) wurde,¹⁷ vermochte er es sich nicht anders zu erklären, als mit der tagespolitischen Verblendung und geistigen Niveaulosigkeit seiner Widersacher.

Eines haben die beiden Affären und die damit verbundenen Auseinandersetzungen zweifellos befördert: Gottfried Benn, der seit 1928 den Durchbruch in eine breitere literarische Öffentlichkeit erlebte, sah sich mehr und mehr genötigt, seine bis dahin eigentümlich introvertierten, wolkigen und obskuren, regressiven und narzißhaften Positionen zu extrovertieren, zu intellektualisieren und in halbwegs systematischer Weise auszubauen. Seine mit dem Jahr 1928 vehement einsetzende essayistische Theoriebildung ist auch eine produktive Antwort auf die öffentliche Herausforderung eines bisher gesellschaftsfernen Dichters, ein Akt der Verteidigung zugleich in der Gesellschaft und gegen die Gesellschaft. Sie leitet die eigentliche, freilich höchst paradoxe geistige Resozialisierung des Außenseiters ein.

4. Genie und Gesellschaft. Das Essay-Jahr 1930

Das einzigartig fruchtbare Essay-Jahr 1930 ist also auch als produktive Reaktion auf die neuartige und umstrittene Stellung inmitten der literarischen Öffentlichkeit zu sehen, auf die bisher unbekannte Erfahrung der Publizität. Der Weg nach außen wird vorbereitet, ergänzt und abgesichert durch einen intensiven inneren Klärungsprozeß, der nach dem Ort des Ich, des Dichters und damit der eigenen Person in Geschichte und Gesellschaft fragt.

»Eine Prüfung von Konstellationen, Lagen, Zusammenhangsfindungen« hat Benn ihn später abschwächend genannt (IV, 408). Aber dieser erstmalige Vorgang einer zusammenhängenden Theoriebildung ist schon vor und jenseits seiner Resultate ein kommunikativer sozialer Akt, ein Akt des Sich-selber-

Verständlich-machens. Benn sucht ernsthaft das Gespräch mit den neuen Wissenschaften und ihren Autoritäten, er verwissenschaftlicht und historisiert auf seine Weise den bisher privaten Mythos des Narziß. Fällt seine soziale Ortsbestimmung des Dichters und Künstlers auch noch so negativ aus, eine Beziehung zur gesellschaftlichen Sphäre ist damit angeknüpft.

Alle in diesem Jahr veröffentlichten Essays - »Der Aufbau der Persönlichkeit«, »Zur Problematik des Dichterischen«, »Genie und Gesundheit« und »Das Genieproblem« - umkreisen nur ein einziges Thema: die Frage nach dem Ich, nach der Struktur der dichterischen Persönlichkeit, das durch sie aufgeworfene Genieproblem und seine Stellung in der Gesellschaft. Es ist der Konvergenzpunkt, an dem die scheinbar so verschiedenartigen Aspekte der Theoriebildung zusammenlaufen: der biologische, der psychologische, der psychopathologische, der anthropologische, der prähistorische, der paläontologische, der mythologische, der soziologische und der ästhetische.

Die Arbeit an dem grundlegenden Essay »*Der Aufbau der Persönlichkeit. Grundriß einer Geologie des Ich*« geht zurück bis in das Jahr 1928. Damals trug er noch den Titel »die Lage des Ich« und knüpfte damit sichtbar an die Problemkonstellation der Phase zwischen 1918 und 1922 an. (Br., S. 26) Tatsächlich bedeutet auch der Essay von 1930 nichts anderes als den Versuch, die damaligen Expressionen und Positionen auf eine möglichst solide wissenschaftliche Basis zu stellen. Gegen die »zerebrale Hypothese der Persönlichkeit« (I, 92) sieht Benn die Person als eine »biologische Idee« auf einer »biologischen Grundlage«. (I, 91) Im Anschluß an die moderne Hirn- und Drüsenforschung kommt er zu der erstaunlichen Feststellung: »es ist vielmehr so, daß dies Blutdrüsen-system grundsätzlich die Persönlichkeit trägt, die Persönlichkeit ist . . .« (I, 96).

Die im ersten Kapitel herausgearbeitete Konstellation der Frühzeit, die Chiffre des »Blutes« als Ort des Rückzugs auf das »Unangreifbarste«, als Ort der Regression, der sozialen Verwundung, der Selbstverteidigung und der Selbstwerdung kehrt hier in wissenschaftlicher Verkleidung wieder.

Ihre Asozialität findet eine umfassende wissenschaftliche Legitimation und wird auf diese Weise in der und gegen die Gesellschaft gerechtfertigt. Was doch auch das Resultat eines gesellschaftlichen Entfremdungsvorgangs gewesen ist, wird in eine nicht weiter ableitbare biologische Ursache und Urtatsache umgedeutet: »immer stoßen wir auf diesen Körper, seine unheimliche Rolle, das Sorna, das die Geheimnisse trägt, uralte, fremde, undurchsichtige, gänzlich rückgewendet auf die Ursprünge, beladen mit Erbgut rätselhafter und unerklärlicher Zeiten und Vorgänge, ewig raumsicher, ewig fundiertes Erlebnis und ewig natürlicher Regulator der Norm: das Biologische als Richterin der Wahrheit . . .« (I, 104).

Das Ganze ist also zunächst einmal der kühne Versuch einer radikalen Entsozialisierung des Ich und der menschlichen Persönlichkeit. Er richtet sich unverkennbar gegen die Geschichte, gegen die moderne Gesellschaft und ihr Selbstverständnis: »Austerlitz, Jena, Friedland - alles Drüsenhintergrund« (I, 96). Mit der »zerebralen« soll immer auch die soziologische Hypothese der Persönlichkeit, der Anspruch der modernen Gesellschaft auf das Individuum getroffen werden. Gegen sie glaubt Benn Unterstützung bei den Ethnologen zu finden: »Die Soziologen entdeckten beim Studium primitiver Völker ganz andere geistige Organisationen als hirnlisch ableitbare, nämlich eine allgemein biologische

Bewußtseinsgliederung mit dazugehörigen fremdartigen Körpergefühlen . . .« (I, 93).

Destruiert er auf diese Weise die moderne Gesellschaft und ihre zerebralen Sozialorganisationen, so versucht er die moderne Geschichte und Geschichtsanschauung durch den Rückgriff auf Hirnforschung, Psychoanalyse, Paläontologie und Prähistorie aus den Angeln zu heben:

Horizontale Wogen, deren letzte setzte ein am Ende des Tertiär. Beim Aufgang des Quartär, im Anfang unserer jetzigen organischen Äone, begann bei allen Säugern das Großhirn zu wachsen, es begann die Hemisphärenwoge, sie wuchsen zum Leitorgan unserer geologischen Epoche, sie wurden die erdgeschichtliche Tiersignatur, es begann die Großhirnstunde, die an den Menschen ging. (I, 105)

Die »zerebrale« menschliche Geschichte wird durch ein »geologisches« und »erdgeschichtliches Prinzip« unterminiert. Der destruktive und aggressive Versuch einer Entzerebralisierung und Entsoziologisierung der menschlichen Persönlichkeit enthält also ineins den konstruktiven und defensiven Versuch ihrer biologischen, erd- und naturgeschichtlichen Resozialisierung. Der kreatürliche menschliche Körper, - als das aller Gesellschaft Vorausliegende und sie Übersteigende, als das Asoziale schlechthin -, wird zur eigentlichen Sozialisationsinstanz und zum Träger der Geschichte, zur letzten »Ananke« (I, 104) erklärt.

Am Ende des Essay, dessen wissenschaftliche Spannung und Disziplin sich von Seite zu Seite lockert, bricht die »individuelle Monomanie« (IV, 222), die unauflösbare Fixierung an die alte Konstellation emphatisch durch: in dem Rückkehrwunsch zum »Hirnstamm« und der Vision eines »letzten Kampfes« des äonenüberdauernden menschlichen Körpers: »Immer weiter die Rufe, immer weiter die Unterwerfungen, bis er vielleicht alle Rudimente noch einmal reaktivieren muß zum letzten Kampf, wenn der große biologische Abbau alles Lebendigen beginnt - . . .« (I, 106). Der Grundvorgang ist klar und wird mit den weiteren Essays immer klarer: es wird nicht eine vorgegebene Konstellation wissenschaftlich überprüft und modifiziert, sondern diese sucht sich umgekehrt aus allen wissenschaftlichen Richtungen willige Zeugen zusammen, um sie in einem geschickten Arrangement vor der Öffentlichkeit für sich aussagen zu lassen. Die individuelle Konstellation, Benns Chiffre des »Blutes«, macht sich auf den Weg, die Welt zu erobern und erhebt einen universellen Anspruch: »das Biologische als Richterin der Wahrheit«. Selbst der »Geist«, der in den nächsten beiden Jahren als die entscheidende Instanz hervortreten wird, ist hier noch dem Leben und dem Körper untergeordnet: »in der Persönlichkeit ist er für immer mit dem Körper verbunden« (I, 104). Entgegen dem Anschein, daß in Benns Essay von 1930 »Existentielles« in Wissenschaftliches übergeht, erscheint in ihnen alles Wissenschaftliche als bloßes Werkzeug und Funktion des »Existentiellen«, als Funktion der irrationalen Selbstbehauptung in einer immer zudringlicher werdenden gesellschaftlichen Welt.

Mit der Verschärfung der Krise intensiviert sich nämlich auch die öffentliche Diskussion über die gesellschaftliche Rolle des Intellektuellen und Künstlers in der Weimarer Republik. Vor allem durch Karl Mannheims aufsehenerregendes Buch »Ideologie und Utopie« (1929) kam es zu einer allgemeinen Soziologisierung der Betrachtungsweisen, zu jenem von Ludwig Marcuse warnend apostro-

phierten »Soziologie-Fetischismus«. In die Alternative und Antithese zu dem zeitbewußten engagierten »Schriftsteller« gebracht, geriet die Position des autonomen »Dichters« immer stärker in das Kreuzfeuer öffentlicher Kritik.

Gottfried Benn stellte sich der Diskussion mit seinem Essay »Zur Problematik des Dichterischen«. In der Einleitung zitiert er die herrschende Meinung, »daß die Zeit für den Dichter vorüber sei«, und namentlich Otto Flake, der gerade geäußert hatte, daß »die sozialen Voraussetzungen für eine Dichterschaft . . . gar nicht mehr gegeben« seien, um sich dann mit dieser »soziologischen Theorie des Dichterischen« (I, 66 f.) auseinanderzusetzen. Er stellt ihr, von der er sein Daseinsrecht bestritten sieht, den eigenen Versuch entgegen, »das Dichterische als Begriff und Sein mit einer neuen Hypothese zu erfassen und als Phänomen zu lokalisieren.« (I, 67) Benn schließt mit seiner Hypothese unmittelbar an den Essay über den »Aufbau der Persönlichkeit« an. Dessen »Körper«-Theorie, dessen Schema einer zerebralen Desozialisierung und einer gegenläufigen naturgeschichtlichen Resozialisierung überträgt er nun auf die dichterische Persönlichkeit, um die es ihm im Grunde auch schon im ersten Essay ging:

Das archaisch erweiterte, hyperämisch sich entladende Ich, dem scheint das Dichterische ganz verbunden [. . .]

Der Körper ist der letzte Zwang und die Tiefe der Notwendigkeit, er trägt die Ahnung, er träumt den Traum . . . Es gibt - und damit endet diese hyperämische Theorie des Dichterischen - nur eine Ananke: den Körper, nur einen Durchbruchversuch: die Schwellungen, die phallischen und die zentralen, nur eine Transzendenz: die Transzendenz der sphingoiden Lust. (I, 81 f.)

Um den Dichter aller Verpflichtungen gegenüber dem »Zivilisationsschotter« der Gegenwart, gegenüber ihrer im »Szientifismus« endenden »Aufklärung« entbinden zu können, beruft er sich wiederum auf die »intellektuellen und soziologischen Zusammenhänge« des Ethnologen Levy-Bruhl. Sie lassen sich freilich in der zerebralisierten Gegenwart nur als »Negativ« evozieren:

Es gibt nur den Einsamen und seine Bilder, seit kein Manitu mehr zum Clan erlöst [. . .]

Seine sozialen Voraussetzungen kümmern ihn nicht: unter Menschen ist er als Mensch unmöglich, das sagt Nietzsche von Heraklit, also Gelächter über sein Leben. (I, 82)

»Gelächter über sein Leben« - noch immer ist die bekannte »Phimose«-Konstellation wirksam: »dem gegenüber: man: angewiesen sich auf das Unangreifbarste zurückzuziehen, Lächerlichkeiten oder Verzicht.« Aber sie ist inzwischen aus der Defensive in die Offensive, aus dem Verborgenen ins Öffentliche, aus einem passiven Erleiden in einen aktiven Rechtfertigungsprozeß umgeschlagen.

Die dichterischen Begriffe, Positionen und Prozesse der Vergangenheit, die Regression ins Blut, ins Meer und zu den Müttern, in Traum und Rausch, die Halluzination und die mystische Partizipation, die »Siedelungen aus meinem Blut« usw. . . . - das alles bekommt jetzt seinen Platz in einem quasi durchdachten und wissenschaftlich abgestützten Total-System angewiesen.

Geht am Ende des Essays, wo die eigene These in einer rauschhaften Prosa sich gleichzeitig entfalten und realisieren soll, auch alles noch diffus ineinander - Nietzsche, Goethe und die Figur des verhinderten »Schamanen« (Wellershoff, I,

641), - so wird die Verantwortung dafür, daß den »Einsamen« kein »Manitu mehr zum Clan erlöst«, daß seine gegenwärtige soziale Stellung »unmöglich«, rein negativ und destruktiv ist, eindeutig und gewiß nicht zu Unrecht der herrschenden Gesellschaft zudiktiert. Der exilierte und entrückte Dichter präsentiert sich als der heimliche Träger und Wahrer einer besseren, substantielleren Urgesellschaft, die zwar versunken, aber weder vergessen noch abgetan ist.

Das Dilemma, vor dem der Autor Benn in diesen Jahren stand und das er mit einem merkwürdig naturwissenschaftlich drapierten Gedankenprozeß zu lösen versuchte, läßt sich folgendermaßen definieren: einerseits mußte er sich selbst als jenen asozialen Außenseiter und Einzelgänger bewahren, der als *solcher* die Aufmerksamkeit der Gesellschaft, seines Publikums, in immer höherem Maße erregte; andererseits mußte er sich, um diese Aufmerksamkeit »wider Willen« zu verarbeiten, zu erklären und zu festigen, mit eben dieser asozialen Qualität und Substanz irgendeinen Ort in der gegenwärtigen Gesellschaft suchen und zuweisen. Er mußte sich also als nicht-integrierbar und integrierbar zugleich darstellen. Das Ergebnis dieses Dilemmas ist ein höchst seltsamer und ambivalenter Sozialisationsprozeß, der von Benn in den Essays mit spürbarer Betroffenheit zugleich vollzogen und beschrieben wird. Er holt die Sozialisation des Künstlers, die ihm in der Gegenwart, in der Zivilisationswelt der herrschenden Gesellschaft nicht möglich ist, auf dem Umweg über die Vergangenheit, über die Prähistorie, die Psychoanalyse, die Charaktereologie, die Psychopathologie, die Völkerkunde und die Mythologie *post festum* wieder ein, er holt sie auf eine zunächst negative Weise nach.

Die beiden Essays »*Genie und Gesundheit*« und »*Das Genieproblem*« bedeuten einen weiteren Schritt auf diesem Wege. Einerseits rechtfertigen sie vor der Öffentlichkeit die medizinische und soziale Abnormität (»Entartung«) des Genies, andererseits zeigen sie die Möglichkeit und den Vorgang auf, wie das einsame entartete Genie auch in der modernen Zeit, von der modernen Gesellschaft »zum Clan erlöst« werden kann und erlöst wird. Das soziale ›Negativbild‹ ist im Begriffe, sich in ein ›Positiv‹ zu entwickeln.

Wissenschaftliche Unterstützung fand Benn diesmal bei der Psychologie und Psychopathologie des genialen Menschen, die sich seit C. Lombrosos Schlagwort »Genie und Irrsinn« fast zu einer Spezialdisziplin entwickelt hatten. Karl Birnbaum legte 1920 mit seinen »Psychopathologischen Dokumenten« ein umfangreiches Material zum Thema vor. 1927 und 1929 erschienen mit Wilhelm Lange-Eichbaums »Genie, Irrsinn und Ruhm« und Ernst Kretschmers »Geniale Menschen« umfangreiche Darstellungen des Problems, wobei das erstere Buch vor allem der Soziologie, das letztere der Biologie und Psychologie des Genies gewidmet ist. Ihnen entnimmt Benn die entscheidenden Anregungen, Argumente und Formulierungen für seinen weiteren Sozialisierungsprozeß.

Der kleine Aufsatz »*Genie und Gesundheit*« bildet eine Art Vorspiel zu dem gewichtigeren zweiten Essay. Er enthält lange Zitate und Paraphrasen aus Lange-Eichbaum und Kretschmer, um eine auf Gesundheit, »Einheitsbegabung« und Sozialerziehung versessene Gegenwart mit der dokumentarischen Tatsache zu konfrontieren, daß zum Genie wesentlich die biologische und psychologische Entartung gehört: »Die geistigen Spannungen sind Korrelate körperlicher Anomalien, nicht im vagen Sinne der Parallelität, sondern des Identischen.« (I, 87) Ergänzend beruft sich Benn auf die »von der Psychoanalyse enthüllten Zusam-

menhänge zwischen Tribsublimierung und Kunstschaffen, also zwischen Sexualität, diesem extrem biologischen Besitz, und ihrer Übernahme in das Werk« (I, 88) - Zusammenhänge, die er später, nach seiner Wendung zum »konstruktiven Geist«, widerrufen oder abschwächen wird.

Das bisherige Fazit faßt er prägnant in einem entstellten Zitat zusammen: »le styl c'est le corps« (I, 87).

Die entscheidende Wendung, der Fortschritt zu einer »soziologischen Hypothese« über das Genie (I, 107) findet sich erst in der zweiten Arbeit. Die ersten sieben Seiten folgen bis aufs Wort den Ausführungen Kretschmers. Auf seinen Spuren entdeckt Benn zum ersten Mal die »Familie« als entscheidenden Sozialisationsort des Genies: »Die Erbforschung hat nämlich festgestellt, daß . . . alte hochgezüchtete Talentfamilien eine der häufigsten Vorbedingungen für die Entstehung von Genie sind.« (I, 108) In der von Kretschmer hervorgehobenen, für die deutsche Geniezüchtung »hervorragend wichtigen« Gruppe der »alten Gelehrten- und Pastorenfamilien« (I, 109) begegnet und entdeckt der Pastorensohn Gottfried Benn sich selbst und findet damit eine willkommene historische Sozialisationshypothese des eigenen Genies. Wenn er dann in seinen Schriften von 1933 wiederholt und fast beschwörend auf die geistige und gesellschaftliche Leistung des »deutschen evangelischen Pfarrhauses« hinweisen wird, dann ist das auch als ein Versuch zu verstehen, in dieser seiner besonderen sozialen und volkhaften Verwurzelung von den neuen Machthabern und ihren kruden biologischen Züchtungsvorstellungen anerkannt und ernstgenommen zu werden. Kretschmer kam Benns familialer Geniesozialisation noch mit zwei weiteren Beobachtungen entgegen: mit der schon von Reibmayr vertretenen Ansicht, »daß Genie am häufigsten in Gegenden und Landschaften von Blut- und Rassenmischung entsteht« und daß es demgemäß in der »nordisch-alpinen Vermischungszone« am häufigsten auftritt. Auch das wird der Sohn eines preußischen Neumärkers und einer französischen Schweizerin den Rasselehren der Nationalsozialisten bald vergeblich entgegenhalten. Diese persönlich-familiäre Seite der »soziologischen Hypothese« des Genies wird im weiteren durch eine Erkenntnis ergänzt, die explizit sein Verhältnis zur Gesellschaft betrifft. Benn fand sie bei Lange-Eichbaum, in dessen Buch er sich und die eigenen Genievorstellungen wie in einem Spiegel erblicken mußte und dem er deshalb im zweiten Teil des Essays vollkommen, oft bis ins Wörtliche folgt. Der neue, an der eigenen Wirkung und Rezeption erfahrene Gedankengang lautet:

Genie wird nicht geboren, sondern entsteht. Nicht die Anlage, die Leistung, auch nicht der Erfolg allein genügt, um ein Genie zu werden, sondern es muß etwas anderes hinzukommen, nämlich die Aufnahme bei der Gruppe, beim Volk, bei der Zeit, häufig einer späteren. Genie muß erlebt werden. Man müßte also weniger von Genie sprechen, als von *Geniewerdung*, es ist ein extrem soziologischer Prozeß [..]. (I, 116)

Zum ersten Mal läßt Benn sich im Zusammenhang mit dem Komplex der dichterischen Persönlichkeit und des Genies, also auch seiner Selbsterfahrung, auf einen genuin soziologischen Sachverhalt ein. Es ist der Wendepunkt, der ihn von einer rein »biologischen Idee« zu einer ergänzenden soziologischen Idee des Genies und damit aus seiner narzißhaften Einsamkeit »ins Kollektive« (I, 118) weiterführt.

Die »Extremität« des soziologischen Prozesses der Geniewerdung liegt in dem Faktum, daß die Gesellschaft ausnahmsweise den notorischen Außenseiter und Abnormen integriert. Dieser paradoxe Vorgang, »nahe bei dem Religiösen und den archaischen Schaltungen der frühen Schicht« (I, 118), wird folgendermaßen erklärt:

der Genieträger ist zwar entartet, aber das genügt nicht zur Geniewerdung, sondern das Kollektiv vollzieht wegen der Entartung, ihres dämonischen Reizes, ihrer rätselhaften Züge die Umformung zum Genie. (I, 119)

Das Genie wird also gerade aufgrund seiner eingeborenen Asozialität von dem Kollektiv, von der Gesellschaft sozialisiert und akzeptiert. Sie braucht seine »moderne Mythologie aus Rausch und Untergang«:

Es trennt sich hier vor unseren Augen ein Gegenkomplex von der Idealität der soziologischen und medizinischen Norm, es löst sich hier als einziger Fall innerhalb der naturwissenschaftlich-hygienisch-technischen Welt ein Gegenwert und sammelt alle Skalen vom Genuß bis zur Unterwürfigkeit, von der Bewunderung bis zum Grauen. Der Begriff des *BIONEGATIVEN* (Lange-Eichbaum) entsteht vor uns, wir sehen ihn nicht nur personell an der naturalistischen Figur des Trägers des Genialen, wir sehen, und dies ist viel merkwürdiger, ihn verehrt, gefordert und umworben von der sozialen Gruppe, von der kulturellen Gemeinschaft [...] (I, 120)

Das Genie, der Dichter, der Entartete, der Paria . . . wird zu einem letzten »Schamanen« (Wellershoff I, 641)¹⁸, der aus dunkler, mythologischer Vorzeit in die moderne Zeit hineinragt. Das alte Dichter-Bild des gesellschaftsfernen, selbstbezogenen *Narziß* wird gegen das Bild eines entarteten Dichter-Priesters ausgetauscht, der trotz, ja, wegen seiner Abnormität einen uralten Platz, eine elementare Funktion auch noch in der gegenwärtigen Gesellschaft besitzt. Der Mediziner Benn macht den Dichter zum modernen Medizinmann.

Wie weit sein Sozialisationsversuch des Genies geht, wo seine unüberschreitbare Grenze zur Gesellschaft liegt, stellt er zuletzt jedoch unmißverständlich klar: »nur sage keiner, daß diese Kreise ineinandergingen, daß sie logisch und kausalgenetisch aufeinander wirkten, daß das Genie eine postume Rechtfertigung erhalte im Sinne einer historischen Qualität . . .« (I, 121). Die Gesellschaft braucht das Genie, aber das Genie, »mit seinem grenzenlosen Nein« (I, 122), bedarf keiner Gesellschaft und keiner Geschichte. Das soziologische Abhängigkeitsverhältnis ist ein einseitiges, die Autonomie und Einsamkeit des Künstlers bleibt gewahrt.

Damit hat die alte Konstellation - um ein Fazit zu ziehen - nach der biologischen und erdgeschichtlichen nun auch eine soziologische Rechtfertigung erfahren. Das extrem gespannte Verhältnis zwischen Ich und Gesellschaft hat sich »wissenschaftlich« legitimiert; die ursprüngliche soziale Verwundung des ausgestoßenen Ichs wird mit der merkwürdigen »soziologischen Hypothese«, daß nur die Gesellschaft das Genie brauche, umwerbe und »seine Aufnahme bei der Gruppe, beim Volk, bei der Zeit« betreibe, also mit einer auffälligen Rollenvertauschung kompensiert und geahndet. Die »Träne« an der Wimper der Sphinx erscheint in der Form eines soziologischen Sachverhalts.¹⁹

Der ausgesprochen ich- und künstlerzentrierte soziologische Orientierungsversuch Benns, der unter der gesellschaftlichen Herausforderung der Jahre 1928

bis 1930 das typische Ineinander von Pariagefühl und Herrschaftsbewußtsein, von Macht und Ohnmacht in seinen größten erdgeschichtlichen und soziologischen Maßstab umsetzt, ist damit abgeschlossen.

Wenn Benn seine Position von 1930 schon ein Jahr später zu revidieren beginnt, wenn er das ganze Problem von der *Person* und *Psyche* des *Künstlers* auf die *Sache* und die Leistung der *Kunst* verlagert, dann sind dafür mehrere Gründe zu berücksichtigen. Es mußte ihm bald klarwerden, daß er eine rückwärtsgewandte Theoriebildung betrieben hatte. Sie zog eine Summe der letzten zehn Jahre und schloß seine vergangene Entwicklung ab. Aber eine Stütze und Orientierungshilfe in der aktuellen literaturpolitischen Auseinandersetzung, die nach der *Leistung* der Dichtung für die gegenwärtige Gesellschaft fragte, und eine Hilfe für seine tägliche Selbstbehauptung inmitten der sich verschärfenden Krise der Weimarer Republik, das konnte sie schwerlich sein. Ihre Geburt aus der totalen Negation und Destruktion der Gegenwart hatte dieser biologistischen Theorie allzu befremdliche und obskurantische Züge eingeprägt, in denen die Minus-Varianten und Anti-Komponenten sich ballten.

Sie war regressiv, antizivilisatorisch, irrational, isolationistisch, pessimistisch, formsprengend, bionegativ und vor allem rein defensiv und ichfixiert. Es fehlten die konstruktiven und offensiven Gegenstrebungen. Ihr durch Kretschmer und Lange-Eichbaum vermittelter Sozialisationsgrad reichte bei weitem nicht aus, um die Aufmerksamkeit einer immer ratloser werdenden Öffentlichkeit für sie zu gewinnen. Zu wenig entsprach außerdem das Bild des prälogischen, archaischen »Schamanen« dem intellektualistischen Habitus des Großstadtyrikers und Wissenschaftlers Benn. Er konnte auch nicht gut den opportunistischen Materialismus seiner literaturpolitischen Widersacher erbittert bekämpfen, während seiner eigenen Theorie noch das Odium eines naturwissenschaftlichen Materialismus anhaftete. Schließlich ist es eines, persönliche Untergangs- und Endzeitstimmungen zu hegen (»Urgesicht«, »Saison«), ein anderes aber, sie im gesellschaftlichen und politischen Alltag sich immer bedrohlicher verdichten zu sehen. So forderte das allmählich sichtbar werdende äußere »Chaos« zum ersten Mal die Ordnungsfunktion einer Kunst heraus, die sich bisher darauf fixiert und kapriciert hatte, das Chaotische und Gestaltlose hinter den Schein- und Pseudoordnungen der gesellschaftlichen Wirklichkeit heraufzubeschwören.

5. *Kunst und Politik. Benns Wendung zum »Geist«*

Das Jahr 1931 läßt sich an Benns Schriften eindeutig als ein Jahr der Krise und des Übergangs erkennen, in Korrespondenz zu der zeitgeschichtlichen Situation, die sich durch die hohen Wahlgewinne der NSDAP und durch den Rückzug der SPD aus der Regierungsverantwortung bedrohlich und irreversibel verändert hatte.

Auf der einen Seite taucht noch einmal die Figur des Dr. Rönne mit ihren sprengenden Untergangsvisionen auf (»Irrationalismus und moderne Medizin«), auf der anderen Seite, in den Äußerungen über Heinrich Mann und den »Fanatismus zur Transzendenz«, beginnt im Zeichen Nietzsches und Flauberts die Idee der Artistik, d. h. der Kunst als einer letzten metaphysischen und ordnenden Tätigkeit hervorzutreten, die »jeden Materialismus historischer oder psycholo-

gischer Art als unzulänglich für die Erfassung und Darstellung des Lebens« verwirft (IV, 235).

Die Frage nach der Stellung des Dichters und Künstlers *in* der Zeit verändert sich zu der Frage nach der Leistung der Dichtung und der Kunst *für* die Zeit. Der moderne »Schamane«, der die Menschheit in einer »Sturzgeburt nach innen« zu ihren mythischen Beständen zurückholen wollte, besinnt sich auf seine geistige Ordnungsfunktion inmitten einer chaotischen Gegenwart. »Innerhalb des Nihilismus aller Werte« (IV, 235) soll die Kunst die konstruktiven Aufgaben der versunkenen Religion übernehmen.

Daß sich diese Wendung Benns in der Auseinandersetzung mit Heinrich Mann vollzog, ist kein Zufall. In ihm begegnete er einem Schriftsteller, der sich von allen Kollegen wohl am nachdrücklichsten zum öffentlichen Anwalt der Weimarer Republik gemacht hatte, der seine geistige Arbeit bewußt in den Dienst der Gesellschaft, der Demokratie, der Aufklärung und des sozialen Fortschritts stellte. Bildete auch der Dualismus von »Geist und Tat«, d. h. die Unabhängigkeit des Geistes von der politischen Machtsphäre und seine Überordnung über sie, die Grundvoraussetzung seines gesamten Schaffens, so war er doch der Überzeugung, daß der »Geist« und die »Geistigen« die Macht fortschreitend läutern und das deutsche Volk, - dessen guten demokratischen »Instinkten« er bis zum Schluß vertraute, - erziehen und lenken könnten.

Wenn Benn nun den halsbrecherischen Versuch unternahm, den gegenwärtigen Heinrich Mann auf der Folie des frühen »italienischen« Dichters, dem er vor 1914 die eigene poetische Selbstwerdung verdankte, und auf der Folie Nietzsches und Flauberts radikal zu entpolitisieren, so konnte er die vorgegebene Konstellation von »Geist und Tat«, Schriftsteller und Volk zwar entscheidend umdeuten, nicht aber völlig aufsprengen. Wenn er den einen Pol, die Sphäre der Macht, der Gesellschaft und des Volkes zugunsten des anderen, des Geistes und der Kunst, negierte, so blieb doch immer noch die Frage nach deren Rang und Wirkung zurück. Wenn es keine gesellschaftspolitische sein sollte, welche andere Wirkung und Bedeutung konnte dann an ihre Stelle treten?

In seinem Zeitschriftenaufsatz »Heinrich Mann zum 60. Geburtstag« vom 27. März 1931 begnügte sich Benn mit der polemischen Umdeutung der Antithese, bei der sich »harmlose junge Leute . . . den Begriff des nützlichen Schriftstellers ausliehen« (I, 134), zugunsten des reinen Geistes, der Kunst, des »Fanatismus des Ausdrucks«:

Nie ist bei ihm das kollektive Problem ohne die schmerzlichste geistige Antithese [...]

das ist doch wohl keine demokratische Wirtschaftsfuge, keine Sanierungsperspektive, kein Parteitaggedanke, keine Abstraktion, sondern Gesicht, in Deutschland: Gesicht, das ist Form, Wuchs zum Ausdruck, Begnadung zum Stil, das ist Geist, reiner Geist - descende in hortum nostrum! Es ist Kunst. (I, 135 f.)²⁰

In seiner öffentlichen Festrede auf Heinrich Mann vom 23. März 1931, direkt mit der Gesellschaft und dem Jubilar konfrontiert, konnte es Benn nicht mehr mit der privativen Definition und Würdigung bewenden lassen. Tatsächlich sind seine Ausführungen geradezu geflissentlich bemüht, das durch die kühne Umdeutung entstandene Wirkungsvakuum des Mannschen Werkes positiv aufzufüllen und »sein Wesen bis dahin zu verfolgen, wo es sich auflöst in das Allge-

meinste des deutschen und des europäischen Geschicks.« (I, 416) Nachdem er auch hier die »absolute Kunst« Flauberts (unter dem Eindruck der erneuten Lektüre von Manns Essay über »Flaubert und George Sand«)²¹ und die Artistik Nietzsches beschworen hat, setzt er zu sechs immer weiter ausschwingenden, mehr als zwei Seiten füllenden Fragen an, die sich ausschließlich mit einer möglicherweise anderen »politischen« Wirkung der Kunst auf die »Deutschen«, auf die »deutsche Moral«, auf »das Wesen des Deutschen«, auf das deutsche »Volk«, auf den »deutschen Geist« und auf Hölderlins »Vaterland« befassen. (I, 413—415) Häufiger als auf diesen zwei Seiten ist die Vokabel »deutsch« und der emphatische Bezug auf sie wohl im ganzen bisherigen Werk Gottfried Benns noch nicht aufgetaucht. An dieser Stelle können nur einige Passagen zitiert werden:

Steht er [sc. Nietzsches Satz von einer artistischen Weltanschauung] nicht mit über dem Kampf, den der Deutsche von heute kämpft, dem Kampf um eine antiideologische Weltanschauung, eine irdische, eine ausdrucksstarke, gegen seine metaphorischen Laster, seine Verschwommenheit, sein Waldesweben, sollte hinter diesem Begriff der Artistik also nicht doch noch etwas anderes stehen als ästhetischer Idealismus oder gallischer Esprit? [. . .]

Wenn das Wesen des Deutschen immer nur das Werden ist, ewige Ungegenwart und maßloses Wachstum, widrige Unzulänglichkeit und ungeheure Hoffnung, wenn es *das* ist, was ihn bei allen Völkern der Erde so gefährlich, so verdächtig, so irrationell erscheinen läßt – [. . .] setzt dann nicht vielleicht von *hier* ein Gegenzug ein, ein von uns nur nicht oft genug erreichter, nicht der Kranichzug der Geistigen über dem Volk, sondern ein Zug der Hilfe gegen dieses schlimme deutsche Gefühl, daß auf dem Gierigen, dem Unersättlichen, dem Mörderischen der Mensch ruht, ein Gegenzug der Ordnung, der räumlich-geistigen Ordnung, der erarbeiteten Formen, der Gestalt, der Diesseitigkeit, der Latinität? [. . .]

Könnte sich nicht vielleicht an ihnen ein Volk zur Klarheit erziehen, [. . .], könnte nicht ein Volk beginnen, zu diesem Positivismus der erarbeiteten, harten und absoluten Dinge aufzublicken mehr als zu jenem Positivismus der anonymen Wahrheit, des amorphen Wissens, der fluktuierenden Formeln der wissenschaftlichen Relativität? (I, 413 ff.)

»nicht der Kranichzug der Geistigen über dem Volk, sondern ein Zug der Hilfe«²² - zum ersten Mal, nach der einseitigen »soziologischen Hypothese« von 1930, sieht Benn einen »Gegenzug«, eine Beziehung, - und sogar eine soziale, erzieherische -, zwischen den einsamen Künstlern und ihrer Kunst und der Gesellschaft, dem Volk.

Wie ist dieses ganz neue Bewußtsein von der Kunst als einer möglichen Lehrmeisterin und Retterin des gefährdeten deutschen Volkes entstanden, wie ist es zu erklären?

Neben der Herausforderung durch den frühen »Artisten« und den späteren politischen, sozialpädagogischen Schriftsteller Heinrich Mann, durch seinen dezidierten »Geist«-Begriff, durch die Krisensituation der Weimarer Republik und durch die öffentliche Rede vor einem für diesen Staat und seine Kultur repräsentativen Publikum, muß die Heinrich-Mann-Feier auch als ein »gesellschaftliches Ereignis« ersten Ranges für die Person und den Autor Gottfried Benn gesehen und gewürdigt werden. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte die bislang so gehaßte Gesellschaft und ihr verhöhnter Kulturbetrieb ihn, den Außenseiter,

mit einer bedeutenden öffentlichen Aufgabe betraut und ausgezeichnet, zum ersten Mal hatte ihn die Gemeinschaft der »anderen« aufgenommen und zu ihrem Sprecher erwählt. Er akzeptierte die neue Rolle, indem er auf seine Weise das Verhältnis von Kunst und Politik definierte: »sie allein, nicht die Politik, reicht bis in jene seelischen Schichten hinein, in denen die wirklichen Verwandlungen der menschlichen Gesellschaft sich vollziehen, die Verwandlungen des Stils und der Gesinnung.« (IV, 232) Verwickelte ihn seine Heinrich-Mann-Rede auch sofort in neue literaturpolitische Zwistigkeiten, so war doch damit die abschließende Phase in dem Sozialisationsprozeß des Autors Benn eingeleitet, die mit seiner Aufnahme in die Preußische Akademie der Künste im nächsten Jahr enden und gipfeln sollte. Seine »Akademie-Rede« stellt sich deshalb als eine konsequente Fortsetzung und Erweiterung der Heinrich-Mann-Rede dar.

Mit diesem gesellschaftlichen Ereignis ist das subjektive Problem seiner alten Konstellation vorläufig gelöst, das Paria- und Ohnmachtsgefühl des Dichters überwunden; jetzt kann seine objektive Dimension, das aristokratische Herrschaftsbewußtsein der Kunst, zur öffentlichen Erscheinung kommen. Ohne daß die alte Konstellation sich als solche auflöst, bringt die Wendung vom Körper in den Geist, vom Biologischen ins Soziologische, von der Vergangenheit in die Gegenwart, vom Archaischen ins Heroische, vom Rausch in die Zucht, von der Asozialität der Kunst zu einer Art nationaler Verantwortung auch die Wendung von den Müttern zu den Vätern, vom Süden in den Norden, von der Narziß-Figur zur Prometheus-Gestalt.

Unter ihren Vorzeichen wird das Schreiben und Handeln Benns in den Jahren 1932-1934 stehen. In ihrem Raum spielt sich der weitere Sozialisierungsprozeß bis hin zum Frühjahr 1933 ab.

Blickt man von der ins Öffentliche weisenden, theoretisierenden Produktion Benns im Jahr 1931 auf seine dichterische Arbeit, d. h. auf das in Zusammenarbeit mit Paul Hindemith entstandene Oratorium »Das Unaufhörliche« und das wohl kurz darauf entworfene »Fragment eines Singspiels«, so scheinen diese Werke auf den ersten Blick hinter dem progressiven Theoriebewußtsein Benns zurückzubleiben und seine alte Ich-Welt-Konstellation reiner zu bewahren. In Wahrheit sind die Interferenzen als simultane Erscheinungsweisen der gleichen Substanz zu verstehen und auf das verschiedene Ausdrucksmedium zurückzuführen. Beide Werke kreisen, wie die Essays von 1930, um die »Lage des Ich«, aber im Gegensatz zu ihnen bringt das Oratorium dieses moderne Ich in ein antithetisches Verhältnis zu dem naturgeschichtlichen Kosmos - »Vor uns das All, / unnahbar und verhängt, / und wir, das Ich, / verzweifelt, todbedrängt.« (III, 492 f.) - und das »Fragment« bringt es umgekehrt in eine erstaunlich aktuelle Beziehung zu der von der Wirtschaftskrise des Jahres 1931 gezeichneten Alltagswelt: »Das ist die Zeit, / und keiner weiß ihr Rat: / den eigenen Bürger / untergräbt der Staat.« (III, 500)

Das Oratorium ist ein Schöpfungsgedicht. Es projiziert die Grundkonstellation Benns zum ersten Mal in einen kosmischen Maßstab und bringt sie auf den universellen tragischen Nenner des »Unaufhörlichen«. Ihre sozialpsychologischen, zufälligen und zeitgebundenen Momente werden in einem kosmisch-ethischen Gesetz aufgelöst. Die feindliche Welt reinigt, entwirklicht und erhöht sich zu einem zeitlosen Kosmos, der unter dem »dunklen Prinzip« (III, 595) einer unaufhörlichen Verwandlung und Zerstörung, einem ewigen »hinan, hinab« (III,

475 ff.) steht; das leidende Ich aber findet seine Berufung und Erhöhung in der heroischen Annahme dieses »tragischen, schmerzlichen Gesetzes«: »denn das Individuum ist so, daß es das ›Stirb‹ mehr empfindet als das ›Werde‹, daß es leidet, weil alles gleitet und vorübereint.« (III, 595) Der »Knaben- und Männerchor« trägt diese »Lösung« (II, 598), die die Erwähltheit des von allem Glück Ausgestoßenen feiert, am Ende im Wechselgesang vor:

Männerchor:

So sprach das Fleisch zu allen Zeiten:
nichts gibt es als das Satt- und Glücklich-sein.

Knabenchor:

Uns aber soll ein andres Wort begleiten:
das Ringende geht in die Schöpfung ein.
Das Ringende, von dem die Glücke sinken,
das Schmerzliche, um das die Schatten wehn,
die Lechzenden, die aus zwei Bechern trinken,
und beide Becher sind voll Untergehn.

Männerchor:

Des Menschen Gieriges, das Fraß und Paarung
als letzte Schreie durch die Welten ruft,
verwest an Fetten, Falten und Bejahung,
und seine Fäulnis stößt es in die Gruft.

Knabenchor:

Das Leidende wird es erstreiten,
das Einsame, das Stille, das allein
die alten Mächte fühlt, die uns begleiten -:
und dieser Mensch wird unaufhörlich sein. (III, 496)

In seiner Einleitung zum Oratorium hat Benn diese männliche Selbstapotheose mit dem Hinweis kommentiert, daß »es innere Leistungen sind, für die wir das Bewußtsein eingepreßt erhielten, für Kräfte der Ordnung und des individuellen Verzichts.« (III, 598) Mit diesem geistigen Ordnungsruf und »Verzicht« - ein Begriff der »Phimose«-Konstellation - wird explizit die Verbindung zu der Position der Schriften über Heinrich Mann hergestellt. Gemeinsam arbeiten sie den zeitüberwindenden aristokratischen Pol einer in sich ambivalenten Konstellation heraus. Der Begriff des »Unaufhörlichen« bereitet Benns Wendung zum »Sein« im Jahr 1932 vor.²³

Wie weitgespannt und authentisch diese Ambivalenz in Benn angelegt war, lehrt ein Blick auf das »Fragment eines Singspiels«. Wohl von dem gerade von Brecht herkommenden Hindemith ermutigt, scheint er sich hier in Bereiche vorzutasten, die seiner Produktivität bisher verschlossen waren. Das Singspiel verhält sich zu dem Oratorium wie das Minus zum Plus der Algebra. Geht es dort um die Schöpfung, so hier um die Zeitgeschichte, um das »Vernichtende unsrer jetzigen Wirtschaftslage« (I, 426); handelt es sich dort um den Menschen schlechthin, so hier um ein ganz persönliches Alltagsschicksal, das mit einer Liebes- und Ehegeschichte beginnt; bringt jenes ein Maximum seines spezifi-

schen Idealismus, so dieses ein Maximum eines ihm möglichen Realismus, das sogar Assoziationen zu den zeitgenössischen Werken eines Horváth und Brecht hervorruft; predigt das Oratorium das aristokratische ›Dennoch‹ einer heroischen Selbstbehauptung inmitten einer kosmischen Krisenstimmung, so soll das Fragment den hoffnungslosen Untergang des ohnmächtigen Paria zeigen. Auf einem Manuskriptblatt ist der »Hauptgedanke des Stückes« (Wellershoff) folgendermaßen skizziert:

Die Oper gruppiert sich um die männliche Hauptfigur, die an sich selber im I. Akt die (Macht)

(des) Staates

der Wirtschaftsordnung

des Kollektivmenschen

(der) Öffentlichkeit (erfährt.)

Er ist in Schuld geraten durch die allgemeine Zeitkrise,

die Umschichtung der Werte . . .

Krankheit der Frau

d. h. hier . . . die Hauptidee . . ., daß alles was schwach, ohne Kenntnisse, Kapitalkraft ist, dem Untergang geweiht ist, in einer Welt, in der nur die Macht . . ., alle Gesetze nur für die Macht gelten und aus ihr bestimmt sind. (III, 600)

Das von Benn immer wieder zitierte Nietzsche-Wort: »Wer das verlor, was du verlierst, macht nirgends Halt« erscheint hier in seiner konkretesten zeitgeschichtlichen Übersetzung. Die Ausgeliefertheit der Ohnmacht an die Macht zentriert sich in den erhaltenen Szenen um die verzweifelte Frage: »darf man denn einen Menschen so zermalmen« ? (III, 505) Sie wird entfaltet in einer Weise, die geradezu an die Opern- und Lehrstückproduktion Bertolt Brechts um 1930 erinnert:²⁴

wozu die ganzen Werte,
wozu die ganzen Worte,
wenn der Einzelne weggehauen werden darf
aus Armut, weil er schwach ist,
und keine Hand erhebt sich,
kein Erbarmen,
was ist das für eine Welt, die sich da errichtet hat
um uns alle? (III, 512)

In solchen Sätzen scheint Benns »Sozialismus der Tat« (IV, 232) erstmals hineinzuwirken in die dichterische Produktion. Niemals wieder jedenfalls hat die sozial und zeitgeschichtlich begründete Pariaerfahrung seiner Konstellation einen rückhaltloseren Ausdruck erhalten als in dem »Fragment eines Singspiels.« An einer anderen Stelle der Entwürfe - in Reaktion auf die zynische Kapitalisten-Maxime: »das Menschentum beruht auf Sklavenreichen«, die dann im Essay »Dorische Welt« wiederkehren wird - heißt es:

Mein Gefühl sagt: nichts besitzen -
Nichts besitzen
sanft nur durch die Dinge gehn,
täglich kämpfen um sein Brot,
aber müde werden weinen
und dann sterben. (III, 527)

Daraufhin kommentiert eine andere Figur: »der geborene Sklave / der gottgewollte Heiduck.« (ebd.) Wenn das Singspiel bezeichnenderweise auch Fragment geblieben ist und sich keine verlässlichen Aussagen über Gang und Lösung machen lassen, so muß man seinen Pol doch mit dem des Oratoriums zusammensehen, um der ganzen ambivalenten Spannung Gottfried Benns gerecht zu werden.²⁵

6. Heimkehr in die Welt der Väter. Benns Krisenbeitrag an das Jahr 1932

Das Jahr 1932 brachte mit der Aufnahme in die Preußische Akademie der Künste, die er 1927 noch verunglimpft hatte (I, 45), den äußeren Höhepunkt und Abschluß der Resozialisierung des Künstlers Benn. Oskar Loerke hat in seinem Tagebuch die Freude und Genugtuung überliefert, mit der er auf die ehrenvolle Wahl reagierte.²⁶ Man kann ihre Wirkung auf seine Psyche, auf seine Produktion und auf seine bevorstehende Neuorientierung wohl kaum überschätzen. Ich möchte die Behauptung wagen, daß es ohne sie niemals zu dem vorübergehenden Anschluß Benns an das Dritte Reich und seine umstrittenen Schriften der Jahre 1933/34 gekommen wäre. Zum ersten Mal hatte der notorische Außenseiter »Aufnahme bei der Gruppe, beim Volk, bei der Zeit« (I, 116) gefunden, zum ersten Mal wurde er von den »anderen« auf ehrenvolle Weise bestätigt und in die höchste kulturelle Gemeinschaft des Staates eingereiht. Dieses Erlebnis mußte das »Preussisch-Konservative« seines Wesens²⁷, das so viele Beobachter unabhängig voneinander gesehen haben, das preußische Pflichtgefühl, die aristokratische Verantwortlichkeit und den konstruktiven Ordnungswillen seines Geistes außerordentlich stimulieren. Ein lang zurückgestauter Sozialisationstrieb und der Wunsch, *seinem*, den ihm gemäßen Beitrag für die lange geschmähte Gesellschaft zu leisten, fanden endlich ein Betätigungsfeld.

Daß die gesellschaftliche Integration des Außenseiters »fünf vor zwölf«, in jenem letzten Krisenjahr erfolgte, als die Gesellschaft selber bereits das äußerste Stadium ihres Verfallsprozesses erreicht hatte, als es die parlamentarische Demokratie der Weimarer Republik schon nicht mehr gab, als der Staat mit der Papen-Regierung ein konservativ-autoritäres Gesicht annahm, in dieser gegenläufigen Konstellation läßt sich eine gewisse Fatalität für Gottfried Benn nicht übersehen. Als es wenig später galt, mit einer politischen Entscheidung gegen den herrschenden Staat hervorzutreten und so erneut zum »Außenseiter« zu werden, konnte Benn die Kraft zum plötzlichen Richtungswechsel und zur Preisgabe der eben erreichten gesellschaftlichen Integration und Anerkennung nicht mehr aufbringen. Seine verblendete Verteidigung einer »unpolitischen« loyalen Akademie im Februar/März 1933, d. h. die bewußte Übernahme einer gesellschaftlichen Verantwortung im Bereich der Kultur, ergab sich nach seinem Selbstverständnis nur als ein weiterer konsequenter Schritt auf dem seit 1929 eingeschlagenen Wege in die Öffentlichkeit. So wurde er, der ohne diese langjährige Entwicklung auch sofort ein vorbildlicher »innerer Emigrant« hätte werden können, zu demjenigen Künstler, an dem sich das fällige Exempel über die fatale politische Kehrseite eines ästhetischen Autonomie- und Machtbewußtseins statuierte. Über die Unhaltbarkeit einer solchen Position dürfte es seitdem bei keinem Intellektuellen und Künstler mehr Zweifel geben. Als genauso unhaltbar hat sich freilich seit 1933 und gerade heutzutage die extreme Ge-

genposition erwiesen: die vollständige Definition des Individuums und des Künstlers aus einer wie auch immer verstandenen Gesellschaft und Geschichte heraus.

Neben diese eher individualpsychologische Konstellation tritt konvergierend das exzeptionelle massenpsychologische Profil des Jahres 1932. In ihm trieb die Krise der Weimarer Republik auf ihren anarchischen Höhepunkt und es verbreitete sich die Stimmung, daß eine entscheidende Wende und Lösung, so oder so, nahe bevorstünde.²⁸ In einer dialektischen Gegenbewegung wuchs in allen Schichten, Gruppen und Parteien das Verlangen nach Befreiung aus den unhaltbaren Zuständen des Alltags, nach einem erlösenden Konzept, das Ruhe, Ordnung und die Stabilität der Verhältnisse wiederherstellen sollte und bei allzuvielen auch der Ruf nach dem starken Mann und Führer. Es war das Jahr, in dem eine Flut von literarischen Krisenschriften entstand.²⁹

Auch Benns Schriften dieses Jahres sind Krisenprodukte, voran sein Essay mit dem ursprünglichen Titel »Der Nihilismus und seine Überwindung.« In ihnen baut er seine Position von 1931 noch verantwortungs- und öffentlichkeitsbewußter aus.

Der große Essay über »*Goethe und die Naturwissenschaften*« besitzt neben seinem krisenhaften auch einen repräsentativen Charakter. Nicht nur bekennt Benn sich damit zu der größten Gestalt der deutschen Literaturtradition, er beteiligt sich zugleich an dem vielstimmigen öffentlichen Goethe-Jahr aus Anlaß seines hundertsten Todestages. Benn ist im Begriffe, in seine eigene »klassische«, konservative Phase einzutreten. Es ist kein Zufall, daß sich die fortan lebenslange Brieffreundschaft mit F. W. Oelze von dieser Goethe-Schrift und diesem Zeitpunkt her datiert.

Benn sucht und findet in Goethe einen dreifachen Kronzeugen: für seine eigene Verbindung von Dichtung und Naturwissenschaft und die daraus resultierende Denkform, für seine Aversion gegen das naturwissenschaftlich-darwinistische 19. Jahrhundert und für eine bedeutsame naturgeschichtsphilosophische Hypothese, die seine Konzeption einer Überwindung des Nihilismus im 20. Jahrhundert vorbereitet.

1. In Goethe entdeckt er, wie in einem Spiegel, »ein ausgesprochen affektgeführtes Denken, körperlich umwogt, mit starker Hirnstammkomponente, will man es biologisch basieren, im Gegensatz zum Rindentyp des intellektualistischen *Professionals*« (I, 186). Dieses »anschauliche Denken« des »primären Synthetikers« im Gegensatz zum »kasuistischen Analytiker« (I, 189) sei von »enormer Aktualität«, denn »es ist . . . der uns heute so geläufige Gegensatz von Natur, Kosmos, Bild, Symbol oder Zahl, Begriff, Wissenschaft« . Benn, auf der ersten Seite des Gegensatzes zuhause, sieht sich in seiner Konvergenz mit Goethe durch die modernste Wissenschaftsentwicklung bestätigt, durch den »Zusammenbruch des zweiten großen rationalistischen Erfassungsversuchs der Welt« und noch mehr dadurch, daß gegenwärtig »die geistig-wissenschaftliche Gesamtvernunft das komplizierte, zerfaserte, hybrid übersteigerte Begriffsnetz der modernen induktiven Naturexegese beiseiteschiebt und eine neue, die alte, Wirklichkeit durch Wiedergewinnung eines natürlichen Weltbildes sucht.« (I, 184 f.) Die Analogie zwischen Goethe und der Gegenwart liegt also darin, daß jener am Ende, und diese, über das 19. Jahrhundert hinweg an ihn anknüpfend, am Anfang eines wiederzugewinnenden »natürlichen Weltbildes« steht.

Die Idee einer »Restitutio« der alten goethischen Welt ist damit eingeführt.

2. »Was ist es also mit Goethe und dem neunzehnten Jahrhundert, Goethe und der induktiven Ära, wie entstand trotz Goethe, gegen Goethe der Positivismus der reinen Begrifflichkeit, wie verhielten sich diese beiden Wahrheiten: seine und die dann kam?« (I,189) Unter diesen Fragen rechnet Benn noch einmal bündig und polemisch mit dem mechanisch-physikalisch-darwinistischen Weltbild des 19. Jahrhunderts ab, das über die »progressive Zerebration«, »die intellektualistische Potenzierung des Werdens« und die »degradative Dezimierung der Genesis und des Seins« im »Integral des Nihilismus« endete (I, 197).

Auf die Frage nach der Konsequenz aus diesem »historischen Verlauf weltanschaulicher Antithetik« gibt Benn dann allerdings keine »materielle Antwort«, sondern » nur eine Perspektive und dann ein Bild« (I, 195).

3. Die Perspektive ist eine naturgeschichtsphilosophische. Goethe wird als der letzte große Vertreter des antiken, an das menschliche Sein gebundenen, natürlichen Weltbildes gefeiert:

Es geschah in dem Augenblick, als die menschliche Rasse zum letztenmal mit einem alten Blick, mit einem alten Gedanken über die Erde sah, noch die Schwingen gebreitet, doch schon den Flug bereitet, dem Abflug nah. Es schlägt sich ein Bogen, es zieht sich eine metaphysische Spannung von des Thaies Primärvorstellung: alles ist Wasser, das heißt alles ist Eins, zu jenem Hymnus über die Natur aus dem Jahr 1782 und zu der Vorstellung der Urphänomene, die Goethes ganzes Schaffen durchzieht [. . .] (I, 195)

Als ein Vertreter des »ptolemäischen« Weltbildes (I,196) habe er die »uralte Antithetik [. . .] die abendländische Grundfrage [. . .] entschieden im Sinne des Seins« und sei deshalb »für das Sein des Menschen die bis heute letzte große gültige Instanz.« (I, 198) Als solche, als »die Stimme des Erzvaters vor der Hütte« wird er dann in dem abschließenden »Bild« des Essays noch einmal emphatisch vergegenwärtigt (I, 199).

»Perspektive« und »Bild« des Goethe-Aufsatzes werden im »Nihilismus«-Essay zur »Antwort« weiterentwickelt. An dieser Stelle interessiert die merkwürdige historische Zäsur, die Benn, entgegen den üblichen Periodisierungen, mit Goethe als dem Ende eines antiken Zeitalters und dem Beginn der eigentlichen Moderne ansetzt. Von der modernen Sozialgeschichte erfährt sie eine aufschlußreiche Bestätigung. Otto Brunner schreibt in einem grundlegenden Aufsatz über »Das ›Ganze Haus‹ und die alteuropäische »Ökonomik««:

So erweist sich das Denken in den mehr als zwei Jahrtausenden von den Griechen bis zum Einsetzen der Aufklärung als das einer Adelswelt. Wir fassen dabei den Begriff der »Adelswelt« sehr weit und beziehen in sie auch die antiken und mittelalterlichen Stadtstaaten ein. Diese Adelswelt ruht aber stets auf einer bäuerlichen Grundlage mit ihrem »Oikos« auf.

Diese Adelswelt ist seit dem 18. Jahrhundert zusammengebrochen, und das findet seinen Ausdruck in dem Entstehen neuer Wissenschaften und eines völligen Wandels unserer wissenschaftlichen Begriffssprache. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kommt ein Prozeß zum Abschluß und wird in seinen Auswirkungen allseitig erkennbar, der in seinen Wurzeln allerdings sehr viel weiter zurückreicht. Es handelt sich um nichts weniger als um den Zerfall des von den Griechen geschaffenen Welt- und Menschenbildes, das bis in diese

Zeit geherrscht hatte, um den Zerfall des »Kosmosgedankens«, sowohl im Bereich des Makrokosmos wie des Mikrokosmos, der »Urbs diis hominibusque communis« (Seneca), deren Philosophie daher »Rerum divinarum humanarumque cognitio« war. Nur in diesem Zusammenhang wird das Denken in Ethik, Ökonomik und Politik verständlich und damit auch die geistige Macht, die die Grundbegriffe der alteuropäischen Ökonomik trotz ihres bescheidenen Zurückstehens hinter den beiden anderen Wissenschaften so lange über die Geister ausübte.³⁰

Von hieraus werden »Perspektive« und »Bild« des Goethe-Aufsatzes durchsichtig wie auf einem Röntgenschirm. Bei Benns Suche nach der »Wiedergewinnung eines natürlichen Weltbildes« handelt es sich zugleich um ein sozialgeschichtliches Restitutio-Verlangen nach einer voraufklärerischen, bäuerlichen Kosmos- und »Adelswelt« im weiten Sinne Otto Brunners, deren letzte Ausläufer er in seiner Selliner Jugend noch kennengelernt hatte. Dieses Verlangen bildet die Basis seiner Affinität zu dem Geist der »Konservativen Revolution«, die im nächsten Kapitel geschildert wird. Sein - anachronistischer - Politikbegriff und sein Politikverständnis sind deshalb noch ganz in den Horizont der »alteuropäischen Ökonomik« eingebunden, eine grundlegende Feststellung, ohne die der politische »Bürger« Benn und seine heftige Ablehnung der modernen politischen Welt gar nicht zu Gesicht zu bekommen sind. In diesem Horizont steht auch das »Bild«, mit dem der Aufsatz schließt: Goethe, der Präsident der Bergwerkskommission, wiedereröffnet das alte Ilmenauer Bergwerk und spricht wie ein »Erzvater vor der Hütte« zu den Bergleuten, Bürgern und Untertanen, d. h. wie der von Otto Brunner geschilderte »Hausvater« der alteuropäischen Ökonomik: »Wenn vom ›Hausvater‹ die Rede ist, hat man an den hellenistischen ›oikodespotes‹, an den ›pater familias‹ des römischen Rechts und den ›Wirt‹ mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Rechtsquellen und nicht an den sentimental« Familienbegriff des 18. Jahrhunderts zu denken. Hat doch eine neuere Untersuchung ergeben, daß Vater ursprünglich ein Begriff der rechtlichen Ordnung war, zu dessen Bestimmung weder die biologische noch die sentimentale Seite ausreicht, daß das Wort in den indogermanischen Sprachen den Charakter des Vaters als Herrn und Herrscher bezeichnet, . . . , bis dann in der Gegenwart ›ein allmächtiger, äußerst unvaterhafter Staat den irdischen und den himmlischen Vater zu verzehren beginnt‹«³¹

Benns Goethe-Essay – als Wendepunkt des inneren Resozialisierungsprozesses - enthält auch die Heimkehr des einstmals rebellierenden Sohnes in die Welt der Väter, übrigens auch des eigenen Vaters, wie der kleine Beitrag »Fanatismus zur Transzendenz« erkennen läßt.³² Der falsche »politische« Vater Heinrich Mann wird gegen die fortan leitende Vaterfigur Goethes ausgetauscht, eine Phase des »Werdens« gegen die des »Seins« und einer ihr adäquaten »statischen« Kunst.³³

Benns Essay »*Der Nihilismus und seine Überwindung*« führt aus, was der Goethe-Aufsatz offenließ und die Heinrich-Mann-Rede nur andeutete. Schon durch den ungewöhnlichen Ort der Veröffentlichung gibt er sich sowohl als Krisenschrift, wie auch in seiner konservativen Grundgesinnung zu erkennen. Es ist die national-konservative Zeitschrift »Der Vorstoß. Wochenschrift für die deutsche Zukunft«³⁴, die im Jahre 1932 nachweislich mit dem Nationalsozialismus sympathisierte. Daß Benn sich bewußt auf den Geist der Wochenschrift einstellt, bestätigt nicht nur der Schlußabsatz seines Essays, wo er die »volkhafte Verpflichtung« seiner Lehre für die »deutsche Zukunft« entwickelt. Er bewegt sich darin

von Anfang an in jenem weltanschaulich-politischen Raum besonderer Art, den wir durch den Goethe-Aufsatz eben kennengelernt haben. Schon die Eingangsfrage steckt seinen großen Rahmen ab:

Haben wir noch die Kraft, so fragt sich der Verfasser, dem wissenschaftlich determinierenden Weltbild gegenüber ein Ich schöpferischer Freiheit zu behaupten, haben wir noch die Kraft, nicht aus ökonomischen Chiliasmen und politischen Mythologemen, sondern aus der Macht des alten abendländischen Denkens heraus die materialistisch-mechanische Formwelt zu durchstoßen und aus einer sich selbst setzenden Idealität und in einem sich selbst zügelnden Maß die Bilder tieferer Welten zu entwerfen? (I, 151)

Daß mit diesem »abendländischen Denken«, das ausdrücklich in Antithese zu der modernen, ökonomisch bestimmten Politik gebracht wird, dasjenige einer bäuerlichen Kosmos- und »Adelswelt« gemeint ist, präzisiert der Essay im direkten Anschluß an den Goethe-Aufsatz:

Aus ihm ersehen wir, daß ein Zeitalter, in dem sich das schöpferische Leben der Nation in einem geschlossenen geistigen Raum vollzog, den auch die inneren Kämpfe, die der Generationen gegeneinander, die der Weltanschauungen untereinander, nicht durchbrachen, *da ein Glaube, ein Gefühl unangetastet über allen Verwandlungen blieb*, ein solches Zeitalter für Deutschland das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert gewesen zu sein scheint, und wir sehen es enden etwa mit Goethes Tod. (I, 152)

Diese Behauptung, - bei der sich der Historiker mit Grausen wendet -, ist in ihrer Essenz nur verständlich und berechtigt durch die unausgesprochene Gleichsetzung von »Nation« und »Adelswelt« und, noch wesentlicher, durch die Projektion des konservativen Ideals einer mittelalterlichen, Geist und Macht vereinigenden Ordo-Welt auf das deutsche 17. und 18. Jahrhundert. Das naive und harmonisierende Quidproquo gibt sich drei Seiten später zu erkennen. Dort entwirft Benn auf den Spuren von Ricarda Huch und ihrem Buch »Alte und neue Götter« ein bewegtes Bild des »mittelalterlichen Lebens« (I, 155), um dann, mit der Großzügigkeit der historischen Unschuld, »das neue Lied, der Mensch ist gut« unmittelbar daran angrenzen zu lassen.

Nun, die Essenz seiner Periodisierungen liegt jenseits historischer Beckmesserrei: nämlich in der Vision einer mittelalterlichen Welt, die als »geschlossener geistiger Raum« auch die Macht einbezog und bändigte. »Auch liegt es nahe«, schreibt Benn in »Bezugssysteme« während des Zweiten Weltkriegs, »auf das mittelalterliche Weltbild zu verweisen in seiner völligen Geschlossenheit zum symbolischen Ausdruck, jede Einzelheit bezogen auf den Grundriss, den Grundgedanken, die Kirche, außerhalb derer ein Heil nicht ist. Formal gesehen: alles Bezugssysteme, Ordnungsgrundsätze axiomatischen Charakters.« (I, 349) Benn hat seinen biologischen, vorgeschichtlichen Raum verlassen und erstmals, von Goethe geleitet, einen wenn auch verklärten, so doch historischen Boden betreten. Der Sozialisationsprozeß ist auch ein Weg des Geschichtsverächters zurück zur Geschichte, d. h. zu einer fiktiven, idealen und konservativen Geschichtskonstruktion. Aus dem Restitutio-Verlangen nach einer solchen Mittelalter- und Adelswelt definiert sich sein »Geist«-Begriff des Jahres 1932, dessen übergeordnetes Verhältnis zur Macht und zum »Leben« (I, 159) und damit letztendendes jene komplizierte »Ästhetisierung des Politischen«, die sich in seinem Denken und seinen Schriften der Jahre 1932-34 vollzog. »Das achtzehnte Jahr-

hundert hatte alles in Frage gestellt, das neunzehnte empfand die Notwendigkeit, Schlüsse zu ziehn, das zwanzigste sah, daß die Schlüsse voreilig waren und ging hinter das sowohl, was Fragen stellte, als auch das, was die Schlüsse ergeben hatte, zurück und wurde noch einmal mittelalterlich . . .«, beginnt der spätere Essay »Strömungen« (I, 323). Wie in dem Goethe-Aufsatz, teilweise in wörtlicher Übereinstimmung, wird im Nihilismus-Essay »die Auflösung aller alten Bindungen, die Zerstörung der Substanz, die Nivellierung aller Werte« durch das 19. Jahrhundert und die daraus resultierende »innere Lage« des »Nihilismus« geschildert, »in der wir alle lebten, von der wir alle bis zur Bitterkeit und bis zur Neige tranken« (I, 156).³⁵

Erst dann folgt das eigentlich Neue, Benns Krisenbeitrag zum Jahr 1932: sein Vorschlag einer möglichen Überwindung des Nihilismus. Die Voraussetzung bildet wie bei allen »Konservativen Revolutionären« eine eigentümliche Zeitvertauschung: das Neue wird alt, das Alte neu, gesucht ist die »neue, die alte, Wirklichkeit« (I, 185). So brandmarkt Benn den geschichtsphilosophischen Materialismus als »reaktionär« und »rückwärtsblickend« (I, 158), um dadurch in die Zukunft des Vergangenen, zu einem »ganz anderen Menschen« und einem »ganz anderen Ziel« vorstoßen zu können (wobei der Satz »und damit stoßen wir in die Zukunft vor« wiederum Tribut an den Veröffentlichungsort zollt!):

Es gibt nur den höheren, das heißt den tragisch kämpfenden Menschen, nur von ihm handelt die Geschichte, nur er ist anthropologisch vollsinnig, die reinen Triebkomplexe sind es ja nicht. (I, 158 f.)

Es gibt nur den Einzelnen, weil jene das Individuum umgreifende antike mittelalterliche Gesellschaft, »als sich alle einer Mitte neigten« und alle »aus der einen Wunde« rannen (»Verlorenes Ich«, III, 216), unwiderruflich verloren ist. Anstelle eines umgreifenden gesellschaftlichen »Geistes«, seiner »Bezugssysteme«, »Ordnungsgrundsätze« und seiner überpersönlichen Instanzen der Idealität und des Maßes ist es jetzt Aufgabe des einsamen individuellen »Geistes«, seiner »sich selbst setzenden Idealität« und seines »sich selbst setzenden Maßes«, die »Bilder tieferer Welten zu entwerfen« (I, 151). Er ist der letzte schöpferische Träger des Verlorenen. Sein »konstruktiver Geist«, den Benn in einer christlich-preußischen Wendung den »reinen Triebkomplexen«, dem »Leben« und d. h. auch der Sphäre der gesellschaftlichen Macht überordnet und gegen Nietzsche mit den »bionegativen Werten« des Genies versieht, dieser »konstruktive Geist« vermag die »neue, die alte, Wirklichkeit« (I, 185), den »geschlossenen geistigen Raum«, nur noch als reine »Form« zu rekonstruieren, denn die alten Inhalte, »die verlorenen Werte . . . die ausgesungenen Motive der theistischen Epoche« sind unwiederbringlich (I, 159).

Es handelt sich also um keine wie auch immer *materielle* Restitutio des Verlorenen im Sinne einer »restitutio in integrum«, sondern um eine *ideelle*, um eine vom Einzelnen zu leistende rein formale Wiedergewinnung des entleerten alten Geisteskosmos, um eine »Metaphysik der Form« (I, 159). An dieser Stelle wird die spezifisch »revolutionäre« Komponente in dem Konservatismus Benns deutlich. Die Epoche des »Nihilismus« soll nicht nach rückwärts übersprungen, sondern nach vorwärts, mit seinen eigenen Mitteln, mit den Mitteln der Moderne, in die Zukunft hinein überwunden werden. Diese Überwindung, soweit ihre Anzei-

chen, Tendenzen und Möglichkeiten überhaupt geschildert werden, trägt eine unverkennbare Verwandtschaft mit den Lehren des italienischen Futurismus:

Verlagerung von Innen nach Außen, Verströmen der letzten arthaften Substanzen in die Gestaltung, Überführung von Kräften in Struktur. Die moderne Technik und die moderne Architektur deuten ja in dieser (!) Richtung: der Raum nicht mehr philosophisch-begrifflich wie in der Kantischen Epoche, sondern dynamisch-expressiv; das Raumgefühl nicht mehr lyrisch-vereinsamt angesammelt, sondern projiziert, ausgestülpt, metallisch realisiert. Manches, wie der Expressionismus, der Surrealismus, die Psychoanalyse deutet ja in der (!) Richtung, daß wir *biologisch* einer Wiedererweckung der Mythe entgegengehen und *kortikal* einem Aufbau durch Entladungsmechanismen und reine Expression. Unsere Widerstände gegen rein Episches, externen Stoffzustrom, Begründungen, psychologische Verkleisterungen, Kausalität, Milieuentwicklung, dagegen unser Drang zu direkter Beziehung, zum Schnitt, zum Gliedern, zum reinen Verhalten sagt es ja auch. Die letzte arthaft Substanz will *Ausdruck*, überspringt alle ideologischen Zwischenschaltungen und bemächtigt sich nackt und unmittelbar der Technik, während sich die Zivilisation inhaltlich zurück zur Mythe wendet - das scheint das Endstadium zu sein. (I, 160)

Wie immer auch in dieser Passage sich futuristische und neusachliche Perspektiven mischen - vor allem in der Bejahung der modernen Technik, des Metallischen, der Umstülpung des Innen nach Außen, des Anti-Ideologischen, der »Arteczia«, der Herrschaft der Kunst -, sie sind bloße Funktionen des zentralen Bennischen Raum-Problems. Es geht um die formalen Äquivalente für die »inhaltlichen früherer Kulturepochen« (I, 161), um die Rekonstruktion des reinen, leeren Raumes als eines Geschichts- und Gesellschaftersatzes für den Einzelnen. Die Technik und ihr Konstruktivismus werden als das wirksamste Werkzeug unmittelbarer »nackter« Raumrekonstruktion, für die Herstellung neuer »Bezugssysteme, Ordnungsgrundsätze axiomatischen Charakters« (I, 349) gesehen. Das Restitutio-Phänomen erscheint in diesem Text zu einem reinen Raumproblem reduziert, d. h. die Kunst selber, wie ich im vorigen Kapitel definierte, wird zu einem Restitutio-Phänomen, also zugleich zu einem Instrument der Realitätsverdrängung. Benns emphatischer »Form«-Begriff, wie seine Inhalts- und Stoffaversion, seine Wirklichkeitsvernichtung und die daraus resultierende »Leere«³⁶ sind niemals Ausdruck eines bloßen, selbstgenügsamen Ästhetizismus, sondern sie stehen im andauernden spannungsvollen Bewußtsein des Verlustes, der verlorenen alten Stoffe, Inhalte und Werte. Diese werden zwar preisgegeben, aber ihre alte Stelle wird freigehalten - von der »Leere«, von der »Absolutheit der Form« (I, 161), von der »Ausdruckswelt«, wie ihre dichterische Chiffre bald heißen wird (IV, 42-44). Noch zuvor aber wird in dieses Vakuum mit seiner konservativen Inklinaton und Anfälligkeit das »Dritte Reich« einströmen, vorübergehend Quartier nehmen - und doch bis zuletzt ein unbekannter Gast für Gottfried Benn bleiben:

Wollen Sie, Amateure der Zivilisation und Troubadoure des westlichen Fortschritts, endlich doch verstehen, es handelt sich hier gar nicht um Regierungsformen, sondern um eine neue Vision von der Geburt des Menschen, vielleicht um eine alte, vielleicht um die letzte großartige Konzeption der weißen Rasse, wahrscheinlich um eine der großartigsten Realisationen des Weltgeistes überhaupt, präludiert in jenem Hymnus Goethes »An die Natur« - (IV, 242 f.),

heißt es 1933 im direkten Anschluß an den Goethe-Essay (I, 195) in der »Antwort an die literarischen Emigranten«.

Bei der Schilderung des letzten »tragisch kämpfenden Menschen« ruft der Essay wiederum die geschichtsphilosophische »Bogen«-Konstellation des Goethe-Aufsatzes herauf. Auch er, der »primäre Monist«,³⁷ vereinigt den Anfang und das Finale, das Archaische und die Moderne, die Synthese und die Analyse in sich, auch seine »letzte Formel« wird mit der Restitutio-Wendung des »noch einmal« abgerufen (I, 161).³⁸ Bezeichnenderweise gegen die Logik des eigenen geschichtsphilosophischen Entwurfs, die doch mit der »Überwindung« des Nihilismus einen möglichen neuen Anfang verkündet, setzt sich die Goethische Situation des »Endstadiums« durch und damit die rückwärtsgewandte, untergangsbereite und -süchtige Perspektive Gottfried Benns:

Der uralte, der ewige Mensch, der primäre Monist, entflammt vor seinem Endbild, einem Bild unter dem Goldhelm: wieviel Strahlen noch durch die Runen, wieviel Glanz noch am Rande der Schatten [...] (I, 160)

Aus dem Helldunkel dieses Endbildes tritt der »Rembrandtdeutsche« hervor, die kulturpessimistische Aura der »deutschen« Lehre Julius Langbehns, sein Glaube an eine »Wiedergeburt von Innen« und an ein bevorstehendes »Kunstzeitalter« des deutschen Volkes.³⁹ So diskret Benn den irrationalistischen Ahnherrn der deutschen »Konservativen Revolution« auch zitiert, der Blick wird frei auf die trübe Tradition, in die auch sein eigener Überwindungsversuch des Nihilismus, sein »konstruktiver Geist«-Begriff eingebunden ist.

Der letzte Absatz, der krisenkategorische Imperativ Benns an »den Deutschen« als »Hinweis auf einen letzten Ausweg aus seinen Wertverlusten, seinen Süchten, Räuschen, wüsten Rätseln«, kehrt zwanghaft in die eigene Urkonstellation zurück. Sie ist lediglich in einen internationalen geistespolitischen Maßstab übersetzt:

das Gesetz der Form [. . .] bekäme dann für ihn den Charakter einer volkhaften Verpflichtung, kämpfend, den Kampf seines Lebens kämpfend, sich an die eigentlich unerkämpfbaren Dinge heranzuarbeiten, deren Besitz älteren und glücklicheren Völkern schon in ihrer Jugend aus ihren Anlagen, ihren Grenzen, ihren Himmeln und Meeren unerkämpft erwuchs: Raumgefühl, Proportion, Realisierungszauber, Bindung an einen Stil. (I, 161)

Die Grundbegriffe und Spannungen des »Phimose«-Textes, des Hebbelgedichts und der frühen »Heinrich Mann«-Prosa sind in monomanischer Vollzähligkeit versammelt. Der »letzte Ausweg aus seinen Wertverlusten, seinen Süchten, Räuschen, wüsten Rätseln« gleicht eher einem Selbstporträt als einer nationalen Charakteristik des »Deutschen«; er ruft die Eingangssituation der frühen Untergangsprosa »Heinrich Mann« herauf: »Bis ich den Ausweg aus mir fand: in Siedelungen aus meinem Blut. Die sollten Heimat werden, Trost, Erde, Himmel, Rache, Zwiegespräch. -« (II, 9). Das Restitutio-Verlangen nach einem geschlossenen und geordneten Kosmos für das einsame, ausgestoßene Ich ist das gleiche geblieben, nur hat sich der Ort und die Chiffre des »Blutes« zu dem Begriff des »konstruktiven Geistes« nach außen umgestülpt und geläutert. In diesem Begriff erreicht der fundamentale Irrationalismus Benns seinen äußersten Grad der Klarheit und der Destillation. Er wird von einem ahistorisch-inhaltlichen zu einem historisch-formalen Begriff, von einem gärenden schöpferischen Zustand zu einem abgeklärten schöpferischen Prinzip, von einer »Kraft« zu einer »Struk-

tur« (I, 160). Statt »Gott ist eine Droge« (II, 406) heißt es nun: »Gott ist Form« (IV, 165).

Benns »Geist« ist stets auch destilliertes »Blut«. Deshalb ist er unfähig zur kritischen Reflexion und Selbstüberprüfung. Seine Gedankengänge und Entwicklungen sind nichts anderes als variantenreiche, mehr oder weniger ausgreifende Selbstprojektionen und Selbstbespiegelungen - keine Veränderungen, sondern Destillationen der gleichen Essenzen, Substanzen und Konstellationen.

So geht es hier wie dort um einen Akt der Selbsterlösung. Steht der frühe Text noch unter der Devise »Bois ton sang . . . das heißt für den Künstler . . . du bist deine eigene Erlösung« (I, 407 f.), so gilt für den Text von 1932 das Resümee, das Benn zwei Jahre später im »Lebensweg« gezogen und bis auf die »Pameellen«-Epoche zurückdatiert hat:

In diesem grundlegenden Gefühl für die anthropologische Erlösung im Formalen, für die Reinigung des Irdischen im Begriff beginnt die *neue* Epoche [. . .] beginnt [. . .] über der faustischen die Form- und Beziehungs-, beginnt die *Ausdruckswelt*. (IV, 44)⁴⁰

Die »Siedelungen aus meinem Blut« haben sich zur »Ausdruckswelt« entmaterialisiert und so auf eine ganz eigene Weise historisiert und vergesellschaftet. Benns Konzept einer »Überwindung« des Nihilismus ist also ein extensives und destilliertes Synonym des frühen prometheischen Selbsterlösungsversuchs. Mit dem Prometheus redivivus kehrt auch die frühe Defensiv- und Kampfsituation des »Phimose«-, des »Hebbel«-Gedichts und des »Untergangs«-Textes wieder. Aus dem ausgestoßenen und leidenden Schüler und Künstler von ehemals ist über den »Rembrandtdeutschen« der »Deutsche«, ja das deutsche Volk schlechthin geworden. Die Spannung zwischen dem armen Paria und den glücklichen reichen »anderen«, dem proletarischen Künstler und jenen mit der »feinen weichen Hand«, dem todbedrohten Nordmenschen und der schönen südlichen Welt rauschhafter Erfüllung hat sich in die Spannung zwischen einem armen, gefährdeten und besitzlosen Outsider-Volk, das »kämpfend, den Kampf seines Lebens kämpfend, sich an die eigentlich unerkämpfbaren Dinge heranzuarbeiten« hat, und den »älteren und glücklicheren Völkern« der Latinität übersetzt, denen der »Besitz« »schon in ihrer Jugend aus ihren Anlagen, ihren Grenzen, ihren Himmeln und Meeren unerkämpft erwuchs«, übersetzt auch in die geopolitische Dimension einer Nordwelt (Rembrandt) und einer Südwelt. Mit dem unerwarteten Ausdruck »Jugend« schleust sich dabei die gesamte sozialpsychologische Jugendsituation Benns wie in einer Kapsel, verborgen und konzentriert, in den Text ein.⁴¹

Was hat diese Selbstprojektion in einen nationalen und internationalen kulturpolitischen Raum für unsere Frage nach dem inneren und äußeren Sozialisationsprozeß Gottfried Benns in den Jahren zwischen 1929 und 1932 zu bedeuten? Was ist geschehen?

Benns Weg von innen nach außen sowohl in der Sphäre der Kunst wie der Öffentlichkeit ist gar kein echter Weg, sondern der Prozeß einer Umstülpung von innen nach außen, der Innenwelt in die Außenwelt. Er hat diesen merkwürdigen Vorgang in seiner Krisenschrift von 1932 unwillkürlich präzise beschrieben: »Verlagerung von Innen nach Außen . . . Überführung von Kräften in Struktur . . . das Raumgefühl nicht mehr lyrisch-vereinsamt angesammelt, sondern proj-

ziert, ausgestülpt, metallisch realisiert.« Warum aber gibt Benn seine Selbsterfahrung als objektives Krisenrezept an die Öffentlichkeit weiter?

Weil er den eigentümlichen Vorgang seiner Resozialisierung im positiven Sinne als Überwindungs- und Umschlagserlebnis von innen nach außen, vom Ausgestoßenen zur Gemeinschaft, vom Einsamen zur Gesellschaft, von der Geschichtslosigkeit in die Rückbindung an einen konservativen Geschichtsraum erfahren hat, also als eine soziale Selbsterlösung. Daher rührt die alogische Ambivalenz, mit der er das »Endstadium« des Nihilismus gleichzeitig schon als seine Überwindung proklamiert, mit der er im Dämmer des Finales schon einen neuen Anfang zu sichten meint. Gottfried Benn - aller echten Reflexionsmöglichkeit außer der Selbstprojektionen beraubt - ist im Jahre 1932 - und mit den bekannten Folgen in den Jahren 1933/34 - selbst ein Opfer der tiefen Zweideutigkeit und Ambivalenz seines Sozialisationsprozesses, seiner vermeintlich hergestellten Beziehung zu Gesellschaft und Staat, zum Opfer aber auch seiner gesellschaftlichen Situation geworden. Er hat ganz einfach sich selbst, seine umgestülpte Innenwelt mit der Außenwelt verwechselt, er hat seine positive soziale Selbsterfahrung für ein verbindliches Krisenprogramm gehalten.

Hat er das wirklich? Auch hier bleibt eine letzte unauflösbare »poetische« Ambivalenz; sonst wäre er nicht, als seine fiktive Verwechslung und Vertauschung plötzlich sehr reale Folgen zeitigte, als ihn das Dritte Reich von außen für einen peinlichen Moment aus seiner permanenten inneren Ambivalenz-Balance herauszwang, wie ein ertappter Traumtänzer ins Netz abgestürzt. Weil seine nationale Krisenanalyse das Produkt einer Selbstprojektion, weil sein positiver Beitrag schon mit dem persönlichen Umschlags- und Überwindungserlebnis von Innen nach Außen abgeleistet ist, hat Benn auch dort, wo es am Ende des Essays um den eigentlichen programmatischen Überwindungsvorschlag, um die Vision einer neuen deutschen Zukunft geht, nichts anzubieten als sich selbst:

Ja, die gezüchtete Absolutheit der Form, deren Grade an linearer Reinheit und stilistischer Makellosigkeit allerdings nicht geringer sein dürften als die inhaltlichen früherer Kulturepochen, selbst bis zu den Graden vor dem Schierlingsbecher und vor dem Kreuz -, ja nur aus den letzten Spannungen des Formalen, nur aus der äußersten, bis an die Grenze der Immaterialität vordringenden Steigerung des Konstruktiven könnte sich eine neue *ethische* Realität bilden - *nach* dem Nihilismus! (I, 161)

Auch hier handelt es sich, wie man sieht, nicht um einen Weg *in der Zeit*, sondern um einen Prozeß und Zustand im Raum. Wie im konservativen Restitutio-Denken überhaupt hat die Zeitwelt einer Raumwelt, einer »räumlich-geistigen Ordnung« (I, 414) Platz gemacht. Das Vordringen an die »Grenze der Immaterialität« meint die restlose Rekonstruktion eines formalen, absolut leeren Raums, der in seinen »Bezugssystemen« (I, 349) den vollkommenen Ausdruck der Abwesenheit und des Verlustes der vornihilistischen Realität darstellt und dadurch seine enorme konstruktive Spannung erhält. Seine Leere ist eine negative Restitutio-Signatur der alten Fülle. Die Rede ist also nicht von einem möglichen *Überschreiten* der »Grenze«, um ein *davor* und *danach* im zeitlichen oder räumlichen Sinne, in Rede steht vielmehr das infinitesimale *Berühren* einer imaginären Grenze, durch das wie mit einem Zauberschlag das Nichts in das Alles, die Leere in die Fülle, der äußerste Zustand des Nihilismus in eine »neue, die alte« »ethische Realität« invertiert. Deshalb und noch einmal: Benns Restitutio-

Verlangen ist zu einem reinen »ptolemäischen« Raumproblem und Kunstphänomen reduziert. Sein »Überwindungs«-Begriff besitzt die räumliche Umschlagstruktur der Inversion. Der Extroversion, der »Verlagerung von Innen nach Außen«, des Inhalts in die Form, der »Kräfte« in die »Struktur« entspricht die abwesend-anwesende Introversion der Leere in die Fülle, der »Immaterialität« in die »Realität«. Durch diese Entsprechung kommt es zu dem sublimen, nicht leicht durchschaubaren Simultancharakter der beiden Umschlagsformen in Benns Konzept einer Überwindung des Nihilismus. Die radikale Vollstreckung des Nihilismus ist gleichzeitig schon seine Überwindung, der Untergang ein Neubeginn, die Selbstvernichtung die Selbstwerdung:

In diesem grundlegenden Gefühl für die anthropologische Erlösung im Formalen für die Reinigung des Irdischen im Begriff beginnt die *neue* Epoche [. . .] (IV, 44)

Reinigung (Katharsis) und Erlösung- diese zentralen ethischen Begriffe des Abendlandes sind trotz ihrer inhaltlichen Entleerung im kämpferischen »Endstadium« des Nihilismus keinesfalls außer Kraft gesetzt. Sie stellen als geistige Kräfte in einem formalen »Bezugssystem« die alte »ethische Realität« bereits vor der imaginären »Grenze der Immaterialität« wieder her. Und so werden von dem Schlußabsatz des »Nihilismus«-Essay, mit dem »Schierlingsbecher« und dem »Kreuz«, ausdrücklich die beiden größten ethischen Gestalten der antichristlichen Kulturepoche, die beiden edelsten Zeugen einer »Reinigung« und »Erlösung« in den nihilistischen Raum eingeholt. Beide rücken bei Benn unter das Zeichen der Selbstreinigung und Selbsterlösung, unter den Wahlspruch: »Bois ton sang . . . du bist deine eigene Erlösung.«⁴² Wie der »Rembrandt-deutsche« sind auch Sokrates und Christus Selbstaussagen und Spiegelbilder Benns, Signaturen für die ambivalente Einheit von Selbstvernichtung und Selbsterlösung, Ohnmacht und Macht, Pariagegefühl und Herrschaftsbewußtsein, Immanenz und Transzendenz. Sie prägen den alten wie den neuen Raum.

Die letzten konjunktivischen Worte des Essays (»könnte sich eine neue *ethische* Realität bilden - nach dem Nihilismus!«) sind deshalb eine rhetorische *Fata morgana*. Mit dem »Vorstoß« in die »deutsche Zukunft« ist es nichts. Es gibt und kann für Benn gar keine Zeit und keinen Raum *nach* dem Nihilismus geben. Auch seine Begriffe der »Zukunft« und der »Transzendenz« gehen in der räumlichen Umschlagstruktur der Inversion auf. Sie werden nicht durch einen fortschreitenden Prozeß der Überwindung erreicht, sondern sind in der andauernden geistig-formalen Rekonstruktion des Vergangenen je schon präsent.⁴³

Benns »Zukunft«, sein »Nihilismus«-Essay und damit sein programmatischer Krisenbeitrag an das Jahr 1932 stehen unverändert im Banne jener »stygischen« Schöpfungs-Formel eines simultanen Untergangs und Aufgangs, die wir bereits an seiner frühen »Heinrich Mann«-Prosa diagnostiziert haben: »niemals und immer« (II, 164; III, 62 f., IV, 14). Die Statik dieser Formel, die mit der vertrauten Umschlagstruktur der Inversion Zeit und Raum, Leere und Fülle, Nichts und Alles in eine letzte Schwebe bringt, unterscheidet Benn von einem im übrigen recht verwandten Wegmuster und Denkmodell, mit dem die meisten »Konservativen Revolutionäre« in den zwanziger Jahren zu einer Überwindung des Nihilismus und Historismus angetreten sind.⁴⁴ Ernst Jünger hat es im Jahre 1929 so formuliert:

Dieses Maßnahmen an dem geheimen, zu Paris aufbewahrten Urmeter der Zivilisation - das bedeutet für uns, den verlorenen Krieg zu Ende verlieren, bedeutet, die konsequente Durchführung eines nihilistischen Aktes bis zu seinem notwendigen Punkt. Wir marschieren seit langem einem magischen Nullpunkt zu, über den nur der hinwegkommen wird, der über andere, unsichtbare Kraftquellen verfügt.⁴⁵

Benn ist niemals marschiert noch war er, wie viele andere Zeitgenossen, an den verlorenen Krieg fixiert. Und als er den »magischen Nullpunkt« überspringen wollte, ist er gestrauchelt, denn dieser Punkt bildete für ihn eine unüberschreitbare imaginäre »Grenze«. Die »revolutionäre« Komponente seines Konservatismus hat wenig mit dem dynamischen Marsch-Modell Ernst Jüngers zu tun: sie besteht in einem radikalen Vollzug des Nihilismus, dem die »konservative« Komponente seiner Überwindung immer schon immanent ist. Auch die »Konservative Revolution« wurde von Benn zu dem Ambivalenz- und Umschlagphänomen eines »niemals und immer« umfunktioniert und ausbalanciert: niemals wieder die alte verlorene Welt, immer wieder die alte verlorene Welt.

So steht selbst der »Nihilismus«-Essay, der den äußersten Punkt seiner allmählichen Annäherung an Staat und Gesellschaft markiert, noch im Zeichen des Narziß. Der Unterschied zu der Phase von 1918 bis 1922 ist allerdings exemplarisch für das Strukturgesetz des dazwischenliegenden Vorgangs: Narziß als Figur und Inhalt, »lyrisch-vereinsamt angesammelt«, hat sich »ausgestülpt« und invertiert in ein rein formales konstruktives Prinzip, in ein Verfahren der öffentlichen Selbstprojektion. Die Jahre zwischen 1929 und 1932 zeigen nicht den Sozialisationsprozeß eines *Narziß*, wohl aber einen Sozialisationsprozeß mit durch und durch *narzißhafter Struktur*. Unter dem gleichen Gesetz, der »Verlagerung von Innen nach Außen«, transformiert sich die spannungsvolle Synthese von »Blut« und »Geist«, in der die Figur des Narziß verharret, zum »konstruktiven Geist«, transformieren sich die »Siedelungen aus meinem Blut« zur prometheischen »Ausdruckswelt«. Dazwischen liegt die biologisch-erdgeschichtliche Station von 1930 mit ihren »*bionegativen Werten*« des Genies, die Benn 1932 ausdrücklich in die Definition des »konstruktiven Geistes« hineinnimmt (I, 159, 161).

Sein Gespräch mit der Außenwelt ist nichts anderes als ein weiträumiges öffentliches Selbstgespräch. Daher rührt die Paradoxie dieses Vorgangs; eine Atmosphäre des Fiktiven, Irrealen, Unernstigen und Autistischen umhüllt ihn bis zuletzt. Auf der einen Seite hat sich Benn wahrlich weit mit der Realität der Weimarer Republik eingelassen - zuletzt tritt er sogar als ihr »Krisenmanager« auf -, auf der anderen Seite verwechselt er sie ständig mit sich selbst und bietet ihr ein riesiges Selbstporträt, seinen narzißhaften Sozialisierungsprozeß als kulturpolitische Hilfeleistung an.

Dennoch handelt es sich keinesfalls um einen autonomen subjektiven Vorgang. Die sich zunehmend verschärfende, sehr reale Krise der Weimarer Republik ist die notwendige Voraussetzung und der Katalysator für Benns Umstülpung von Innen nach Außen. Sie wurde ihm mehr und mehr zum Spiegelbild seiner eigenen lebenslangen Krisenkonstellation. Je mehr sie sich ihm als Chaos und Vakuum darbot, desto weiter strömte er in ihre »Leere« ein. Als er mit dem »Nihilismus«-Essay, der die weitreichendste öffentliche Selbstprojektion darstellt,

von innen an die Grenzen von Staat und Gesellschaft stieß, bedurfte es nur noch eines kleinen Zauberschlags, um die plötzliche Inversion in die »neue *ethische* Realität« des »Dritten Reiches« auszulösen. Benn hat es dem »Zauberer« Hitler leicht gemacht. Spätestens seit 1932 war er für die Ereignisse von 1933/34 vorprogrammiert.

So ist es unbedacht, von diesem Manne zu erwarten, daß er 1933 oder später hätte emigrieren sollen. Es ist ein Widersinn, von ihm zu fordern, daß er sich anders hätte verhalten sollen. Wie sollte er sein gesamtes Leben, seine innerste Struktur von heute auf morgen ändern? Der »verlorene Posten«, den er lebenslang bezog, war seine eigentliche Heimat, zugleich aber sein historisch bedingter Verbannungsort. Benns »Ästhetisierung des Politischen« - um nochmals die Faschismus-Formel Walter Benjamins zu gebrauchen - entsprang weniger einem konsequenten Vollzug des Nihilismus, als seinem Restitutio-Verlangen nach dem »geschlossenen geistigen Raum« der antik-mittelalterlichen Welt. Sein Begriff des »konstruktiven Geistes«, der sich so modernistisch gibt, ist rückwärtsgewandter, mittelalterlicher und religiöser getönt als ihm selbst bewußt war. Wie anders wäre er sonst ernsthaft auf die Idee gekommen, seine eigene Kunst im Jahre 1932 quasi zur neuen Staatsreligion zu erheben. Es ging ihm um die »Transzendenz« (IV, 235) und die Bewahrung des Menschen als eines »*metaphysischen Wesens*« (I, 439). Benns »Fanatismus zur Transzendenz« - in einem rein immanenten nihilistischen Raum gar nicht anders denkbar denn als ein typischer Inversions-Begriff - begründet recht eigentlich die Ambivalenz - und Umschlagstruktur seines Erlebnis- und Dichtungsraumes. Wie man bei Benjamin von der »Metaphysik als Modus der Negativität« gesprochen hat,^{45a} kann man bei Benn von der Negativität als einem Modus der Metaphysik sprechen. Hinter der imaginären »Grenze des Immateriellen«, nach dem Nihilismus beginnt für ihn noch immer das unbetretbare Reich des Wunders, der Gnade und der Erlösung. In der poetischen Inversions- und der sozialen Ersatzhandlung der ambivalenten Selbsterlösung hat er sie permanent vorweggenommen. Deshalb bot er sie im Jahre 1932 der ratlosen Gesellschaft der Weimarer Republik als seine erlösende Formel an. Ihre Zurückweisung war wohl ein Grund mehr, daß für Benn die »Sakramentation des Worts«, das pure »Heiligungs- und Erlösungsphänomen mit Hilfe des dichterischen Worts« in der Spätzeit immer bedeutsamer wurde.⁴⁶

7. Der »konstruktive Geist« und der »Mythos vom Norden«

Ich habe versucht, die Genese und den immanenten Funktionswert des »Geistes«, bzw. des »konstruktiven Geistes«, der seit 1932 für Benn und sein Werk dominant wird, zu verdeutlichen. Damit sind Inhalt und Reichweite dieses wichtigen und komplexen Begriffs jedoch noch nicht geklärt. Seine Definition fällt aus verschiedenen Gründen außerordentlich schwer. Benn selber, der zwischen 1929 und 1932 zu dem Geist-Begriff geführt wurde, hat sich gehütet, dessen suggestive, irrationale und imperiale Aura durch eine analytische Bestimmung aufzulösen. Wo er einmal ausdrücklich zu einer Definition ansetzt, fällt sie auffällig vage und pleonastisch aus: »Geist = anthropologischer Geist, arthaftes Prinzip, Entelechie, Ursein, Bewußtsein, bewußt formender Geist.« (IV, 56 f.)

Man findet in solcher Reihung allenfalls die alte Spannung zwischen »Blut« und »Geist«, unsere Definition des »Geistes« als einem Destillat des »Blutes« und eine Reminiszenz an seinen Goethe-Essay (Entelechie, Ursein) wieder. Die prinzipielle Entleerung und Formalisierung erfaßt auch diesen Begriff und erschwert seine inhaltliche Exegese. Hinzu kommt, daß gerade der traditionschwangere und vieldeutige Geist-Begriff in den Krisenjahren der Weimarer Republik einen inflatorischen Gebrauchs- und Fetisch-Charakter annahm. Er wurde zur Arche Noah, an die man sich desto verzweifelter klammerte, je höher die Wasser der realen Sintflut stiegen. Fast alle Intellektuellen, außer den erklärten Marxisten, suchten Zuflucht bei einer seiner vielfältigen Bedeutungen und Traditionen. Allen voran die konservativen Geister. Im Hinblick auf sie stellt V. Mauersberger fest: »Jene fast groteske Überschätzung des »Geistigen«, die einen totalitären Faschismus auf die Prinzipien einer »Konservativen Revolution« verpflichten wollte, erweist sich als ein [. . .] typisches Merkmal für die Auseinandersetzungen jener Zeit.«⁴⁷ Ernst Robert Curtius' Krisenschrift des Jahres 1932 trägt den programmatischen Titel »Deutscher Geist in Gefahr« und fordert eine neue »Lehre vom Geist« als »Metaphysik des Geistes«⁴⁸; Jakob Wassermanns Beitrag zum Goethe-Jahr ist eine beschwörende »Rede an die studentische Jugend über das Leben im Geiste«,⁴⁹ Karl Jaspers ruft in seinem Beitrag über »Die geistige Situation der Zeit« (1931) zum »Wagnis des geistigen Selbstseins« auf und propagiert die »Existenzphilosophie« als »das alle Sachkunde nutzende, aber überschreitende Denken, durch das der Mensch er selbst werden möchte.«⁵⁰ Heinrich Mann und ein großes Gefolge linksliberaler Intellektuellen verstehen sich bis 1933 aus dem Dualismus von »Geist und Tat«, unter der selbstverständlichen Federführung des Geistes; Kurt Hiller, der Ende 1918 den »Politischen Rat geistiger Arbeiter« gegründet hatte, schlägt im Frühjahr 1932 gar Heinrich Mann als Kandidaten für das Reichspräsidentenamt vor; sein Bruder Thomas Mann tritt schon 1930 in seiner »Deutschen Ansprache« mit einem »Appell an die Vernunft« hervor und in seiner »Rede vor Arbeitern in Wien« im Jahre 1932 versucht er, Geist und Kultur mit der »sozialistischen Klasse« zu versöhnen.⁵¹ Paul Tillichs Krisenschrift »Die Sozialistische Entscheidung«, deren erste Drucke 1933 beschlagnahmt wurden, legt ein religionsphilosophisches Konzept für den Ausgleich von Geist und Sozialismus, Christentum und Marxismus vor. Und Alfred Döblin wendet sich in »Wissen und Verändern« (1931), das ausdrücklich als geistige Hilfeleistung für die jungen Menschen der endenden Weimarer Republik gedacht ist, vehement gegen die ökonomische

Verengung und die »Geistfeindlichkeit« des Marxismus, um durch eine primäre Veränderung des »Bewußtseins« zum wahren Sozialismus und zu einer Veränderung des »Seins« zurückzuleiten.⁵²

Sie alle und viele mehr stehen in der Auseinandersetzung mit der ökonomischen, sozialen, politischen und kulturellen Krise dezidiert auf Seiten eines wenn auch noch so verschiedenartig verstandenen und definierten »Geistes«, und insofern unterscheidet sich Gottfried Benn prima vista nicht im geringsten von der Mehrzahl der Weimarer Intellektuellen auf der weiten Skala zwischen »links« und »rechts«.

Sein eigener Begriff des »Geistes« trägt, wie die meisten seiner zentralen Formeln und Tendenzen, eklektizistischen Charakter. Neben antiken Konnotationen - es ist der »Logos« (vgl. I, 260), der den »Kosmos« gegen das »Chaos« konstituiert -, neben Einflüssen durch Goethe, Nietzsche, Heinrich Mann, die indische und chinesische Philosophie, wäre zweifellos zuerst auf die biblisch-religiöse Tradition zu verweisen: Benns Begriff stellt nach Wesen und Wirkung eine säkularisierte und entleerte Form des christlichen »Geist«-Begriffes dar, wiederum in engem Zusammenhang mit mittelalterlichen »Ordo«-Vorstellungen. So wie seiner Auffassung nach die »Kunst die Religion dem Range nach« verdrängt (IV, 235), geht auf sie auch die Funktion des schöpferischen göttlichen Geistes über. Der »konstruktive Geist« restituiert die verlorene Glaubenswelt in ihrer »überdauernden Temporalstruktur«⁵³ als Ausdruckswelt.

Noch aufschlußreicher für Benns Weg in das Jahr 1933 erscheint mir allerdings eine andere Tradition seines »Geist«-Begriffs: dessen enge Beziehung zur Sphäre des »Nordens«. Sie allein soll im folgenden eingehender entwickelt und untersucht werden, zunächst durch eine unvermeidliche Revue der wichtigsten Belege.

Die Verbindung von »Geist« und »Norden« begegnete uns erstmals in dem frühen Prosatext »Heinrich Mann. Ein Untergang«. Der mit dem Sündenfall der Erkenntnis geschlagene und ausgestoßene Paria-Prometheus ist in der eisigen Landschaft des Nordens zu Hause. Seine Reise nach »Italien« und seine schließliche Verwandlung in den rauschhaften Selbsterlösungszustand des Narziß stellt sich als eine Entscheidung für den »Süden« und gegen den »Norden«, d. h. für das »Blut« und gegen das »Gehirn« dar. Sie wird von dem gleichzeitigen Gedicht »Fleisch« (1913) und dann von dem Kurzdrama »Ithaka« (1914) auf eine aggressive Formel gebracht: »Tretet den Norden ein!« (III, 34; II, 302 f.) Der ambivalente Gegenzug meldet sich erstmals mit dem »Vermessungsdirigenten« Pameelen wieder zu Wort. Der Ort des II. Aktes ist eine »Hütte im Hochgebirge« inmitten einer Schneelandschaft. An Pameelen schließt Benn im Jahre 1934 folgerichtig die »neue Epoche« der im Zeichen des »konstruktiven Geistes« stehenden »Ausdruckswelt« an. (IV, 44) Schon 1919 hatte er das kleine Drama an Wolf Przygode mit einer scherzhaften Verswidmung übersandt, die Pameelen als Nordlandbewohner, als Hyperboräer vorstellt:

hier kommt der Eskimode,
hier kommt der Hyperboräer
Weldeschen-eichelhäher.
Kurzum: Herr von Pameelen . . . (III, 392)

Entsprechend verfährt die Topographie in dem Gedicht »O Geist« von 1917. Benn ruft ihn »De profundis« des Fleisches und der Paarung an, um ihn in die Position des »Südens« hereinzuholen:

O sängest du nun Abgrund, Schwankung, Süd:
Ich bin die Ferne, hergeweht
aus meinen arktischen Gezeiten,
jenseitige und sterne-stet . . .!
O sängest du aus Götterweiten
einmal dies Rosenmövenlied! (III, 50)

Mit dem »Rosenmövenlied« wird eine poetische Chiffre für die unerreichbare Integration von Nord und Süd, Geist und Blut benannt. Die Phase zwischen 1918 und 1922 bringt dann jedoch mit der Inthronisation des »Narziß« und des Südens auch eine vehemente Absage an die nordische Prometheus-Figur: das Gedicht »Prolog 1920« (erschienen 1922) liest sich vom Anfang bis zum Ende wie eine gezielte Prometheus-Parodie. Nur im Umkreis der »Dänin«-Gedichte klingt während der zwanziger Jahre wieder leise die nördliche Gegenstimme auf (III, 103 ff., 116, 112). Aus der Latenz zur Dominanz gelangt sie erst durch den Resozialisierungsprozeß zwischen 1929 und 1932. Benns Weg von innen nach außen, von der Einsamkeit in die Öffentlichkeit ist auch ein Weg von Narziß zu Prometheus, von der Mutter zum Vater, vom Blut zum Geist und vom Süden in den Norden.

Heißt es in der Heinrich Mann-Rede von 1931 noch: »Vom Westen der Geist: Fanatismus des Ausdrucks, analytischen Instinkt, hormonbewandert und röntgentief; vom Norden die Eruptivität großen Stoffs, die dunklen, tragischen Träume« (I, 412), so steht der kulturpolitische Schlußappell des »Nihilismus«-Essay bereits ganz im Zeichen des Norden, des »Rembrandtdeutschen« und eines Volkes, das sich kämpfend an den Besitz der glücklicheren südlichen und westlichen Völker, der Mittelmeervölker heranzuarbeiten habe (I, 160 f.).

Es ist deshalb zu kurz gegriffen, wollte man es als anschlussbereiten Opportunismus Benns interpretieren, wenn die Nord-Komponente in den Jahren 1933/34 dann unverhüllt hervortritt.⁵⁴ Gerade an der Stelle, wo er am weitesten »außer sich« und in einen geradezu biblisch-teutonischen Furor gerät, in seinem Essay »Züchtung I«, zieht er die der neuen Situation angepaßte Konsequenz aus seiner »Nihilismus«-Konzeption, bringt er seine riesige Selbstprojektion des Vorjahrs auf den neuesten geschichtsphilosophischen Stand:

Ein Jahrhundert großer Schlachten wird beginnen, Heere und Phalangen von Titanen, die Promethiden reißen sich von den Felsen, und keine der Parzen wird ihr Spinnen unterbrechen, um auf uns herunterzusehen. Ein Jahrhundert voll Vernichtung steht schon da, der Donner wird sich mit dem Meer, das Feuer mit der Erde sich begatten, so unerbittlich werden die Endgeschlechter der weißen Rasse aneinandergehen. Also gibt es nur eins: *Gehirne* muß man züchten, große Gehirne, die Deutschland verteidigen. Gehirne mit Eckzähnen. Gebiß aus Donnerkeil. *Verbrecherisch, wer den neuen Menschen träumerisch sieht*, ihn in die Zukunft schwärmt, statt ihn zu hämmern; *kämpfen* muß er können, das lernt er nicht aus Märchen, Spukgeschichten, Minnesang, das lernt er unter Pfeilen, unter Feinden, aus Gedanken. Frieden in Europa wird es nicht mehr geben, die Angriffe gegen Deutschland werden erst beginnen: vom Westen, vom Osten, vom Liberalismus, von der Demokratie -, also Gehirne mit Hörnern, dessen Hörner sind wie Einhornshörner, mit denselben wird er die

Völker stoßen zu Hauf bis an des Landes Enden. Dies Psalmenwort, nicht militäristisch gedacht, aber militant. Eine militante Transzendenz, ein Richtertum aus hohen wehrenden Gesetzen, Züchtung von Rausch und Opfer für das Sein verwandlungsloser Tiefe, Härte aus tragischem Gefühl, Form aus Schatten! Züchtung gegen sein zerstörendes Gesicht: Vergehen der Welten, Musik, der Nornenzug: dies ganz verschlossen, nordisch, darüber Schwerter.

Noch einmal die weiße Rasse, ihr tiefster Traum: Entformung und Gestalt, noch einmal, im Norden: der Sieg des Griechen. Dann Asien, der neue Dschingis-Khan. Das ist die Perspektive.

Militante Transzendenz -: der neue deutsche Mensch, nie rein irdisch, nie rein formal, solange er jung ist, sehr promethidisch, wenn er altert, am ehesten unter allen Typen einer Reife nah. Nicht intellektualistisch, aber extrem ins Denkerische gespannt, in eine Eigengesetzlichkeit des Geistig-Konstruktiven. (I, 220 f.)

Durch die Identifikation mit einem von allen Seiten bedrohten Volk, das seine träumerischen und trüben Substanzen in die strenge »Absolutheit der Form« zu reinigen habe, tritt Benns tragische und untergangsbewußte Kampfsituation in ein letztes geschichtsphilosophisches Stadium ein. Am Ende der abendländischen Geschichte wird im Norden, nach der Analogie der Kulturkreislehre, noch einmal der Sieg der spartanischen Griechen bei Salamis und Thermopylai (vgl. I, 452) über Asien möglich. Trotzdem herrscht Endzeit- und Untergangsstimmung, die Perspektive weist auf einen »neuen Dschingis-Khan«. Welcher Tradition dieses »Ragnarök«-Bewußtsein entstammt (I, 256), das sich mit den von so vielen Zeitgenossen geteilten wilhelminischen Horror-Visionen einer Überschwemmung Europas durch die »gelben Horden« verbindet - Spengler und Hitler sind hier nur die Exponenten eines Massenphänomens -, wird gleich zu behandeln sein. Das nordische Deutschland erscheint jedenfalls als letzter Erbe der »dorischen Welt«, die in dem gleichnamigen Essay ihrerseits als eine finale mythische Männerwelt vorgestellt wird, nach der der Abstieg in die feminine Welt der Geschichte begann: »Bei Euripides beginnt die Krise, es ist sinkende Zeit. Der Mythos ist verbraucht, Thema wird das Leben und die Geschichte . . . es beginnen Liebesfragen, Weiberstücke, Weibertitel [. . .]« (I, 278 f., 276)

Die angeführte längere Passage aus »Züchtung I« liest sich wie ein Kommentar zu dem gleichzeitigen Gedicht »Dennoch die Schwerter halten« (1933), dem einzigen, das eine bedenkliche Affinität zu der faschistischen Weltanschauung besitzt. Sein elitärer »soziologischer Nenner« bedeutet den Versuch, durch eine tragische Männerwelt am Ende der sinkenden femininen Geschichte noch einmal eine Welt des Mythos zu restituieren. In dem Bild des »Mannes«, das die vierte Strophe entwirft, überlagern sich die Figuren Laokoons, Christus' und des germanischen Thor, der beim furchtbaren Endkampf der Götter gegen die feindlichen Mächte die Midgardschlange erschlägt und von ihrem giftigen Hauch getötet wird. Mithilfe der »Ragnarök«-Mythe greift Benns typische Ambivalenz-Erfahrung von Sieg und Niederlage, Selbstbehauptung und Untergang noch einmal in kosmisch-mythologische Dimensionen aus.

Auf diesem düsteren Hintergrund zeichnet sich ab, was er in den Jahren 1933/34 unter einer »germanischen und nordischen Kunst« (IV, 64) in einer »nordisch-hyperboreischen Welt« (I, 261) versteht, warum er »das Verhältnis des Nordens zur Form« als eines seiner wichtigen Themen bezeichnet (IV, 21), warum er vom »Prinzip des Formalen« als einem »nordischen Prinzip« spricht, »denn nordisch, nicht mittelmeerisch, ist das Prinzip des Stils, des Ornaments,

der reinen Form« (IV, 66 u. 447), - auf diesem Hintergrund muß sein Vorschlag gesehen werden, angesichts einer südlichen »Mittelmeerakademie«, die ihn im Jahre 1932 noch zur Teilnahme eingeladen hatte, »eine nordische Akademie ins Leben zu rufen als Gegenzentrum und Sammlung für alle Probleme des nordeuropäischen Menschen, seiner produktiven und geistigen Elemente«. (I, 223) Mit billigem Opportunismus läßt sich hier nichts erklären.⁵⁵

Wie tief der Nordmythos in Benn wurzelte, läßt sich am Schluß seiner George-Rede (1934) ablesen, die schon im Zeichen der Abwendung vom Dritten Reich steht.⁵⁶ Unter verdeckter Berufung auf Evolas geschichtsphilosophisches Konzept einer »solaren Traditionswelt« kommt Benn auf die »sagenhaften Hyperboreer« zu sprechen, »denen das Abendland die Urform seiner Zivilisation verdankt«; in ihnen habe ein »so mächtiges Feuer« gebrannt, »daß von ihm noch ein Abglanz auf dem unvergänglichen Satz Nietzsches ruht: ›Jenseits des Eises, des Nordens, des Todes unser Leben, unser Glück.« Benn zitiert damit den Beginn des »Antichrist«: »Sehen wir uns ins Gesicht. Wir sind Hyperboreer - wir wissen gut genug, wie abseits wir leben. ›Weder zu Lande noch zu Wasser wirst du den Weg zu den Hyperboreern finden: das hat schon Pindar von uns gewußt. Jenseits des Nordens, des Eises, des Todes - *unser* Leben, *unser* Glück . . .«⁵⁷ »Wir wissen gut genug, wie abseits wir leben« - das ist bereits der Abschied Benns von allen »Verwirklichungshoffnungen«. (Nr. 134, S. 180)⁵⁸

In den Jahren nach 1934 tritt der Nordmythos zurück oder nur in sublimierten Formen hervor. Die Definition des Geistes als »Gegenglück« vom Jahre 1936 (III, 140) kapselt in der impliziten Bedeutung des ›Gegensüdens‹ auch die Komponente des Nordens ein. In dem Gedicht »Mittelmeerisch« von 1943, das von »des Nordens Duster, / Nebel- und Niflheim« spricht, kommt wiederum die Gegenwendung zum Zuge.⁵⁹ In den fünfziger Jahren schließlich, als »fast alle seine Thesen für ihn selbst ins Treiben gerieten«⁶⁰, erfolgt auch der Abschied Benns von der lebenslangen Fixierung an die Nord-Süd-Konstellation. Sie, die sich in der Frühzeit unter dem Eindruck Heinrich Manns und seiner »italienischen« Werke gebildet hatte, wird nun auch in einem lyrischen Gespräch mit ihm aufgelöst. Das Gedicht »Jener« vom 20. 1. 1953 (III, 271) endet in allen drei Strophen refrainartig mit einem Zitat aus Heinrich Manns Roman »Die kleine Stadt«, dem sich Benn von allen Werken dieses Autors am meisten verbunden fühlte: »Komm in unser umblühtes Haus«.

Seine Frage, wie »die Erde für Jenen« aussieht, der einen solchen Satz spricht, beantwortet die letzte Strophe:

Ich weiß es nicht, ich kann auch nicht
weder Norden noch Süden trauen,
ich glaube, erst wenn der Raum zerbricht,
erst wenn die Stunde der Träume spricht,
kommen Oleander und Pfauen.
Dann sieht die Erde für jenen aus:
»Komm in unser umblühtes Haus.«

Die Antwort richtet sich also gegen alle geschichtsphilosophischen Verwirklichungshoffnungen, die an die Sphäre des »Nordens« oder des »Südens« anknüpfen, und plädiert für die »Stunde der Träume«, für die Kunst. *Ihren* Wirklichkeitsgrad in diesem Zusammenhang definiert eine höchst aufschlußreiche Nachlaßnotiz vom Februar 1946: »Kunst ist die Wirklichkeit der Götter . . . ist Nordlicht. Nähere Erklärungen zZ nicht möglich.«⁶¹

Für uns werden an dieser Stelle - nach der Anführung der wichtigsten Belege zu den »Wortschatzgleichungen«⁶² von »Geist« und »Norden« - die Erklärungen umgekehrt am ehesten möglich. Mit dem Ausdruck »Nordlicht« zitiert Benn Theodor Däublers riesiges Versepos »Das Nordlicht«, das 1910 erstmals erschien und trotz seiner Monstrosität große Wirkungen ausübte. Dieses Werk, das die Begriffe »Nordlicht« und »Geist« als Synonyme setzt und verwendet, bildet den weithin sichtbaren Abschluß einer geistesgeschichtlichen Tradition, die Karl Heinz Bohrer in einer ertragreichen Dissertation mit dem Titel »Der Mythos vom Norden. Studien zur romantischen Geschichtsprophetie« aufgearbeitet hat.^{62a} Da Benns Zuordnung von »Geist« und »Norden« in den Jahren 1932-34 in der gleichen Tradition steht und erst durch sie verständlich wird, muß ich die Feststellungen und Resultate Bohrers im folgenden ausführlich referieren. Er behandelt vor allem romantische Texte aus dem Jahrzehnt zwischen 1797 und 1807, »in dem« - nach Rudolf Stadelmann - »eine »kopernikanische Wendung« stattgefunden habe, die in der neuartigen Erkenntnis einer ›schlechtthinnigen Abhängigkeit von der Geschichte‹ zu sehen ist.«⁶³ Ausgehend von der Windrosensymbolik A. W. Schlegels stellt er fest: »die Attribute des Nordens symbolisieren die Sphären des Geistes.«⁶⁴ Gegenüber der mystischen Tradition dieses Motivs wenden die Gebrüder Schlegel und Novalis die Bedeutungen ins Prophetische und Geschichtsphilosophische:

Es wurde bei der Darlegung des symbolischen Gehalts schon deutlich, inwiefern in der Gleichung ›Geist‹ und »Norden« nicht einfach nur die mystische Überlieferung übernommen wird, die in der Tat die nördliche Himmelsrichtung als die des Geistes angesehen hatte, sondern daß diese Symbolik selbst schon »prophetisch« verstanden werden muß; prophetisch in dem Sinne, daß dieser Begriff bei A. W. Schlegel aus seinem epochalen Selbstbewußtsein zu verstehen ist, aus dem immanenten Geschichtssinn. »Geist« meint hier nicht so sehr eine abstrakte oder mystische Qualität, sondern mit diesem Begriff soll gewissermaßen die dem »Norden« eigentümliche welthistorische Rolle, sein epochaler Stellenwert genannt werden. Dieser Sachverhalt wird am klarsten, nimmt man wiederum eine Stelle aus Friedrich Schlegels »Geschichte der alten und neuen Literatur« und stellt sie neben die Windrosensymbolik von August Wilhelm Schlegel. Hier wird nämlich der »Geist« direkt als das Kennzeichen des progressiven, deutschen Genius bezeichnet gegenüber der welthistorisch abgelaufenen Stunde der Italiener, Franzosen, Engländer und Spanier.⁶⁵

»Geist« ist das Wort, das sich das epochale Selbstbewußtsein zum Symbol des eschatologisch gesehenen Zieles der Weltgeschichte gesetzt hat, die sich im ›Norden‹ vollendet.⁶⁶

Zum »eigentlichen Geschichtspropheten des Nordens«, eines »zukünftigen Deutschlands« und zum »direkten Vorläufer späterer Mythologen«⁶⁷ ist dann Josef Görres geworden. Eine von Bohrer zitierte charakteristische Passage aus der geschichtsphilosophischen Abhandlung »Glauben und Wissen« vom Jahre 1805 lautet:

Und wie die Religiosität den Süden charakterisiert, so wird die Erkenntnis und philosophisches Schauen des Göttlichen dem Norden eigen sein. Eine lichte, klare Vernunft ist der Anteil nördlicher Naturen, ein durchsichtiger ewigkeit'rer Äther füllt des Geistes Tiefen, in dem die Ideen in Sternenglanze blinken.⁶⁸

Von Görres ist auch die »wertende Optik« des Nord-Süd-Kontrastes als »historische Verwirklichung eines guten und bösen Prinzips« und der »völkische Mythos« in das Motiv eingeführt worden.⁶⁹ Zu den Folgen bemerkt Bohrer:

Wenn der nordische ›Held‹ dem ›Bürger‹ des zivilisierten Südens gegenübergestellt wird, dann zeichnet sich darin das Modell einer völkischen Kulturkritik ab, das in der Literatur der nordischen Renaissance ihren Höhepunkt finden sollte.⁷⁰

Noch stärker politisiert wird der Begriff des »Nordens« bei Ernst Moritz Arndt, der ihn »in das Vokabular einer aktuell bezogenen Widerstandsliteratur gegen die napoleonische Vorherrschaft« aufnimmt.⁷¹

Der dem Begriff ›Norden« immanente Gedanke des Gegensatzes zum ›Süden« wird jetzt erst eigentlich zum Thema erhoben, und es entsteht dabei ein dualistisches Schema, von dem die antiromanische Attitüde des deutschen Nationalismus des 19. Jahrhunderts ihre Begriffe und ihre Klischees herbezogen hat.⁷²

Zu einer Renaissance des romantischen »Mythos vom Norden« ist es dann vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gekommen:

Der Zeitraum, innerhalb dessen sich diese Wiederholung des romantischen Vorwurfs im 19. Jahrhundert erkennen läßt, kann mit dem Erscheinungsjahr zweier repräsentativer Zeugnisse nach-romantischer Verherrlichung des Nordens fixiert werden: er reicht etwa vom Erscheinen von Richard Wagners »Der Ring des Nibelungen«, 1862, bis zum ersten Erscheinen von Theodor Däublers Epos »Das Nordlicht«, 1910. In der Unterschiedlichkeit dieser beiden Werke ist exemplarisch der Spannungsbogen gegeben, der den Gesamtkomplex des Themas ›Norden« in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts charakterisiert: Es ist entweder die Rhetorik eines mystischen Nationalismus oder eine naturmystische Symbolsprache gewesen, welche die Darstellung des Themas ›Norden« bestimmt hat. Gemeinsam ist diesen beiden Variationen eine gleiche Grundthematik: die der Erlösung.⁷³

Namentlich in Däublers Epos »Nordlicht« werden »›Norden« und ›Licht« . . . geradezu Synonyma für die Grundidee der Welterlösung«⁷⁴ und es mündet damit »im Gesamtzusammenhang der Epoche« in das »Motiv der Welterlösung und des erlösenden Helden« der »lebensphilosophischen Strömung« seiner Zeit und in die »Kunstrichtung des ›Jugendstils« ein.⁷⁵

Schließlich ist noch eine literatursoziologische Feststellung Bohrers außerordentlich aufschlußreich:

ein Großteil der genannten Autoren beider Epochen ist aristokratischer Herkunft. Dieser Sachverhalt ist gerade für die weltanschauliche Besetzung der Sinnaura ›Norden« nicht unwichtig gewesen. Die Erlösungsthematik, die . . . zentrale Thema der nachromantischen und romantischen Idolatrie des Nordens war, ist wesentlich von der ›weltanschaulichen‹ Optik geschaffen worden.⁷⁶

Es geht beim »Mythos vom Norden« also auch um eine »geistige« Wiederherstellung jener Kosmos- und »Adelswelt«, die sich nach Otto Brunner gerade in

jener Zeit auflöste, als die von Bohrer untersuchte nordisch-romantische »Geschichtsprophetie« entstand.

In eine solche Tradition gestellt, wird Benns Synonymik von »Geist« und »Norden« in den Jahren 1932-34, so meine ich, transparent bis auf den Grund.

Fast alle ihre Elemente kehren bei ihm wieder: die Topographie des Eisigen, die geschichtsprophetische Perspektive, die Vorstellung einer magischen Beherrschung der Natur durch den Geist, der gegen den Vernunftbegriff der Aufklärung und der Französischen Revolution gewendete »Geist«-Begriff, die tragisch-heldische Kampfsituation, das antiromanische kulturkritische Moment, die »Rhetorik eines mystischen Nationalismus« wie die »naturmystische Symbolsprache«,⁷⁷ die Erlösungsthematik und das Verlangen nach einer Wiederherstellung der verlorenen Kosmos- und Adelswelt . . . , das Ganze aber, im Gegensatz zum Optimismus der Romantik, umstellt von den düsteren Horizonten der »Ragnarök«-Stimmung und transponiert in die Sphäre der Kunst.

So brauchte Gottfried Benn den »Mythos vom Norden« nicht opportunistisch von der kruden Edda-Ideologie der Nazis zu übernehmen; er trug seine ambivalente Konstellation, im direkten Anschluß an die romantische Tradition, von früh her in sich, aus der Nord-Süd-Antithese und dem »Geist«-Begriff wuchs ihm dieser Mythos zu. Er verband und trennte ihn zugleich mit dem und von dem, was 1933 eintrat. Dieses Jahr hat lediglich ins Sichtbare herausgetrieben, was seit langem in ihm lag. Benns Resozialisierungsprozeß endete mit innerer Folgerichtigkeit in seinem kulturpolitischen Appell zu einer poetischen Wiederherstellung der verlorenen Ordo- und Adelswelt, deren Ausläufer er in seiner Selliner Kindheit noch erlebt hatte. Vielleicht gerierte er sich manchmal wie ein Kunstpapst dieser neuen, erst zu schaffenden Ausdruckswelt, ein kleiner Hitler war er sicherlich nicht.

In *welcher* Gesellschaft sich Benn in diesen Jahren befand, verrät auf eine anekdotische und exemplarische Weise die Wirkungsgeschichte eben jenes Däbelerischen »Nordlichts«, das er noch im Februar 1946 mit der »Kunst« identifizierte. Moeller van den Bruck, der Spiritus rector der »Konservativen Revolution«, hat diesem Epos im Jahre 1921 eine begeisterte Rezension gewidmet, die in der gleichgesinnten Zeitschrift seines Freundes Rudolf Pechel, in der »Deutschen Rundschau« erschien.⁷⁸ Von ihr wären viele Sätze eines Kommentars im Hinblick auf Benn wert. Ich begnüge mich mit einer Auswahl besonders charakteristischer Passagen.

Wie Benn wendet sich auch Moeller van den Bruck gegen den Entwicklungsbegriff und den Aufklärungsoptimismus der »modernen Naturwissenschaften«.⁷⁹ Seine Christus- Interpretation entspricht einerseits dem Säkularisierungsvorgang der Religion zur Kunst bei Benn, andererseits dessen Weg vom Mutter- »Blut« zum Vater- »Geist«:

Durch Christus wurde der Mensch vergeistigt. Christus ist der große Mythos vom Menschen, der seinen Vater suchte und im Geiste fand. Er ist nicht die Mutter. Er ist nicht die Erde. Er war bereit, sein Menschentum aufzugeben, um Geist zu werden. Das sollte durch die Überwindung des leiblichen Todes geschehen. Und Er stand auf, um zu beweisen, nicht daß er Leib ist, sondern daß er Geist ist.⁸⁰

Die hier angedeutete Hereinnahme der Transzendenz in die Immanenz, die der eigentümlichen Inversionsstruktur des Bennischen Raumes entspricht, wird wenig später noch klarer ausgesprochen:

Die Vergeistigung durch das Eigenlicht der Erde: das ist die Verheißung des Nordlichtes. Gott ist im Anfang. Der Geist ist am Ende. Gott ist immer wieder im Geiste.⁸¹

Dieses geschichtsphilosophische Modell begegnet bereits bei Görres, der gegenüber der »Religiosität« des Südens dem Norden die »Erkenntnis und philosophisches Schauen des Göttlichen« zuerkennt: »Geist, Abstraktion, Entsinlichung ist das energetische Prinzip der Universalgeschichte, die mehrere Stufen zu durchlaufen hat, in denen immer wieder eine ›Palingenesie‹ der Lichtseele geschieht, ehe sie ihr Ziel erreicht.«⁸² Hieraus leitet sich die dem »Geist« immanente säkularisierte Restitutio-Kraft ab, die er bei Däubler, Moeller van den Bruck und Benn erhält.

Selbst die eigentümliche Verbindung von »Blut« und »Geist«, die für Benns Begriff des »konstruktiven Geistes« untergründig bestehen bleibt, trifft man in seiner Weise bei Moeller van den Bruck:

Nur Menschen, in denen sich das Mysterium erfüllt, das Rasse des Blutes mit Rasse des Geistes vermählt, können die Auferstehung des Geistes erleben. Die Tat ist dort, wo Blut und wo Geist ist. Wo Fleisch ist, dort ist nur Bild.⁸³

Moellers massive aristokratische Option tritt bei Benn freilich ungleich sublimer auf und leitet sich von Nietzsches Insistenz auf der »aristokratischen Natur des Geistes« ab.⁸⁴

Die Wendung Moellers vom Geschichtsphilosophischen zur nationalen, kulturpolitischen Programmatik schlägt eine Brücke zwischen der traditionsstiftenden Romantik und Benn:

Das will besagen, daß Deutschland noch immer Gegenwart ist. Süden und Westen sind bereits Mythologie. Sie haben ihre Klassizität. Sie sind Romantik. Sie sind Rückschau. Sie haben ihren Schritt zum Norden bereits getan. Deutschland, das Norden ist, muß ihn noch tun: als Schritt zu sich selbst.⁸⁵
Wir müssen werden, was wir sind: das Durchgangsland zum Nordlicht. Deutschland blieb das Land einer Erwartung.⁸⁶

Diese beiden Passagen lesen sich schon wie ein Kommentar zu dem programmatischen Schluß des »Nihilismus«-Essays von 1932. Die »Klassizität« des Südens und Westens wird bei Benn mit »Raumgefühl, Proportion, Realisierungszauber, Bindung an einen Stil« der »älteren und glücklicheren Völker« umschrieben (I, 161). Moellers merkwürdige Bestimmung »Sie sind Romantik« ist dabei ganz im Sinne der »romantischen Geschichtsprophetie« zu verstehen: als die vollzogene Gleichung von »Norden« und »Geist«.

Aufschlußreich für das Verständnis Benns sind schließlich auch der Stellenwert und die Funktion, die Moeller dem Epos Däublers in seinem eigenen Konzept einer »Konservativen Revolution« zuweist:

Die Entstehung des »Nordlichtes« fällt nicht zufällig mit dieser Weltwende zusammen. Aber es kehrt das Weltbild um, das den Untergang des Abendlandes mit ihr gleichsetzte. Däubler ist der vorweggenommene Gegenentwurf gegen Spengler.⁸⁷

Als »Gegenentwurf gegen Spengler« fungiert der Geist-»Mythos vom Norden« auch bei Benn. Er bündigt seine übermächtigen Untergangsstimmungen in den Jahren 1932-34 zu einem trotzig-tragischen »Dennoch die Schwerter halten« (III, 182).

Auf diese Weise, durch die Gemeinsamkeit von geistesgeschichtlichen Traditionen und sozialpsychologischen Präokkupationen, hat Benn bereits den Geist der »Konservativen Revolution« geatmet, noch ehe er sich dessen, personell oder institutionell, bewußt wurde. Ein direkter Kontakt ist erst für das Frühjahr 1932 nachweisbar, als er seinen »Nihilismus«-Essay an die konservative Zeitschrift »Der Vorstoß« gab. Es ist unwahrscheinlich, daß der politikfeindliche Einzelgänger Benn schon vorher in ähnlichen Verbindungen stand. Aber auch wenn sie sich eines Tages nachweisen ließen, bleibt davon der entscheidende Sachverhalt unberührt, daß Gottfried Benn von innen, von ganz persönlichen Voraussetzungen her und in einer unverwechselbaren Vorprägung, auf das kollektive Phänomen der »Konservativen Revolution« gestoßen ist. Deshalb sind zwar seit 1933, als Benn in begrenztem Rahmen erstmals (und letztmals) als politisch handelnde Figur in die »Geschichte« eintrat, schlagartig viele solcher Kontakte, Berührungs- und Überschneidungszonen registrierbar, aber Benn ist niemals zum Parteigänger auch nur einer Richtung oder Schattierung der facettenreichen »konservativen Revolution« geworden. Er hat wie immer nur solche Mosaiksteine in seine öffentlichen Selbstprojektionen aufgenommen, in denen er sich wiedererkannte. Auch der »Konservative Revolutionär« Gottfried Benn, soweit er überhaupt Kontur gewinnt, ist ein Selbstbildnis.

Zwischen diesem Zwar und Aber öffnet sich der Raum für eine sinnvolle Frage nach dem Verhältnis Benns zum Geist der »Konservativen Revolution«. Sie hat, bei der Suche nach seinem »soziologischen Nenner«, die unumgängliche Außenperspektive zur Geltung zu bringen.

III. »Der soziologische Nenner . . .« Benn und die »Konservative Revolution«

Ibsen sagte: »Dichten heißt, sich selber richten.«
Das Wort ist berühmt,
aber ich kann mir nicht viel dabei denken.
(I, 589)

1. Der Georg-Büchner-Preis (1951)

Am 21. Oktober 1951 wurde Gottfried Benn in Darmstadt der Georg-Büchner-Preis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung verliehen. Der Mann, der ihm nach einer kleinen Laudatio, im Geist des Kalten Krieges und der »Frontstadt« Berlin, den Preis überreichte, war Rudolf Pechel, der damalige Präsident und spätere Ehrenpräsident der Akademie. Es lohnt sich, bei dieser Konfiguration zweier alter »Berliner« zu verweilen und ihren Hintergründen nachzuspüren. Sie enthält mehr als das flüchtige Gruppenbild eines feierlichen Zeremoniells. In ihr treten dreißig Jahre deutscher Geistes-, Kultur- und Politikgeschichte, deutscher Vorkriegs- und westdeutscher Nachkriegswirklichkeit zu einer lehrreichen und nicht undelikatsten Konstellation zusammen.

Was prädestinierte Rudolf Pechel zum Präsidenten der Akademie und zur Überreichung des Preises gerade an Gottfried Benn? Pechel hatte im Jahre 1919 die Leitung der »Deutschen Rundschau« übernommen.¹ Unter ihm wurde sie sehr bald zu einem der bedeutendsten Organe der sog. »Konservativen Revolution«, die sich 1922 mit dem programmatischen Sammelband »Die Neue Front« vorstellte und, in mahnender Erinnerung an den Versailler Diktatfrieden vom Juni 1919, als »Juniklub« in der Berliner Motzstraße etablierte. Neben den drei Herausgebern Moeller van den Bruck, Heinrich v. Gleichen und Max Hildebert Boehm gehörten diesem Kreis von Jungkonservativen, der sich von dem »reaktionären« wilhelminischen Altkonservatismus absetzte, u. a. Eduard Stadtler, Walther Schotte, Edgar Julius Jung, Karl Anton Prinz Ronan, Carl Schmitt, Ernst Forsthoff, Kuno Graf Westarp, Paul Fechter und Rudolf Pechel an.² Moeller van den Bruck, dessen politisches Hauptwerk »Das dritte Reich« 1923 erschien, galt als der eigentliche Spiritus rector; Pechel, eng mit ihm befreundet, war in dem Band »Die Neue Front« ebenfalls mit einem Beitrag vertreten; außerdem verbanden ihn besondere freundschaftliche Beziehungen mit dem Rechtsanwalt Edgar J. Jung und seinem Münchner Kreis.

Die Stunde einer direkteren politischen Wirkung Pechels, seiner Zeitschrift und der Jungkonservativen, die die Weimarer Republik grundsätzlich ablehnten, kam allerdings erst an deren Ende mit der kurzen Kanzlerschaft von Papens vom 31. Mai bis zum 17. November 1932. Sie wurde von ihnen aktiv unterstützt, u. a. durch das programmatische Buch »Der neue Staat« von Walther Schotte, das im Jahre 1932 mit einem Vorwort von Papens erschien.³ Nach der Zehnwochenregierung General v. Schleichers und der »Machtergreifung« am 30. Januar 1933 betätigte die »Deutsche Rundschau« sich wiederum als eine - allerdings nicht immer zuverlässige - Hauszeitschrift des Vizekanzlers und preußischen

Reichskommissars v. Papen und aller hinter ihm stehenden nationalkonservativen Kräfte.⁴

Edgar J. Jung, der auf Empfehlung seines Freundes Pechel zum Berater und Ghostwriter v. Papens aufrückte, wurde seit dem Herbst 1933 zum Zentrum einer organisierten Opposition gegen Hitler und die Nationalsozialisten.⁵ Er schrieb schließlich jene aufsehenerregende, grundsätzlich kritische Rede, die Papen am 7. Juni 1934 in der Marburger Universität gehalten hat. Sie trug wesentlich dazu bei, daß die Nazis im Zuge des sog. »Röhm-Putsches« (30. Juni - 2. Juli 1934) auch die nationalkonservative Opposition der verschiedensten Observanz brutal liquidierten. Edgar J. Jung wurde neben vielen anderen erschossen, die Vizekanzlei besetzt und v. Papen als Botschafter nach Wien abgeschoben. Rudolf Pechel mußte sich tagelang verborgen halten.⁶

Nach diesem Ende des »offenen« Widerstandes gegen das nationalsozialistische Regime konnten sich die »Deutsche Rundschau« und ihr Herausgeber Pechel erstaunlicherweise noch bis zum April 1942 der ständig drohenden Gleichschaltung oder Ausschaltung entziehen. Dann wurde auch Pechel verhaftet, in ein KZ eingeliefert und erst beim Kriegsende befreit. Seine Zeitschrift war eine der ersten, die im Frühjahr 1945 wieder erschienen. Gleichzeitig war Rudolf Pechel wohl der erste, der den inneren »Deutschen Widerstand« gegen Hitler in einem zusammenfassenden Buch gleichen Titels würdigte (1947) und sich damit selbst, im Anhang, als Widerstandskämpfer und dezidierten Nicht-Emigranten zu erkennen gab.⁷ Ein Jahr später (1948) erschien eine Anthologie, die aus den im Dritten Reich veröffentlichten »Rundschau«-Bänden zusammengestellt war. Sie vermittelt einen Eindruck des geschickten und risikoreichen publizistischen Widerstandes, dessen Methode schon vom Titel der Anthologie prägnant formuliert wird: »Zwischen den Zeilen«.⁸

So betrat mit Rudolf Pechel im Jahre 1951 eine moralische Autorität und Instanz in Sachen des innerdeutschen Widerstandes die Darmstädter Bühne, die auch von den deutschen Emigranten und den politisch Andersdenkenden in Westdeutschland respektiert wurde. Er galt als das Symbol eines unerschrockenen Publizisten, »der auch unter dem Zwang totalitärer Verhältnisse den öffentlichen Widerspruch gewagt und durchgefochten hat.« Selbst der Emigrant und Sozialdemokrat Willy Brandt nannte ihn »einen mutigen Repräsentanten des besseren Deutschland.«⁹ Wenn nun dieser Rudolf Pechel einen Mann wie Gottfried Benn, dessen Verhalten, Reden und Schreiben der Jahre 1933/34 zwischen 1945 und 1951 und auch danach immer wieder heftige Kontroversen auslösten, wenn er einen solchen Mann mit feierlicher Ansprache und Preisverleihung ehrte, dann mußte diesem Vorgang eine über den unmittelbaren Anlaß hinausgehende Bedeutung und Signalwirkung innewohnen: der anerkannte Widerstandskämpfer exkulpierte den vorübergehend »Irrenden« und nahm ihn öffentlich und offiziell in jenen Kreis der »inneren Emigranten« und heimlichen Opponenten auf, zu dem Benn nach dem 30. Juni 1934 tatsächlich auch gehörte. Sowohl von Benn wie von Pechel ist die öffentliche Freisprechung sorgfältig vorbereitet worden. Benn hatte seine während des Krieges entstandenen oppositionellen Schriften, vor allem »Züchtung II« und »Kunst und Drittes Reich«, schon 1949 in dem Sammelband »Ausdruckswelt« herausgegeben; im Jahre

1950 folgte seine ausführliche autobiographische Rechtfertigungsschrift »Doppelleben«. Auf der anderen Seite veröffentlichte Oskar Jancke, damaliger Vizepräsident der Darmstädter Akademie, im gleichen Jahr (1950) in Pechels »Deutscher Rundschau« einen Artikel über Gottfried Benn, der seinen »Irrtum« folgendermaßen kommentiert: »Nur einmal ein Hereinfall, ein grandioser Irrtum des Intellektualisten: Benns zeitweilige Zustimmung zu 1933. Es gibt eine glänzende Rechtfertigung dafür - für Spruchkammern unverständlich.«¹⁰ Mit der »glänzenden Rechtfertigung« des »grandiosen Irrtums« ist Benns Schrift »Doppelleben« gemeint, mit den »Spruchkammern« die Instanzen des offiziellen Entnazifizierungsverfahrens nach 1945. Die Darmstädter Akademie wußte im Herbst 1951 also sehr genau, was sie tat, als sie Rudolf Pechel zusammen mit Gottfried Benn auf die noch junge Literaturbühne der Bundesrepublik schickte. Die öffentliche Signalwirkung war eingeplant. 1947 hatte noch Anna Seghers den Georg-Büchner-Preis erhalten.

Beunruhigend und exemplarisch für die deutsche Nachkriegs- und Literaturgeschichte wird dieser Versöhnungsakt im Zeichen der westdeutschen Restauration und ihrer Kulturpolitik jedoch erst, wenn man ihn einem zweiten, einem historisch-kritischen Blick unterzieht. Dann fängt das feierliche Bild merkwürdig zu flimmern an, dann rücken die beiden Figuren Pechel und Benn aus ihrem klaren antagonistischen Verhältnis in eine merkwürdige Partner-, um nicht zu sagen Komplizenschaft zusammen. Es ist das makellose Bild des Widerstandskämpfers Pechel, das einem historisch-kritischen Blick nicht so recht standhalten will. Schon Armin Mohler - gewiß nicht im Verdacht, dem Phänomen der »Konservativen Revolution« voreingenommen gegenüberzustehen - weist beiläufig darauf hin, daß Rudolf Pechel zu jenen gehört habe, die nach dem Krieg geflissentlich an ihrer eigenen Widerstandslegende strickten.¹¹ Die gründliche Dissertation von Mauersberger über Pechel und seine Zeitschrift hat diesen kritischen Zweifel gewissenhaft dokumentiert.

Im Hinblick auf die literaturpolitische Konstellation auf der Darmstädter Bühne interessiert vor allem *eine* Information, die schon im Jahre 1949 durch die Zeitschrift »Die Weltbühne« publik gemacht wurde. Dort wird Rudolf Pechel, der in der »Deutschen Rundschau« gerade von seinen »eindringlichen Warnungen 1932« gesprochen hatte, unter dem Titel »Dr. Pechel und der 30. Januar 1933« ein interessantes Ereignis in Erinnerung gerufen: während der Papen-Regierung habe eine Begegnung auf höchster Ebene stattgefunden, deren Verlauf folgendermaßen protokolliert wurde:

In der Unterredung, die am 5. Oktober 1932, nachmittags zwischen 5—6 Uhr in der Reichskanzlei zwischen Herrn Reichskanzler von Papen einerseits, Herrn Peter Weber, Dr. Fechter und Herrn Dr. Pechel andererseits stattfand, wurden nach einleitenden politischen Ausführungen von Herrn Weber von der Seite Weber-Fechter-Pechel verschiedene Anregungen und Besorgnisse vorgetragen, die bei den nicht parteimäßig erfaßten Kreisen der Rechten bezüglich des Stillstandes der so hoffnungsvoll begonnenen Regierungspolitik bestehen.

Folgende Vorschläge wurden gemacht:[. . .]

Die sofortige Inangriffnahme der gründlichen Umgestaltung des Kultusministeriums. Als wirksame Geste Angebot des Kultusministeriums an *Hans Grimm* [. . .] Reform der Dichterkademie und *Entfernung des untragbaren Heinrich*

Mann [. . .] Zusammenfassung der Propaganda nach einheitlichen Gesichtspunkten . . .¹²

Die weiteren, dokumentarisch belegten Vorwürfe der »Weltbühne« gegen Rudolf Pechel - Beihilfe zur Erreichung einer absoluten Mehrheit der von Hitler geführten Regierung bei der Wahl vom 5. März 1933, Aufforderung zur Kapitulation der »liberalen Parteien«, d. h. aller Parteien der Mitte, zugunsten einer Sammlung der nichtfaschistischen Kräfte in der »Konservativen Revolution« - interessieren hier nur nebenbei. Frappierend im Hinblick auf Benn wirkt das zitierte kulturpolitische Protokoll vom 5. Oktober 1932. Darin wird von führenden Vertretern der »Konservativen Revolution« genau das gefordert, woran Benn dann im Frühjahr 1933 maßgeblich mitgewirkt hat: »Reform der Dichterakademie und Entfernung des untragbaren Heinrich Mann«, des Vorsitzenden der Sektion für Dichtkunst.¹³ Mauersberger bemerkt dazu: »Die Forderungen zur Umgestaltung des Kunst- und Literaturbetriebes sind in der »Deutschen Rundschau« ab 1931 vor allem durch ein neues geistiges Selbstverständnis getragen: Die Beschäftigung mit Literatur wird einem allgemeinverbindlichen Wertsystem unterworfen, dessen Mittelpunkt die Kategorien deutsches Volk und deutsches Wesen bilden.«¹⁴

Wird das versöhnliche Darmstädter Bühnen- damit nicht zu einem Vexierbild, auf dem sogar die Rollen sich zu vertauschen beginnen? War der weitgehend unpolitische Dichter Gottfried Benn im Frühjahr 1933 nur ausführendes Organ und ahnungsloses Opfer u. a. jenes politischen Drahtziehers Rudolf Pechel, der ihm im Herbst 1951 dann als anerkannter Widerstandskämpfer - für die Ausführung seines Auftrags? - die feierliche Absolution erteilte? Wer von beiden hat sich hier »grandioser« geirrt und »glänzender« gerechtfertigt?

Nun, auch die Reaktion der »Deutschen Rundschau« auf die »Reform der Dichterakademie« im Jahr 1933 ist bekannt. Paul Fechter, ihr langjähriger Mitarbeiter und Sprecher in Sachen Literatur, Verfasser einer noch um die

Jahreswende 1932/33 in eben dieser Akademie höchst umstrittenen deutschen Literaturgeschichte,¹⁵ Pechel-Freund, Teilnehmer an der ominösen Konferenz vom 5. Oktober 1932 und neuerdings Mitherausgeber der »Deutschen Rundschau«, begrüßt schon im Märzheft 1933 die »Auswechslung der Literaturen«, nämlich der bisher »offiziellen Literatur der bürgerlichen Linken« und der »mehr oder weniger kommunistischen Spielart« durch die »deutsche Dichtung«; er merkt an:

Auch unsereins, der die Zeiten der Jugend bereits hinter sich hat, hat in diesen Jahren mehr als einmal dieselbe Wut bekommen, wenn er sehen mußte, wie noch die minderwertigsten Produkte einer Literatur, die alles, was uns einen Wert bedeutete, zum wenigsten begrinste, in schlimmeren Fällen angriff und in ganz schlimmen bespie, trotzdem offiziell anerkannt, gepflegt, besprochen und so zum Verkauf gebracht wurde.¹⁶

Als der Preußische Kultusminister Rust der Dichterakademie im Juni das »lang- erwartete neue Gesicht gegeben« hat, begrüßt Fechter die neuen Mitglieder und bedauert lediglich das Ausscheiden Thomas Manns: »Die preußische Dichterakademie wird sicherlich auch ohne ihn fortleben; sie hätte aber, wäre er geblieben, für das Ausland einen großen, schönen, weithin sichtbaren Wimpel mehr gehabt als jetzt . . .«¹⁷ Fechters abschließende Formel im Juli-Heft der

»Deutschen Rundschau« lautet: »Die Literatur entwich, die Dichtung rückte an den ihr gebührenden Platz.«¹⁸ Die Bilanz bei Mauersberger heißt:

In jedem Fall ist dem späteren Versuch Rudolf Pechels, die »Deutsche Rundschau« zu einem geistigen und moralischen Forum des Widerstands zu machen, eine Phase weitgehender Verschmelzung mit dem nationalsozialistischen Gedankengut vorausgegangen.¹⁹

Benn war zu dieser Zeit, als Pechel und Fechter noch Genugtuung ausdrückten, schon ganz anderer Meinung über die Ereignisse, die er einzuleiten geholfen hatte. Oskar Loerke hat in seinem Tagebuch Bennis Reaktion auf die Sektionsitzung vom 7. Juni 1933 überliefert, in der er und die alte Restgruppe von jenen Leuten ausgeschaltet wurden, denen er auf pseudolegale Weise in die Akademie verholfen hatte. »Benn rief an, entsetzt von den negativen Ereignissen des Vortags, diesen Wahlen, diesen Menschen! Ich beruhigte ihn.«²⁰

2. Äußere Verbindungen zur »Konservativen Revolution«

Soviel mag zunächst genügen, um zwei prinzipielle Feststellungen zu treffen. Erstens: der »Fall« Benn hat lange genug, - Gegenstand emotionaler Bewältigung eher als kritischer Darstellung -, im Spannungsfeld von Apologie und Polemik gestanden; es ist an der Zeit, komplizierten geschichtlichen Phänomenen dieser Art mit einer differenzierenden Betrachtungsweise zu begegnen - gerade dann, wenn man sie »bewältigen« möchte.

Zweitens: Bennis Verhalten und Schreiben zwischen dem Februar 1933 und dem Juli 1934 steht im Zusammenhang mit dem Phänomen der »Konservativen Revolution« im weitesten überparteilichen Sinne, nicht aber im Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus und deutschen Faschismus im engeren Sinne.²¹ Um das zu tun und zu schreiben, was Benn 1933/34 getan und geschrieben hat, brauchte man kein Anhänger der Nationalsozialisten zu sein; es genügte die Herkunft aus einem ostelbischen, preußischen, protestantischen Pfarrhaus: »Es gibt wohl in der ganzen Geschichte der abendländischen Zivilisation keinen Stand, der so bestimmte Kräfte ansprach und ausbildete und so konservativ und traditionsgebunden durch die Jahrhunderte zog wie das protestantische Pfarrhaus.« (I, 458, 229) Und es genügte eine lockere, unorganisierte Beziehung zum Geist der »Konservativen Revolution«, die sich aus Bennis Resozialisierungsprozeß zwischen 1929 und 1932 ergeben hatte.

Zur ersten Feststellung - der Notwendigkeit einer kritisch-differenzierenden Betrachtungsweise - gehören Beobachtungen wie die, daß selbst ein so kluger und politisch helllichtiger »linker« Kritiker und Journalist wie Leopold Schwarzschild noch Mitte Februar 1933 die Machtverhältnisse und Machtverteilung im ersten Hitlerkabinett gründlich fehleinschätzte,²² daß Martin Niemöller im Herbst 1933 in einer Erntedankpredigt »noch von ›Beruf und Stand, Rasse und Volkstum« als Forderungen, denen man sich nicht entziehen könne, und von dem erwachenden deutschen Volk« sprach,²³ daß ein Theodor W. Adorno sich noch im Juni 1934 dazu herbeiließ, Vertonungen von Gedichten Baldur v. Schirachs zu loben,²⁴ und daß von einem nachmals gefeierten Widerstandskämpfer wie Rudolf Pechel zurecht gesagt werden kann: »Es bleibt rätselhaft, ja, es spricht für die Unaufrichtigkeit Rudolf Pechels, wie dieser später trotz der skiz-

zierten Anbiederungsversuche an die neuen Träger der Macht von einem publizistischen Widerstand bis in die Anfangstage der ›Harzburger Front‹ hat sprechen können.«²⁵

Die zweite Feststellung - Bennis Affinität zum Gedankengut der »Konservativen Revolution« - gilt es im folgenden zu entfalten und zu belegen. Zunächst einige persönliche und institutionelle Beziehungen und Korrespondenzen, die wenig zufällig und sehr menschlich sind. Wie weit die Bekanntschaft Benn-Pechel zurückreicht, läßt sich nicht genau ermitteln. In Bennis Darmstädter Antwortrede heißt es: »Dann bewegt es mich, den Präsidenten der Akademie, Herrn Dr. Pechel, zu sehen, über dessen persönliches Schicksal im Krieg mich zwei gemeinsame Freundinnen von ihm und mir immer unterrichteten, zwei Musikerinnen, von denen die eine in Darmstadt ihre Heimat hatte.« (I, 536) Gemeint sind Else C. Kraus und Alice Schuster, die Benn Anfang 1926 in Berlin kennenlernte (Br., S. 344). Genauer informiert sind wir über Paul Fechters Beziehungen zu Gottfried Benn. In seinem Erinnerungsband »Menschen auf meinen Wegen« schreibt Fechter: »schon in den zwanziger Jahren kam einmal der frühe Band Ausgewählter Gedichte, den schon Gustav Küpper für ihn druckte, zu mir mit einer in aller Distanz sehr freundlichen und mich sehr beglückenden Widmung.«²⁶ Es muß sich dabei um den Band »Gesammelte Gedichte« (Verlag »Die Schmiede«) von 1927 gehandelt haben. Eine persönliche Begegnung hat erst kurz nach dem »Röhm-Putsch« im Hause Tilly Wedekinds stattgefunden.²⁷ Die nächste, nun schon eine Nachkriegsbegegnung im Januar 1951, veranlaßte Fechter zu der Bemerkung: »Seine politische Haltung ist die alte, die offenbar etwa der meinigen entspricht: er hat die gleichen Fußstritte von links bezogen, wie ich sie nach 1945 auch bezog, und er weiß das.«²⁸

Tatsache ist, daß Benn seine Schriften und Reden zwischen 1932 und 1934, sofern sie einzeln und nicht in Tageszeitungen erschienen, fast ausnahmslos in konservativen Zeitschriften veröffentlichte. Den Anfang macht der entscheidende Essay »Der Nihilismus und seine Überwindung«, Bennis programmatischer Krisenbeitrag von 1932, der demonstrativ in der konservativen, mit dem Nationalsozialismus sympathisierenden Zeitschrift »Der Vorstoß. Wochenschrift für die deutsche Zukunft« publiziert wurde. Es folgten »Expressionismus« in der Zeitschrift »Deutsche Zukunft« (Mitherausgeber Paul Fechter), der Vortrag »Zucht und Zukunft« in der Zeitschrift »Eckart«, die im Jahre 1933 ihren Untertitel »Blätter für evangelische Geisteskultur« in »Dichtung-Volkstum - Glaube« veränderte und sich um ein neues volkhaftes protestantisches Christentum bemühte, und der Essay »Dorische Welt« in der »Europäischen Revue« (Herausgeber Prinz Ronan).²⁹

Weiterhin: für Benn wie für nahezu das gesamte jungkonservative, erst kooperierende, dann opponierende Lager bildete der »Röhm-Putsch« die entscheidende Zäsur der Abwendung vom Dritten Reich.³⁰ Er teilte die illusionären Hoffnungen der meisten Jung- und Altkonservativen, Hitler und den Nationalsozialismus im eigenen Sinne beeinflussen und zähmen zu können.³¹ Bekannt ist Hugenbergs hochmütiges Wort: »Wir rahmen Hitler ein«, weniger bekannt v. Papens überhebliches Versprechen, Hitler binnen weniger Monate so in die Ecke zu drücken, »daß er quietscht.«³²

Daß alle demokratischen Parteien einschließlich der Kommunisten im Frühjahr 1933 die seltsamsten Erwartungen und Illusionen hegten, wissen wir inzwischen sehr genau. Über die widerspruchsvollen Verhaltensweisen der deutschen Schriftsteller und Intellektuellen kurz vor und nach der »Machtergreifung« hat Hans-Albert Walter im ersten Band seines Werkes über die Exilliteratur detailliert berichtet.^{32a} Und wir wissen ebenfalls, daß sich die sozialpolitischen Vorstellungen des aktiven deutschen Widerstandes kaum von Benns aristokratischen und elitären Vorstellungen unterscheiden lassen.³³

Im übrigen ist auch die Konfiguration Benn-Pechel im Oktober 1951 kein Einzelfall. Zwischen Benns zunächst so unerwartetem »Come back«, seinem zweiten Ruhm nach 1948, und dem Gesamtkomplex 1932-1934 bestehen weitere personelle Korrespondenzen. So war Joachim Moras, der als Mitherausgeber des »Merkur« nicht wenig zur literarischen Rehabilitierung Benns beitrug, Schriftleiter der konservativen »Europäischen Revue« gewesen, in der Benn 1934 seinen Essay »Dorische Welt« veröffentlicht hatte.³⁴ Dr. Kurt Ihlenfeld, den Benn in seinem Brief an die Berliner Akademie vom 31. 3. 1956 neben Paul Fechter als neues Mitglied vorschlug, war seit 1933 Schriftleiter der Zeitschrift »Eckart« gewesen, in der Benns Vortrag »Zucht und Züchtung« erschien. Der gesamte Personenkreis von Kritikern und Journalisten, der in Westdeutschland zu Benns »Come back« beitrug, weist überhaupt, bis auf wenige Ausnahmen, eine merkwürdige Familienverwandtschaft auf und verdiente gelegentlich eine rezeptionsgeschichtliche Untersuchung.³⁵ Die Bundesrepublik ist nicht nur im Parlamentarischen Rat entstanden.³⁶ -

3. Benn und der »Geist« der »Konservativen Revolution«

Meine These lautet, daß man ein zureichendes Verständnis für das, was Gottfried Benn in den Jahren 1933/34 getan und geschrieben hat, nur dann gewinnt, wenn man es auch in seinen vielfältigen, oft freilich recht versteckten und unscheinbaren Berührungen, Verflechtungen und Überschneidungen mit dem jungkonservativen kulturpolitischen Geist dieser Zeit übersieht. Der »soziologische Nenner«, der hinter seinem Verhalten »schlief« (III, 182), waren nicht »ein paar große Männer«, sondern ein kollektives Phänomen, ein geistiges Klima, das sich in ihm - vorübergehend - extrem verdichtete und in äußerster Zuspitzung ausformulierte.³⁷ Daß sich ein Bild dieser Symbiose und Osmose nur recht mühsam (auch für den Leser) aus vielen kleinen und größeren Mosaiksteinen rekonstruieren läßt, hängt mit mehreren Faktoren zusammen: mit dem monologischen Einzelgängertum Benns, der auch in dieser Phase nicht zu einem Parteigänger wurde, mit seiner wesensmäßigen Fremdheit gegenüber der politischen Sphäre und der politischen Theorie, mit einem fundamentalen Eklektizismus, der zur schöpferischen Methode erhoben wurde, mit seinem instinktiven Verfahren, das ihm Gemäße und Analoge auch noch aus den fremdesten Zusammenhängen und Systemen herauszulösen und der eigenen Substanz und ihren Perspektiven anzuverwandeln, schließlich mit dem daraus resultierenden und intendierten Unschärfecharakter seiner Begriffe und Kombinationen, deren Ausdrucks- die Inhaltswerte stets überlagern.

So läßt sich z. B. die wohl naheliegendste Frage, ob Benn nicht an Hofmannsthals Rede von 1927 »Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation« mit

den programmatischen Sätzen: »Der Prozeß, von dem ich rede, ist nichts anderes als eine konservative Revolution von einem Umfange, wie die europäische Geschichte ihn nicht kennt . . .« angeknüpft habe, nur mit dem Hinweis beantwortet, daß sich in seiner Bibliothek ein Einzeldruck dieser Rede erhalten hat; in ihm ist die gesamte zitierte Schlußpassage mehrmals und nachdrücklich angestrichen und unterstrichen worden. Neben solchem ephemeren Indiz und den im letzten Abschnitt aufgereihten Oberflächensymptomen einer ideellen und atmosphärischen Zugehörigkeit Benns zur geistigen und politischen, zumeist parteilosen Rechten, gibt es jedoch auch Feststellungen und Zeugnisse, die diese Affinität inhaltlicher und struktureller dokumentieren. Je gründlicher man sich mit der literarisch-politischen und kulturkritischen Publizistik der endenden zwanziger und der beginnenden dreißiger Jahre, vor allem mit der gewaltig anschwellenden »Krisenpublizistik« der Jahre 1932-34 vertraut macht, desto weniger erscheint einem Gottfried Benn zu diesem Zeitpunkt als ein Einzelfall und Außenseiter, desto mehr wird er zu einem exemplarischen Exponenten einer auch zahlenmäßig beträchtlichen Fraktion und Position des deutschen Bürgertums.

Den weitesten, aber auch den klarsten Nenner einer Gemeinsamkeit zwischen Benn und dem neukonservativen Geist findet man in einer Reihe typischer Synthesen, Antihaltungen und Angriffsrichtungen, die am Ende der Weimarer Republik geradezu epidemisch auftreten und die jedem Leser Benns vertraut sein werden. Es sind die Synthesen von Links und Rechts, Nationalismus und Sozialismus, Konservatismus und Revolution, Untergangserwartung und Aufbruchsstimmung, Nihilismus und heroisch-tragischer Lebenshaltung, Modernefeindschaft und Mittelalterberufung, Elitebewußtsein und Gemeinschaftsdenken, Geist und Mythos. Diese Synthesen waren fast ausnahmslos verbunden mit einer heftigen Ablehnung des angeblich liberalen, »naturwissenschaftlichen«, kausal-mechanistischen, materialistisch-positivistischen 19. Jahrhunderts, der Französischen Revolution und ihrer Ideen und Errungenschaften, also der Aufklärung und ihrer Nachgeschichte in toto, verbunden auch mit einem antizivilisatorisch und lebensphilosophisch geprägten Antirationalismus, Antikapitalismus, Antiliberalismus, Antiparlamentarismus, Antidemokratismus, Antikommunismus und ähnlicher Antis mehr. Lediglich der im gleichen Gefolge auftretende, mehr oder weniger biologische oder vergeistigte Antisemitismus findet sich bei Benn freilich nicht.

Für die hinter allem wirksame fundamentale Zeitumkehrung des »konservativen Revolutionärs« mögen drei Zitate gleichen Geistes sprechen - von Benn, von Papen und von Spengler:

Benn schreibt in seiner Krisenschrift »Der Nihilismus und seine Überwindung« im Jahre 1932:

Wir sehen also, die geistigen Auswirkungen des geschichtsphilosophischen Materialismus beginnen in den sechziger Jahren (sc. des 19. Jahrhunderts), sind also mindestens achtzig Jahre alt, also eigentlich sind sie das Alte und das Reaktionäre. Eigentlich, und damit stoßen wir in die Zukunft vor, ist heute aller Materialismus reaktionär, sowohl der der Geschichtsphilosophie wie der in der Gesinnung: nämlich rückwärts blickend, rückwärts handelnd, denn vor uns liegt ja schon ein ganz anderer Mensch und ein ganz anderes Ziel. Ein Ziel, vor dem der Mensch als reiner Trieb- und Lustpflieger ja schon eine ganz verdämmernde Theorie bedeutet. Montierung des Seelischen, Einsatzstücke für

einen sogenannten Kollektiv- und Normalmann, das ist ja direkt fades Rokoko ... Es gibt nur den höheren, das heißt den tragisch kämpfenden Menschen, nur von ihm handelt die Geschichte, nur er ist anthropologisch vollsinnig, die reinen Triebkomplexe sind es ja nicht. (I, 158 f.)

Auf diesem Wege gelangt Benn zu seinem bionegativen, aber konstruktiven Begriff des »Geistes« und seinem »Gesetz der Form« (I, 161), der für die Deutschen den »Charakter einer volkhaften Verpflichtung« erhalten solle. In Papens »Reden zur nationalen Revolution«, die noch 1933 unter dem Titel »Appell an das deutsche Gewissen« erschienen, heißt es einfacher und populärer:

Alle wahren Revolutionen sind solche des Geistes gegen die Mechanik. Deshalb ist nicht der Bolschewismus die wirkliche Revolution des 20. Jahrhunderts, jener Bolschewismus, der nur Sklavenaufstand und endgültige Mechanisierung des Lebens bedeutet. Die wahre Revolution des 20. Jahrhunderts, die überall in Europa angehoben hat, ist vielmehr die der heroischen und gottverbundenen Persönlichkeit gegen unlebendige Fesselung, gegen Unterdrückung des göttlichen Funkens und des Schöpferischen im Menschen, gegen Mechanisierung und Kollektivierung.³⁸

Das deutsche Volk zerfällt deshalb eigentlich heute nur in zwei Lager: in das der Reaktionäre, die immer noch an dem abgeklapperten Ideal von 1789 festhalten, obwohl sie auf Schritt und Tritt Schiffbruch erlitten haben, und in das derjenigen, die entschlossen sind, aus deutschem Geist heraus eine deutsche Zukunft zu gestalten.³⁹

Und bei Spengler, dem Verfechter eines »preußischen Sozialismus« und eines »preußischen Stils« (auf den Spuren Moeller van den Brucks), liest man in der Krisenschrift »Jahre der Entscheidung« (1933) lapidar:

Der Sozialismus jeder Art ist heute so veraltet wie seine liberalen Ausgangsformen, wie alles, was mit Partei und Programm zusammenhängt. Das Jahrhundert des Arbeiterkultus - 1840 bis 1940 - ist unwiderruflich zu Ende. Wer heute »den Arbeiter« besingt, hat die Zeit nicht verstanden.⁴⁰

Die trotz aller persönlichen Unterschiede und Zielrichtungen einheitliche geschichtsphilosophische und politische Grundeinstellung tritt klar hervor. Edgar J. Jung hat sie einmal in die Formel gefaßt: »Der revolutionäre Konservative opfert zeitliche Werte um ewige zu retten.«⁴¹ Diese Gemeinsamkeit ist es, die zu dem Versuch berechtigt, aus dem Gesamtkomplex und den vielen Namen, die hier zu nennen wären - u. a. Moeller van den Bruck, Oswald Spengler, Friedrich Hielscher, Walther Schotte, Othmar Spann, Alfred Sombart, der Georgekreis, der Tat-Kreis um Hans Zehrer, Ernst Jünger, Carl Schmitt, Edgar J. Jung, Gustav Steinbömer, August Winnig, Otto Strasser, die Nationalbolschewisten⁴² . . . - einige aufzugreifen und sie kurz und exemplarisch in ihrem analogen und differierenden Verhältnis zu Benn, vor allem in ihrer grundsätzlich ähnlichen Bewußtseinsform und Denkstruktur⁴³ vorzuführen. Dabei geht es selbstverständlich mehr um die großen Linien als um Details, mehr um den gemeinsamen »soziologischen Nenner« als um das Unverwechselbare. Nach den Hinweisen auf eher periphere und allgemeinere Affinitäten folgt die Darstellung der zentralen Einwirkungen durch Carl Schmitt und Julius Evola.

4. Oswald Spengler - Hans Zehrer - Edgar J. Jung

Benn gehört zu den wenigen Geistern von Rang, die *Spengler* bis zuletzt die Treue gehalten haben. An seine Tochter Nele schreibt er am 24. 8. 1949: »Von den großen neueren Wissenschaftlern halte ich nur Planck für groß, dann Spengler u. in gewissem Abstand Bergson . . .«; noch in den fünfziger Jahren zitiert er ihn zustimmend. Den zweiten Weltkrieg hat er unter seinem Horizont erlebt: »1942: das Jahr der Entscheidung. Ich vermute: im Sinne Spenglers. Der 3. Band seines Hauptwerkes wird nicht in Papier erscheinen, sondern als Schlachtfeld u. Generalstabskarte.«⁴⁴ Benn spielt damit nicht nur auf den »Untergang des Abendlandes« an, sondern auch auf Spenglers letzte, bereits zitierte, aktuell-politische Veröffentlichung »Jahre der Entscheidung«, die Ende Juli 1933 abgeschlossen wurde. Mit ihr formulierte der engagierte Kulturphilosoph sein Ja und Nein zur »Nationalen Revolution«.⁴⁵ Was Benn mit ihm teilte und von ihm übernahm, sind das heroische Untergangsbewußtsein der weißen Rasse (I, 220), das Denken in großen Kulturkreisen (IV, 154), die Idee des imperialen Machtstaates, die Erwartung eines cäsaristischen Zeitalters und großer Führergestalten für Europa, die Abwertung des »Lebens« (I, 278 f.), ein geistiges, vom Preußentum geprägtes Rasseethos und Elitebewußtsein, die Spielart eines preußischen Sozialismus, ein heroisches Schicksals- und Kampfbewußtsein, schließlich die beherrschende Nietzsche-Verehrung. Bei beiden - Benn wie Spengler - fehlt der Antisemitismus; beider Erfahrungen nach dem Januar 1933 sind ähnlich, nur daß Spengler schon wenige Tage nach der »Machtergreifung« zu skeptischer Besinnung zurückfand.⁴⁶ Bereits mit dem Jahreswechsel 1933/34 wird vom Propagandaministerium ein »Kreis des Schweigens« um ihn gelegt.⁴⁷ »Der 30. Juni 1934 scheidet Spengler endgültig von der braunen Revolution.«⁴⁸ Im Vorwort seines »Jahre der Entscheidung« brachte er ein Urteil an - »Was als Anfang Großes versprach, endet in Tragödie oder Komödie« -, das Benn dann sehr ähnlich am 27. 8. 1934 an Ina Seidel formulierte: »Schauerliche Tragödie! Das Ganze kommt mir allmählich vor wie eine Schmiere, die fortwährend ›Faust‹ ankündigt, aber die Besetzung langt nur für ›Husarenfieber‹. Wie groß fing das an, wie dreckig sieht es heute aus.«⁴⁹ Noch sein fortan stehendes Verdikt über die Nazis verrät eine Spenglersche Enttäuschung: »Die Fresse von Cäsaren und das Gehirn von Troglodyten« (I, 318).

Auch die seit 1929 unter den Intellektuellen weitverbreiteten Tatkreis-Ideen *Hans Zehrer*s gehen von einer fundamentalen Krisenerfahrung und dem Kampf gegen den Liberalismus des 19. Jahrhunderts aus, der nach Zehrer's Meinung den parteigebundenen Konservatismus und Sozialismus endgültig korrumpiert habe.⁵⁰ Deshalb sucht er wie so viele andere - in der typischen Umschlagstruktur des Denkens aus der totalen Destruktion in die Konstruktion, aus dem Chaos in einen neuen Kosmos, auf die ich noch zurückkomme⁵¹ - nach einer neuen antiliberalen Synthese von Nationalismus und Sozialismus, Links und Rechts.⁵² Er findet sie vorgeprägt im »Faschismus Mussolinis«⁵³ und in Deutschland in Moeller van den Brucks Buch »Das dritte Reich«.

Die zugehörige soziologische Analyse Zehrer's trifft weitgehend auf die soziale Situation Benn's in der Weimarer Republik zu. Der Faschismus oder die neue Synthese des Nationalismus und des Sozialismus stütze sich, so führt Zehrer aus, notwendig auf die »Zwischen- und Mittelschichten«, die sich aus den bestehenden sozialen Klassen und Gruppen gelöst hätten und deshalb bereit wären,

durch »das Band eines neuen Mythos, eines neuen, geschlossenen Weltbildes« zusammengeführt zu werden.⁵⁴ Sie erlebten »die große Gemeinschaft« nur »im Ideal, im Mythos« - so wie sie Benn dann vorübergehend zu erleben glaubte. Wirtschaftlich würden diese Mittelschichten vom Liberalismus am meisten ausgebeutet:

Der liberalistische Staat hat weder die Macht, der organisierten Wirtschaft Vorschrift zu machen, noch hat er die Macht, der organisierten Arbeiterschaft seinen Willen zu diktieren . . . Da er aber leben muß, so lebt er von den Schichten, die zwischen Kapital und Masse leben und sich nur schwer wehren können. Er beutet diese Schichten aus, proletarisiert sie und beteiligt Kapital und Masse an diesem Prozeß.⁵⁵

Genau diese Erfahrung machte der Berliner Kassenarzt Benn in der Weimarer Republik.⁵⁶ In einem Brief vom 18. 8. 1931 klagt er:

Bin heute wieder von der Steuer mit Pfändung bedroht, wenn ich nicht sofort 500 M. zahle. Die Leute sind irre, der Staat muß zertrümmert werden. Die freien Berufe, die kein festes Einkommen, keine Pension, keine Ferien und keine Bürostunden nach der Uhr kennen, die müssen wieder ran, den verkrachten u. verlumpten Staat zu finanzieren. (Br., S. 47)

Und in einem Brief vom 2. 10. 1938 an Oelze bringt er den gleichen Sachverhalt auf die witzige Formel: »Leute in 3-Zimmerwohnungen erhalten den Staat. Die drunter und drüber nutzen ihn aus.« (Nr. 151, S. 202) Aber auch Zehrer läßt sich weder als Nationalbolschewist noch als Nationalsozialist einordnen. Beides sind ihm Vorstufen, »vorletzte Positionen« zu einem überparteilichen »nationalen Sozialismus« - dieser Begriff wird dann in Bennis erster programmatischer Rede vom 24. 4. 1933: »Der neue Staat und die Intellektuellen« fallen (I, 442) -, der von einem »großen Einzelnen« oder einem elitären »Orden« geführt werden solle. Wie Benn glaubte Zehrer, herausgefordert durch die Brutalisierung der Macht, an deren Beeinflußbarkeit durch den »elitären Geist« (vgl. I, 239). Vielleicht war er deshalb zu ähnlichen, masochistisch klingenden Zugeständnissen bereit, so, wenn er schreibt:

Man hört heute oft das Wort vom Sterben des Geistes . . . Wenn der Geist heute langsam unter die Schraube der Kontrolle gesetzt wird, so ist das für ihn selbst am dienlichsten. Denn es muß sich nun zeigen, was wirklich Geist an ihm ist und was lediglich Schall und Rauch war . . . Die besten und tiefsten Gedanken der Menschheit sind selten in der Freiheit gedacht worden, sie sind meistens in der Unterdrückung entstanden. Es geht nur darum, daß wieder wirklich gedacht, geschrieben und gelesen wird.⁵⁷

Das Pendant Bennis in der eben erwähnten Rede lautet:

Geistesfreiheit -: daß an sie überhaupt die Entstehung von Kultur gebunden sei, daß diese Entstehung überhaupt an eine bestimmte Staatsform, eine bestimmte soziale Staatsstruktur gebunden sei, ist eine gänzlich erkenntnislose Betrachtung: alles, was das Abendland berühmt gemacht hat, seine Entwicklung bestimmte, bis heute in ihm wirkt, entstand, um es einmal ganz klar auszudrücken, in Sklavenstaaten . . . der Vers von heute lautet: Geistesfreiheit, um sie für wen aufzugeben? Antwort: für den Staat! (I, 447)

In seinem späteren Essay »Dorische Welt« hat Benn das Verhältnis von Kultur und Staat, Geist und Macht dann schon vorsichtiger umschrieben.

Den 5. März und die Ausschaltung des Parlaments hat Zehrer noch begrüßt⁵⁸. Als aber die von ihm erwartete »Entpolitisierung der Massen«, die »Versachlichung der Politik«, die »Wendung von der Quantität zur Qualität«,⁵⁹ wie sie fast alle Konservativen Revolutionäre forderten, ausblieb, mußte er sich schon im Frühsommer 1933 aus der publizistischen Öffentlichkeit zurückziehen. Wenn Sontheimer im Hinblick auf den »Tatkreis« kritisch von »einem phantastischen Selbstkult« und weiterhin davon spricht, daß »die Verbindung von scheinbar nüchternen Tatsachenanalyse mit einer siegesbewußten Geschichtsmetaphysik . . . für die an nüchternes und besonnenes Denken nicht gerade gewohnten deutschen Intellektuellen eine allzu verlockende Kost« war, dann läßt sich einiges davon auch auf die Essayistik Benns in den Jahren 1933-34 übertragen.⁶⁰

Liest man *Edgar J. Jungs* »Sinndeutung der deutschen Revolution«, die 1933 erschien und in der er in vorsichtiger Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus das konservative geistige Konzept der Papenfraktion entwickelte, so wirken die Analogien zu Benn derart bestechend, daß man den einzigen gravierenden Unterschied in der verschiedenen inhaltlichen Füllung der bei beiden angestrebten »neuen Transzendenz« zu sehen geneigt ist: bei Benn ist es die Kunst- als Religionsersatz - und die »Bezugssysteme« des konstruktiven Geistes, bei Jung eine »Verlebendigung des Evangeliums«.⁶¹ Es sind dies Positionen, zu denen beide erst zu Beginn der dreißiger Jahre, wiederum in einer Art »Umschlag-Denken«, einer »creatio ex nihilo« gelangten.⁶² Tatsächlich hat sich Benn zu Jung und seinem Buch öffentlich bekannt. Am 6. 1. 1934, unter dem fordernden Titel »Die Dichtung braucht inneren Spielraum«, schreibt er:

Totaler Staat, dieser großartige und neue Begriff, kann daher für sie [sc. die Dichtung] nicht heißen, daß ihr Inhalt und Thema nur dieser totale Staat sein dürfe. Der totale Staat selbst ist ja ein Abglanz jener Welttotalität, jener substantiellen Einheit aller Erscheinungen und Formen, jener transzendenten Geschlossenheit eines in sich ruhenden Seins, jenes Logos, jener religiösen Ordnung, zu der die Kunst aus sich heraus mit ihren konstruktiven Mitteln, also aus ihrem eigenen aufbauenden, hinreißenden und reinigenden Prinzip unaufhörlich strebt, die sie verwirklicht, die sie überhaupt der Menschheit erst in Erscheinung brachte. Ich gehe also noch weiter wie Edgar J. Jung, der in seinem Buch »Sinndeutung der deutschen Revolution« über die Kunst sagt: »Je weiter sich ein Lebensgebiet von der politischen Gesetzmäßigkeit entfernt, je mehr es seiner Eigengesetzlichkeit unterliegt, um so gefährlicher wird die Gleichschaltung-«, ich vertrete die Ansicht, daß der Kunst für die Zukunft sehr viel mehr vom Menschen, vom Volk, ja der ganzen neuen Rasse gehören wird als bisher; sie wird Funktionen sowohl des Religiösen wie des Philosophischen wie des Politischen übernehmen, sie wird wieder jene primäre anthropologische Einheit der nordisch-hyperboreischen Welt werden, die sie einst war. (I, 260 f.)

Diese Ausführungen, die schon unter dem Eindruck des weiter unten zu behandelnden *Julius Evola* stehen, transponieren die Vorstellungen Jungs aus der politischen und religiös-christlichen in die übergreifende ästhetische Sphäre der Kunst, sie weisen den nationalsozialistischen Totalitätsanspruch des Staates im Namen des Totalitätsanspruches der Kunst zurück. Schon im Vorwort seines Buches schlägt Jung das Bennsche Grundverhältnis zwischen Geist und Macht an; »Das Elementare an einer Revolution steht in keinem Gegensatz zum den-

kenden Geist . . . Jede echte Revolution ist Heraufkunft eines neuen Wertmaßstabes im Geistigen.«⁶³

Auch er wendet sich »gegen Mechanisierung, Materialismus und naturwissenschaftliches Denken« zugunsten eines neuen »Universalismus«,⁶⁴ und wie Spengler, Zehrer und ähnlich Benn befürwortet und erwartet er die »Entpolitisierung der Masse« zugunsten eines »antidemokratischen Herrschaftsprinzips«,⁶⁵ das in der Herrschaft einer politischen Elite, eines neuen Adels, einer exklusiven »Ordensherrschaft« besteht.⁶⁶ Die konservative Revolution versteht er ausdrücklich als »Gegenrevolution« gegen die liberale Revolution von 1789;⁶⁷ gegen deren aufklärerische Vernunft setzt er wie Benn den »schöpferischen Geist«⁶⁸ und den »schöpferischen Einzelnen«,⁶⁹ auf denen das »höhere Leben« beruhe. Fast in Bennischer Diktion heißt es: »Wir sprechen vom höheren Menschentum, das einem Volke seine Gestalt gibt, das sich in der zuchtvollen Form, im strengen Denken und in der geistigen Verklärung offenbart.«⁷⁰ Wie Benn verachtet er die Geschichte als »eine einzige Kette von Dummheiten«,⁷¹ und wie dieser verrät er eine gewisse Affinität zum italienischen Faschismus, wenn er sich auf die Definition Mussolinis beruft: »Der Faschismus ist eine religiöse (Benn würde sagen: metaphysische) Weltauffassung, darin der Mensch gesehen wird in seiner ihm innewohnenden Beziehung zu einem höheren Gesetz, zu einem objektiven Willen, welcher das Einzelindividuum übersteigt und es zum Bewußtsein einer geistigen Gemeinschaft erhebt.«⁷² Mit seinem Aperçu: »Es wird nur noch zwei Lager geben: das der Ehrfürchtigen und das der Ehrfurchtlosen« nimmt Jung Bennis spätere Zwei-Reiche-Lehre⁷³ und seine stehende Einteilung der Menschen in zwei Klassen, »die handelnden und die tiefen« (II, 139), »Verbrecher und Mönche« (II, 223; IV, 284) bereits vorweg.⁷⁴

Und wenn er den Faschismus lapidar als den »Aufbruch des Geistes gegen den Stoff« definiert, dann findet auch der Benn der Jahre 1932-34 in dieser illusorischen Formel seinen Platz. Ein greifbarer Unterschied tritt lediglich hervor, wo der Politiker Jung von dem konkreten Ziel eines ständischen und christlichen Hoheitsstaates spricht,⁷⁵ während Bennis preußisch-etatistisches Denken, auf den Spuren Carl Schmitts und Walther Schottes, bei aller begrifflichen Unbestimmtheit und Entpolitisierung doch eher von einem nihilistisch-autoritären Staat ausgeht.

Aber es gehört zur radikalen Denkstruktur neukonservativer Geister wie Jung, daß gerade die höchsten »transzendenten« Ziele seltsam austauschbar, »taktisch« und leer erscheinen. Bennis entleerte und undefinierbare Transzendenz - Wellershoff nennt ihn treffend einen »negativen Metaphysiker« - wirkt demgegenüber konsequenter und aufrichtiger. Beider Irrtum war es - und für den Politiker Jung wurde er tödlich -, in einer Diktatur an die »Versöhnung von Geist und Macht mit dem selbstverständlichen Vorrang des Geistes« zu glauben.⁷⁶

Diese verzweifelte Hypertrophierung und Fetischisierung des »Geist«-Begriffes, aus den verschiedenartigsten Traditionen gespeist, ist uns schon im letzten Kapitel als das Charakteristikum der letzten Weimarer Krisenjahre begegnet.⁷⁷

Welch suggestive Wirkung der weitgehend entleerte, formale und rein dezisionistische Geist-Begriff in jenen Jahren übte, läßt sich daran ablesen, daß selbst ein Parteimann wie Otto Strasser, Gast des Juniklubs, Repräsentant des linken Flügels der NSDAP, der sich schon 1930 von der Hitlerpartei abspaltete, diesen

Begriff verwendete.⁷⁸ In seinem programmatischen Buch »Aufbau des Deutschen Sozialismus«, einer weiteren Krisenschrift des Jahres 1932, bietet dieser »organische Nachfahre des Propheten« Moeller van den Bruck⁷⁹ eine weitere Spielart der nun schon vertrauten Synthese von »Sozialismus, Nationalismus und völkischem Idealismus« als den »Konservatismus« der Zukunft an.⁸⁰ In der Schlußbemerkung findet sich eine Passage, die unwillkürlich Benns Charakteristik der expressionistischen Generation (I, 247, 246) heraufruft:

Von besonderer Wichtigkeit ist schließlich die Erkenntnis, daß diese Revolution nicht von der Masse gemacht wird, sondern von einer kleinen Schar einsatzbereiter Kämpfer, die geistig jenes Bild einer neuen Ordnung in sich tragen und Opfermut und Kampfkraft genug besitzen, um für die Verwirklichung dieses Bildes ihr Leben einzusetzen.

Diese Erkenntnis erfordert die *Charakterstärke*, Einsamkeit, Verfolgung, wirtschaftliche, geistige und seelische Isolierung zu ertragen.⁸¹

5. Das geistespolitische Umfeld

Alle Einzelnamen und Positionen, die bisher herausgegriffen und in ihrem Verhältnis zu Benn beleuchtet wurden, wollen als *pars pro toto* verstanden werden, als Exponenten eines umgreifenden sozialpolitischen und geistigen Klimas, das seinen Niederschlag nicht nur in ein »paar großen Männern«, sondern in vielen, heute längst vergessenen Köpfen und Werken gefunden hat.

Dafür - bevor ich auf die wohl maßgeblichsten Beziehungen, zu Carl Schmitt und zu Julius Evola zu sprechen komme - noch vier symptomatische Beispiele.

Im Jahre 1934 erschien im konservativen Eugen Diederichs Verlag in Jena ein kleines Buch von einem *Wilhelm Rössle*⁸² mit dem Titel »Heroische Politik«⁸³. Aus diesem Buch, das sich am Ende zu einem »revolutionären Konservatismus« bekennt,⁸⁴ ließen sich seitenweise Passagen zitieren, die weitgehend mit Benns neuem heroisch-tragischen Geschichts- und Staatsbewußtsein der Jahre 1933/34 übereinklingen. Hier ein paar Kostproben: »Geschichte ist ein Begriff, eine Rangordnung, ein metaphysischer Raum.«⁸⁵ - »Der Fortschritt ist der Bereich der Wasserspülungen und des Radios, der Schiffsgeschütze und der hydraulischen Presse.«⁸⁶ »Die Geschichte verläuft weder organisch, noch logisch, noch dialektisch. Ihr Verlauf ist von allerhand Gesetzmäßigkeiten begleitet und durchzogen, aber ihr Wesen ist die schöpferische Willkür, die das Neue gegen das Alte setzt.«⁸⁷ »Alle geschichtshaltigen Geschehnisse sind Kampf, Vorbereitung von Kampf oder Auswirkung von Kampf. Kampf ist der Prüfstein geschichtlicher Wirklichkeit.«⁸⁸ - »Es gibt für jeden echten Staat nur einen Stil, das ist der römische oder der preußische, karg, streng, selbstgenügend, an bestimmten Stellen großartig und glanzvoll.«⁸⁹ - »Es ist eine Täuschung, zu glauben, die politische Auseinandersetzungen spielen sich in der Schicht ab, in der Vernunftgründe, vernünftige Erklärungen und Überlegungen den Ausschlag geben. Nein, sie geht in der Schicht vor, in der Anrufe aus größerer Tiefe sich geltend machen und sich in Wille und Tat umsetzen.«⁹⁰ - »Der Liberalismus ist optimistisch und pazifistisch. Er hat in seinem Weltbild keinen Platz für Tragik, Vulkanausbrüche, Kriege und Revolutionen. Die einzige Haltung jedoch, in der man Geschichtsnahe ertragen kann, ist entweder die pessimistische oder die heroische.«⁹¹

Man sieht: Benns oft so einmalig und originell klingenden Vorstellungen und Auslassungen jener Jahre waren fast Allerweltsware; man kann den »soziologischen Nenner« seiner Schriften und Reden nicht umfassend genug ansetzen.

Wie sehr Benn in gewissen Kreisen als der geistige Exponent einer im Sinne Spenglers preußisch-sozialistischen, neukonservativen Opposition angesehen wurde, geht auch aus einem Buch hervor, auf das bereits Gerhard Loose hingewiesen hat.⁹² Es trägt den programmatischen Titel: »Die *Preussische Dimension. Intellektuelle Waffengänge*«, erschien allerdings erst im Jahre 1935, als Benn bereits in die Reichswehr »emigriert« war.⁹³ Armin Mohler hat es als einen »eigenartigen Ausläufer der Konservativen Revolution« bezeichnet.⁹⁴ In der Einleitung heißt es:

Unsere Zeit und unsere Nation bedarf einer neuen Intelligenz. Die alte, die destruktiv-liberale, sie ist dahin, sie gehört einem anderen Jahrhundert an, das wissen wir alle. Das neue Zeitalter fordert einen neuen Geist herauf, nicht einen der allgemeinen Begriffe, der plattgedrückten, der bürgerlichen, sondern einen präzisierten, einen in den gefährlichen Feuern der neuen Horizonte gestählten. Nicht einen stählernen, den preußischen Intellekt. Er allein kann bestehen im tatsachengeladenen Raum des Technischen, er allein ist moderne Waffe und Rüstung, er verbürgt, von Menschen der elementaren Zonen bedingt, jene »schöpferische Seite des Objektiven«, die zugleich eine preußische ist: »Härte des Gedankens, Verantwortung im Urteil, Sicherheit im Unterscheiden von Zufälligem und Gesetzlichen, vor allem aber die tiefe Skepsis, die Stil schafft [. . .]«⁹⁵

Das Zitat entstammt Benns »Lebensweg eines Intellektualisten« (IV, 28), also seinem im Jahre 1934 erschienenen Essayband »Kunst und Macht«. Das ganze Buch, aus Beiträgen mehrerer Mitarbeiter bestehend, atmet Benns Geist und Stil. Es ist insgesamt der Versuch, seine strenge, aber machtanfällige Lebens- und Kunstlehre noch weiter in den Raum des Politischen zu übertragen:

Die politische Leidenschaft ist die Auflösung der persönlichen Besonderheit im Werk. Hier trifft sich der politische Wille, der sich aus den Substanzen der preußischen Idee ergibt, mit dem ekstatischen Willen, der im Kunstwerk sein formendes Prinzip offenbart.

Das politische und das ästhetische Element durchdringen einander also und bedingen dadurch den Willen zur Form bei der Gestaltung der Gemeinschaft des Volkes. Der preußische Sozialismus ist daher auch nicht nur politisches Wollen, sondern er ist in dem Maße, wie er politisch ist, auch eine ästhetische Haltung.⁹⁶

Aufschlußreich ist das Buch auch dadurch, daß sich unwillkürlich die »preußische« Kehrseite vieler scheinbar rein geistig und ästhetisch geprägter Begriffe Benns zeigt: Form, Geist, Zucht, Stil, Verantwortung, Verpflichtung, Härte, Kälte, Führer, Ordnung, Askese usw. Vom »preußischen Stil«, wohl in bewußter Erinnerung an Moeller van den Bruck,⁹⁷ hat Benn in seiner Marinetti-Begrüßung gesprochen. (I, 478). In der »Preussischen Dimension« ist weiterhin die Rede von einem »soldatischen Orden«, der »die Herrschaft und die Macht über die Masse« verkörpere, »mit der Aufgabe, aus Bevölkerung Volk, aus Volk Nation zu schaffen«,⁹⁸ davon, daß »das Schwert des Nordens« (!) das Zeichen sei, unter dem Preußen und das deutsche Volk »um Sein oder Nichtsein kämpfen wird und kämpfen muß«,⁹⁹ davon, daß »die Geburt der »historischen Idee«. . . die

einsame Stunde des heroischen Genius . . . die Stunde der Promethiden« sei, »die immer dem nothaften Volke das Licht bringen müssen«¹⁰⁰ und davon, daß »Preuße sein« der Wille heißt, »daß die totale Sprengung der bürgerlichen Gesellschaft Wirklichkeit werde.«¹⁰¹

Das Buch, insgesamt eine Rechtfertigung Benns und die Erhebung seines Werks zum ästhetisch-politischen Programm, enthält nur eine vorsichtige Korrektur: wo es behauptet, daß bei aller Eigengesetzlichkeit der Kunst die Macht doch in sie übergehen könne: »im Hohenfriedberger Marsch, in Potsdam, in Sanssouci, in den Burgen der Ritterorden, in Johst ›Schlageter‹.«¹⁰² -

Wie sehr das lange dominierende Bild des einsamen, monologischen und autonomen Benn der Korrektur bedarf, wie viele Neben- und Querverbindungen es noch aufzuarbeiten gilt, mögen zwei weitere Hinweise andeuten.

Aus einem Brief an F. W. Oelze vom 6. 7. 1940 geht hervor, daß Benn Prof. Kurt Breysig (1866-1940) zu seinem »Kreis« zählte: »Er hatte in seinen Büchern meiner manchmal anerkennend gedacht.« (Nr. 180, S. 235) Gemeint ist der eigenwillige Berliner Historiker und Kulturphilosoph, der 1900 am Grabe Nietzsches gesprochen hatte, der sich noch vor dem ersten Weltkrieg von George und seinem Kreis abwandte und der die Lyrik Benns u. a. in seinem Buch »Vom deutschen Geist und seiner Wesensart« (1932) gewürdigt hatte.¹⁰³ Diesen Kurt Breysig, den Benn seinerseits in der George-Rede als »großen Mann« hervorhob (I, 469), hat Rudolf Pannwitz folgendermaßen charakterisiert:

Er ging auf das Monumentale und Archaische einesteils, auf das Kultivierteste und Verfeinertste andernteils, und überall war ihm die herrische Form, die Abhebung der Kunst als Kunst das Unumgängliche. Die Früh- und Spätblüten reizten ihn mehr als die Hochblüten, und gegen die Renaissance war er geradezu feindlich gesinnt.¹⁰⁴

Er strebte, Geist, Volk und Staat zu einem vornehmeren, kernhafteren, geformteren Dasein zu führen. Er war nicht Nationalist, überhaupt nicht parteiverbunden, aber er hatte ein überhistorisch-aristokratisches Ideal und, als Welthistoriker, eine große Meinung von den vollbrachten Leistungen und noch unerschöpften Möglichkeiten des germanischen Stammes.¹⁰⁵

Aber nicht nur im Ästhetischen und Politischen wären sichtbare Überschneidungszonen zwischen Benn und Breysig zu finden; auch der Universalhistoriker, der den Entwicklungsbegriff durch den »Ordnungsgedanken« des »Stufenbaus« ablöste, der »beständig nach den Verkettungen zwischen dem Werden in der Natur und dem Werden des Menschen« suchte und der über seiner Seminartür die Aufschrift anbringen wollte: »Hier ist verboten, vom Fortschritt der Menschheit zu reden« . . ., auch dieser Außenseiter seiner Zunft muß den Dichter der eigenwilligen geologischen und biologischen Geschichtsvorstellungen angezogen haben.¹⁰⁶

Der zweite Hinweis gilt Benns Wahl der »Dorischen Welt« als Paradigma für das Verhältnis von Kunst und Macht. Die Quellen bei Taine, Burckhardt und Nietzsche, von Wodtke nachgewiesen,¹⁰⁷ bilden nur die eine Seite der Sache. Auf der anderen Seite braucht man nur an die Vorstellung eines »nordischen« Hellas in Alfred Rosenbergs »Mythos des 20. Jahrhunderts« zu erinnern, um zu erkennen, daß es sich bei dieser Stoff- und Motivwahl - die sich vom »Mythos vom Norden« der deutschen Romantik herschreibt - immer schon um ein Politikum handelte, und um ein weitverbreitetes dazu. Im gleichen Jahr wie Benns Essay »Do-

rische Welt« - in der »Tat« vom Februar 1935 kritisch besprochen -, erschien ein Aufsatz von Ernst Wilhelm Eschmann über »Sparta«. ¹⁰⁸ Eschmann, alias Leopold Dingräve, war führendes Mitglied des Tatkreises und galt innerhalb der Konservativen Revolution als Spezialist für den italienischen Faschismus. ¹⁰⁹

6. Gottfried Benn und der politische »Dezisionismus« Carl Schmitts

»Es droht der Untergang. In solchen Zeiten erheben sich die Propheten«, schrieb Bernhard von Brentano im Jahre 1932. ¹¹⁰ Die meisten geistigen und kulturpolitischen Propheten gelangten zu ihren positiven Setzungen wie Benn durch eine Art »creatio ex nihilo«, durch einen plötzlichen, dezisionistischen Umschlag ins Konstruktive. Das Wegmuster und Denkmodell dieses Vorgangs hat Ernst Jünger im Jahre 1929 in eine prägnante, bereits zitierte Formel gebracht:

Dieses Maßnehmen an dem geheimen, zu Paris aufbewahrten Urmeter der Zivilisation - das bedeutet für uns, den verlorenen Krieg zu Ende verlieren, bedeutet die konsequente Durchführung eines nihilistischen Aktes bis zu seinem notwendigen Punkt. Wir marschieren seit langem einem magischen Nullpunkt zu, über den nur der hinwegkommen wird, der über andere, unsichtbare Kraftquellen verfügt. ¹¹¹

Die revolutionär-konservativen Geister sind über diesen »magischen Nullpunkt«, das punctum saliens, nur mit einem entschlossenen Sprung hinweggekommen. Benn versuchte im Frühjahr 1933 ebenfalls zu springen, ist aber niemals auf der anderen Seite angekommen.

Mit solchen Vorstellungen und Kategorien habe ich mich bereits auf einen in jenen Jahren höchst einflußreichen politischen Denker bezogen, der nach seinem politisch-philosophischen System, seiner Geistesstruktur und nicht zuletzt nach gewissen Parallelen in der Biographie in die nächste Nähe Benns gehört: der Verfassungs- und Staatsrechtler Carl Schmitt, ebenfalls ein Mitglied des jung-konservativen Kreises. ¹¹²

Bisher sind nur zwei Briefe Benns an C. Schmitt veröffentlicht worden, ¹¹³ sie lassen aber erkennen, daß ihre persönliche Bekanntschaft - nach 1945 hat Schmitt Gottfried Benn sogar angedichtet ¹¹⁴ - weiter zurückreicht, vielleicht sogar in die Jahre gemeinsamen Irrtums. Denn auch Schmitt ist nach einer längeren Phase aktiver, ungleich engagierterer Kooperation mit dem Nationalsozialismus und seinem Regime - er trat als sein Rechtsdenker und Staatsrechtler auf, er rechtfertigte den »Führer« als obersten »Gerichtsherren« auch noch nach dem makabren »Röhm-Putsch« ¹¹⁵ - auch Schmitt ist nach dieser Phase mehr und mehr attackiert und in die »innere Emigration« abgedrängt worden. Nur ein halbes Jahr später als Benn, am 10. 12. 1936, wurde er vom »Schwarzen Korps« unter dem Titel »Es wird immer noch peinlicher!« massiv angegriffen. ¹¹⁶

Textlich nachweisen läßt sich, daß Benn die Essays und Reden der Jahre 1933/34 in Kenntnis wesentlicher Grundbegriffe und Vorstellungen Carl Schmitts geschrieben und daß er zumindest dessen kleine Grundsatzschrift »Der Begriff des Politischen« ¹¹⁷ gelesen hat. Aber selbst ohne diesen Nachweis bliebe es frappierend, welches Ausmaß an geistiger Affinität zweier auf den ersten Blick so abständiger Gestalten hier vorliegt. Im Mittelpunkt steht dabei die Kategorie des »Dezisionismus«. Die fundamentale hermeneutische Bedeutung,

die ihr für das Verständnis zahlreicher wichtiger Personen und ihrer geistigen und politischen Lebensläufe am Ende der Weimarer Republik zukommt, hat schon vor zwanzig Jahren eine Untersuchung von Christian v. Krockow aufgewiesen: »Die Entscheidung. Eine Untersuchung über Ernst Jünger, Carl Schmitt, Martin Heidegger« (1958); ich werde ihr bei den folgenden Vergleichen und Analysen weitgehend folgen.¹¹⁸

Zunächst sei die Passage Benns zitiert, in der er - ohne den Namen zu nennen - an Grundbegriffe und Grundvorstellungen C. Schmitts anknüpft. Sie stammt aus »Züchtung I«, wo Benn angesichts der »anthropologischen Verwandlung«, als die er die »geschichtliche Verwandlung« von 1933 interpretiert, nach dem »Wesen« des Menschen fragt:

Eben war er im Wesen gut, bedurfte keiner Erlösung, keines inneren Prozesses, nur einiger sozialer Polierungen, heute ist er tragisch, erbsündig, bedarf der Reinigung, der Stützung und einer starken Rechtsprechung zu seiner eigenen Läuterung wie zum Schutze der Gemeinschaft. Bis vor kurzem war er gut und selber von lauter guten Pazifisten individueller und nationaler Art umgeben, heute wird er groß durch den Begriff des Feindes, nur der bildet sich, der Feinde sieht. (I, 215)

Die entscheidende historische Zäsur zwischen der antik-mittelalterlichen und der modernen Welt - dort der erbsündige, hier der »gute« Mensch - ist uns bereits aus dem Goethe- und dem Nihilismus-Essay bekannt. Darüber hinaus gibt die Stelle, neben einem möglichen Anklang an Friedrich Gogartens nationalkonservative Erneuerung der Theologie,¹¹⁹ den Blick auf zwei Übereinstimmungen mit C. Schmitt frei: erstens stellt sich auch Schmitts Staatslehre auf den »pessimistischen« Standpunkt, »daß alle »echten« politischen Theorien den Menschen als »böse«, als dynamisch und problematisch voraussetzen«¹²⁰ und er verweist an gleicher Stelle auf den Zusammenhang mit der theologischen Lehre von der Erbsünde,¹²¹ d. h. bei beiden hängen politische und theologische Begriffe eng zusammen, stellen Machtverhältnisse immer auch säkularisierte theologische Phänomene dar;¹²² und zweitens ist es Schmitt, der das Wesen des Politischen, jenseits aller Normen, auf ein dezisionistisches Freund-Feind-Verhältnis gründete: »Die eigentliche politische Unterscheidung ist die Unterscheidung von Freund und Feind.«¹²³

Diese Unterscheidung aber, wie wir aus dem ersten Kapitel wissen, hatte der junge Benn schon sehr früh erfahren und verinnerlicht: »Unerbittlich ist der Kampf, / und die Welt starrt von Schwertspitzen [. . .]« Es ist eine Konstellation, die ihn nun, vorbereitet durch den »Nihilismus« -Essay, empfänglich für die extreme politische Lehre C. Schmitts macht. Er überträgt seine persönliche Erfahrung in die öffentliche politische Sphäre, und plötzlich werden ihm ein Volk und ein Staat zum »Freund«, weil er sie, analog zu seinem Grunderlebnis, in äußerster Gefahr und von einer Welt von »Feinden« umgeben glaubt. Das Pathos des Übertragungsaktes bricht an zahlreichen Stellen durch; am lautesten in jener Rede, die Benn nach außen in die »feindliche« Welt hinausgesprochen hat, in der »Antwort an die literarischen Emigranten« und Klaus Mann:

Da sitzen Sie also in Ihren Badeorten und stellen uns zur Rede, weil wir mitarbeiten am Neubau eines Staates, dessen Glaube einzig, dessen Ernst erschütternd, dessen innere und äußere Lage so schwer ist, daß es Iliaden und

Äneiden bedürfte, um sein Schicksal zu erzählen. Diesem Staat und seinem Volk wünschen Sie vor dem ganzen Ausland Krieg, um ihn zu vernichten, Zusammenbruch, Untergang. (IV, 243)

Von einem solchen Wunsch Klaus Manns ist in seinem Brief keine Spur zu finden; er ist reine Projektion Gottfried Benns. Am Ende seiner »Antwort« faßt er, in einer typischen Interpretation seiner »fanatischen Reinheit« als absoluten Glücksverzicht (IV, 247 f.), den eigentlichen Entscheidungs- und Übertragungsakt noch einmal zusammen: »Plötzlich aber öffnen sich Gefahren, plötzlich verdichtet [!] sich die Gemeinschaft, und jeder muß einzeln hervortreten, auch der Literat, und sich entscheiden: Privatliebberei oder Richtung auf den Staat. Ich entscheide mich für das letztere . . .« Schon am 16. 4. 1932, in einem Brief an Thea Sternheim, hatte er die Emigration aus Deutschland als »Desertion« gedeutet, und zwar vom Standpunkt derjenigen, die »auch *aus Charakter* zurückbleiben würden.« (Br., S. 51 ff.)

Benns vorübergehendes politisches Votum für das Dritte Reich war also ein zu tiefst »existentielles« - vorausgesetzt, daß man diesen Begriff wie auch das »Nichts«, aus dem seine Entscheidung geboren wurde, im Sinne des ersten und zweiten Kapitels, also schon als Umdeutung sozialpsychologischer und sozialpolitischer Erfahrungen versteht. Es ist kein Zufall, daß das Gedicht »Dennoch die Schwerter halten« gerade im Jahre 1933 entstand. Das Ausharren auf verlorenem Posten war Gottfried Benn längst vertraut. Die allgemeine nihilistische Grundlage dieser Art von »Entscheidung« hat v. Krockow an der Lehre Schmitts aufgezeigt:

Es erhebt sich die Frage, wie Freund und Feind ermittelt werden sollen, wenn jede normative Orientierung abgeschnitten ist. Schmitts lapidare Antwort lautet: durch die souveräne Entscheidung, durch die Deziision. Wo immer man auf Normen zurückgeht, die für notwendig und allgemein erachtet werden, da kann es wirkliche Entscheidung nicht geben, weil in der Berufung auf die vorgegebene Norm man sich die Entscheidung - und damit die Feststellung von Freund und Feind im existentiellen Sinne - abnehmen läßt. Die wirkliche Entscheidung muß darum frei sein von allem Normativen: »Die Entscheidung ist, normativ gesehen, aus dem Nichts geboren.«¹²⁴

Diese enge Verbindung von Deziisionismus, Nihilismus und Existentialismus entstand und entsteht aus der Situation eines allgemeinen und fundamentalen Normen- und Werteverfalls, wie er am Ende der Weimarer Republik von Geistern verschiedenster Provenienz erfahren und festgestellt wurde. »Sie alle« - bemerkt Löwith von denen, die die Normen der Aufklärung und des Christentums am radikalsten verabschiedeten - »spiegeln die katastrophische Denkweise der deutschen Generation aus der Zeit nach dem ersten Weltkrieg. Das mindeste, womit sich ihr Denken beschäftigte, waren »Ursprung« und »Ende« oder »Grenzsituationen«. Im Grunde sind alle diese Begriffe und Worte der Ausdruck für die bittere und harte Entschlossenheit eines sich vor dem Nichts behauptenden Willens, der auf seine Verachtung des Glücks, der Vernunft und des Mitgefühls stolz ist.«¹²⁵ Und im gleichen Sinne weist Krockow darauf hin, daß der »Deziisionismus, wie er bei Jünger, Schmitt und Heidegger« erscheint - und man kann hinzufügen: bei Benn, der schon 1927 die Formel von der »formfordern- den Gewalt des Nichts« prägte (IV, 14)¹²⁶ -, durchaus »seine praktische Situati-

onsgebundenheit« erweist. »Er muß aus der besonderen deutschen Lage verstanden werden.«¹²⁷

Daher die Anfälligkeit aller vier (und vieler anderer) für den autoritären Führerstaat, für die Diktatur, die Schmitt als Konsequenz seines dezisionistischen Freund-Feind-Theorems in das Zentrum der politischen Lehre gestellt hat:

Das Besondere der Schmittschen Konstruktion liegt aber darin, daß sie im Grunde die Diktatur mit dem Politischen überhaupt gleichsetzt: Das Wesen des Politischen liegt im existentiellen Freund-Feind-Verhältnis, das nicht normativ abgeleitet, sondern nur durch die souveräne Entscheidung bestimmt werden kann. Die Entscheidung ist »normativ gesehen aus dem Nichts geboren«, sie ist Ausnahme schlechthin. Das normative Nichts des Ausnahmezustandes fordert die Diktatur.¹²⁸

Benn, der in seinem Gedicht »Dennoch die Schwerter halten« den »soziologischen Nenner« eines permanenten Ausnahmezustandes auf die gesamte Weltgeschichte überträgt, entscheidet sich deshalb ebenfalls für die Diktatur. Im gleichen Sinne bestimmt er seinen Begriff der »Züchtung«: ihre »Maßstäbe und Ausgangspunkt« seien »die Ideen und Gedankenwelt der Führer«:

Züchtung an sich gibt es nicht, die Degenerationsformen, wie das Aussterben von Arten, stammen auch aus der Natur, Züchtung ist gegen die Natur, ist Überlisten der Natur, ist Prägung, politische EntschlieÙung, Weltanschauung, *Werterklärung, Willensakt.* (I, 232; *Unterstreichung* von mir)

Der Umschlag von der AusgestoÙenheit des Parias - und als Paria innerhalb der europäischen Völker- und Staatengemeinschaft hatte die geistige und politische Rechte die Weimarer Republik unablässig dargestellt und angeprangert - zu der Auserwähltheit des Führers kommt erst jetzt, nach der Transponierung aus der privaten und ästhetischen in die öffentliche historische Sphäre, also nach der »Machtergreifung« zur vollen Wirkung. Benn hat sein Verständnis des »totalen Staates« und des »Führerbegriffs«, zweifellos ebenfalls unter dem Einfluß von C. Schmitt,¹²⁹ kurz vor der bereits zitierten »Feind«-Passage in »Züchtung I« umschrieben:

Der totale Staat, im Gegensatz zum pluralistischen der vergangenen Epoche, dem Durchkreuzungsstaat, tritt auf mit der Behauptung völliger Identität von Macht und Geist, Individualität und Kollektivität, Freiheit und Notwendigkeit, er ist monistisch, antidialektisch, überdauernd und autoritär . . . Das Neue, Aufrührerische, aber gleichzeitig auch Synthetische der Verwandlung zeigt sich in dem spezifischen Führerbegriff. Führer ist nicht der Inbegriff der Macht, ist überhaupt nicht als Terrorprinzip gedacht, sondern als höchstes geistiges Prinzip (!) gesehen. Führer: das ist das Schöpferische, in ihm sammeln sich die Verantwortung, die Gefahr und die Entscheidung [!], auch das ganze Irrationale des ja erst durch ihn sichtbar werdenden geschichtlichen Willens, ferner die ungeheure Bedrohung [!], ohne die er nicht zu denken ist, denn er kommt ja nicht als Muster, sondern als Ausnahme [!], er beruft sich selbst ... (I, 214 f.)

Die für diesen totalen Staat charakteristische Behauptung einer »völligen Identität von Geist und Macht«, mit der Benn das Zentrum seines ästhetischen Restitutio-Modells definiert, führt folgerichtig zu einer »völligen Identität« der Führer- und der Künstlerpersönlichkeit; in ihr erreicht das Grundmuster seiner sozialpsychologischen Urerfahrung mit allen ihren Merkmalen den aristokrati-

schen Kulminationspunkt. Es ist seine Art der »Machtergreifung«, die eine letzte Konsequenz aus dem kulturpolitischen Programm von 1932 zieht. Denn seine prospektive Selbstprojektion schien sich inzwischen von außen realisiert zu haben.

In Bennis Verständnis des »totalen Staates« durchkreuzt sich der Einfluß Schmitts¹³⁰ allerdings, wie der Abschnitt über Edgar J. Jung schon andeutete (I, 260), mit einem anderen wichtigen Eindruck. Schon Bennis erster Beitrag nach der »Machtergreifung« (Der neue Staat und die Intellektuellen) läßt erkennen, daß er die politische Veränderung noch während ihrer »revolutionären« Phase nicht als »Bewegung«, sondern dezidiert etatistisch als Staat, als »neuen Staat« begriffen und interpretiert hat. Dieses Wort und seine Kombinationen tauchen überaus häufig und an zentralen Punkten seiner Schriften und Reden von 1933/34 auf,¹³¹ während das Wort »Nationalsozialismus« nur zweimal an peripher taktischer Stelle,¹³² der Name Hitlers so gut wie gar nicht erscheint.¹³³

Das ist kein Zufall. Denn damit befindet sich Benn mitten im Zentrum des jungkonservativen Lagers, das den Begriff des »Neuen Staates« im Jahre 1932 geprägt hatte: für die Papenregierung und im programmatischen Gegensatz zum »alten« Staat der Weimarer Republik. *Walther Schotte*, der Herausgeber der »Preussischen Jahrbücher«, ebenfalls zum frühen Kreis der »Neuen Front« gehörig, betitelte seine Programmschrift für die neue Papenregierung mit diesem Begriff und definierte ihn, in Anlehnung an Schmitt,¹³⁴ als bewußten und expliziten Kontrast zu dem nationalsozialistischen Begriff der »Bewegung«. Im letzten Abschnitt seines Buches, unter dem Titel »DRITTES REICH ODER NEUER STAAT«, heißt es mit einem bezeichnenden Seitenblick auf die nach ihrem Wahlerfolg vom 31. Juli 1932 aufbegehrenden Nationalsozialisten:

Wir alle kämpfen um den neuen Staat. Es ist die letzte, es ist die größte Aufgabe der Gestaltung, die unserm Volke auferlegt ist. Wenn wir gestaltend das Reich wieder schaffen, nicht das Dritte, sondern das *eigentliche* Reich, wenn wir wirklich »das Reich« wiederaufbauen, dann haben wir Deutsche uns, den Staat, das Reich, wir haben Europa gerettet.¹³⁵

Ob dieser Kampf um das Dritte Reich, das Vierte Reich oder das wievielte Reich geht, das ist doch so gleichgültig . . . Der neue Staat, das ist der Inbegriff aller der Anstrengungen, die letzten Endes auf das ewige Ziel der Deutschen, das »Reich« abzielen.¹³⁶

Es kann kein Zweifel bestehen, daß Benn in vollem Wissen um diesen Terminus *technicus* handelte, als er seine erste Rede und dann auch seinen Sammelband von 1933 »Der neue Staat und die Intellektuellen« überschrieb. Durch diese Begriffsbestimmung läßt sich schon für seine ersten »politischen« Schriften im Jahre 1933 eine jungkonservative Position einkreisen.

Für die Affinitäten zwischen Schmitt und Benn gibt es noch zwei weitere aufschlußreiche Beispiele:

Schmitt führt als die »klassische Formel« des Dezisionismus den bekannten Satz von Hobbes aus dem »Leviathan« an: »Autoritas, non veritas facit legem«¹³⁷ Dieser Satz besitzt mehr als eine zufällige strukturelle Verwandtschaft zu Bennis erstmals in der »Dorischen Welt« formulierten und dann immer wieder zitierten dezisionistischen Ästhetik-Maxime: »Stil ist der Wahrheit überlegen, er trägt in sich den Beweis der Existenz.« (I, 292) Wenn wir uns erinnern, daß Bennis

»Entscheidung« im Frühjahr 1933 aus der »Existenz« und nicht aus irgendeiner objektiven »Wahrheit« hervorging, dann wird in dieser Maxime die »klassische Formel« seines ästhetischen und politischen Verhaltens durchsichtig. Wie das »Blut« zum »konstruktiven Geist« und die »Siedelungen aus meinem Blut« zur »Ausdruckswelt« destilliert worden sind, so hat sich auch der Wahrheitsbegriff - über die Stationen »le styl c'est le corps« (I, 87) und »das Biologische als Richterin der Wahrheit« (I, 104) - zum Begriff des »Stils« formalisiert und entleert, bzw. von »Innen nach Außen« umgestülpt. Benns »Stil« ist eine negative Restitutio - Chiffre der alten »Wahrheit«. Deren »autoritas« ist auf ihn übergegangen. Der »Stil« besitzt somit jenen »axiomatischen Charakter«, der die neuen »Bezugssysteme« und »Ordnungsgrundsätze« der »Ausdruckswelt« dezisionistisch garantiert. (I, 349)

Nach der »Wahrheit« der »Existenz« darf deshalb nicht mehr gefragt und geforscht werden. In der Maxime »Stil ist der Wahrheit überlegen . . .« treffen wir also, psychologisch gesehen, erneut eine jener Tabu-Formeln an, mit denen Benn seinen unangreifbaren Rückzugsort der »Existenz« vor dem Zugriff der Aufklärung schützt. Sein ästhetischer Dezisionismus läßt sich sozialpsychologisch als Schutzreflex definieren, so wie der diktatorische Gestus seines Stils unverkennbar Tabu-Funktionen zu erfüllen hat.

Nach außen erscheint der »Stil« als der konkrete Ausdruck jener inhaltlich leeren, konstruktiven Schöpfungskraft des »Geistes« und der »Form«, die einerseits den Andrang der feindlichen Welt zum »Chaos«, zum »Nichts« und zur »formfordernden Gewalt des Nichts« reduziert, um sie andererseits auf diese Weise ästhetisch - dezisionistisch zu überwinden. Benns ins »Politische« invertierte Formel könnte also lauten: »Stilus, non veritas facit legem«. Sie stellt den »geschlossenen geistigen Raum« der antik-mittelalterlichen Welt in den formalen »Bezugssystemen« der Sprache wieder her. In der unausgesprochenen Synthese von Stil, Autorität und Gesetz kommt es deshalb erneut zu einer »völligen Identität von Macht und Geist«; in ihr begegnen wir abermals jener innersten Verquickung von Kunst- und Machtstrukturen in der Ästhetik Benns, aus der sich sein poetisch-politisches Wechselspiel im Jahre 1933/34 wesentlich speiste. (Mit seiner Synthese von Stil und Autorität, die der Wahrheit bewußt übergeordnet wird, stellt sich Benn außerdem in einen diametralen Gegensatz zu Lessings aufklärerischem Stil- und Sprachideal.)¹³⁸

Das politische tertium comparationis der Ausführungen über Hobbes - Schmitt - Benn liegt dabei in der Hobbesschen Grunderfahrung »homo homini lupus est«, d. h. in ihrer Übertragbarkeit aus dem Zeitalter der englischen Bürger- und Religionskriege (als dem Ende der mittelalterlichen Welt!) in das 20. Jahrhundert Schmitts und Benns. »Eben war er im Wesen gut, bedurfte keiner Erlösung, keines inneren Prozesses, nur einiger sozialer Polierungen, heute ist er tragisch, erbsündig, bedarf der Reinigung, der Stützung und einer starken Rechtsprechung zu seiner eigenen Läuterung wie zum Schutze der Gemeinschaft.« (I, 215) Wie schon bei Hobbes tritt auch bei Schmitt und Benn an die Stelle der verlorenen »Wahrheit« die dezisionistische Autorität, um durch »Gesetz« und »Stil« das bürgerkriegsähnliche »Chaos« zu bannen.

Das zweite Beispiel führt noch einmal zu dem eigentlichen Entscheidungsakt zurück. Benns klassische Formulierung, am Ende der »Antwort an die literari-

schen Emigranten«, wurde bereits zitiert (IV, 248; vgl. IV, 56!).¹³⁹ Er hat dieses dezisionistisch-existentielle Umschlagerelebnis vom Frühjahr 1933 nachträglich in ein fast zwanghaftes Erfahrungs- und Veränderungsmodell der expressionistischen Generation überhaupt zurückprojiziert, - wobei ihm, wenn man die Entscheidungen der ehemaligen Expressionisten für rechts und links berücksichtigt, viele Beispiele sogar recht geben:

Ich bin aber sicher, und ich sehe und höre es von anderen, daß alle die echten Expressionisten, die jetzt also etwa meines Alters sind, dasselbe erlebt haben wie ich: daß gerade sie aus ihrer chaotischen Anlage und Vergangenheit heraus einer nicht jeder Generation erlebbaren Entwicklung von stärkstem inneren Zwang erlegen sind zu einer neuen Bindung und zu einem neuen geschichtlichen Sinn. Form und Zucht steigt als Forderung von ganz besonderer Wucht aus jenem triebhaften, gewalttätigen und rauschhaften Sein, das in uns lag und das wir auslebten, in die Gegenwart auf. Gerade der Expressionist erfuhr die tiefe sachliche Notwendigkeit, die die Handhabung der Kunst erfordert, ihr handwerkliches Ethos, die Moral der Form. Zucht will er, da er der Zersprengteste war [...] (I, 251 f.)

Daß diese »neue Bindung« und »Zucht« sich außerhalb der Kunst sehr bald als trügerisch erwiesen, hat nicht nur mit der inhaltlichen Enttäuschung Benns durch den Nationalsozialismus, durch die geistige und künstlerische Niveau- und Stillosigkeit des »neuen Staats« zu tun, sondern mehr noch mit der inneren Aporie eines reinen Dezisionismus, der sich niemals *für* etwas Inhaltliches hätte entscheiden dürfen. Krockows Kritik an Schmitt und Heidegger trifft deshalb bis auf den Schlußteil auch auf Benn zu:

Durch die »nationale Erneuerung« war die Situation politisch und soziologisch verwandelt. Die entbehrte Autorität, der souverän entscheidende »Führer« war nun da und zugleich die sozialistische Bedrohung ausgeschaltet. Die praktische Grundlage zur »Entgegenwärtigung der Gegenwart« entfiel.¹⁴⁰ Und zugleich trat dem dezisionistischen Formalismus mit der »völkischen Weltanschauung«, in der Idee von »Blut und Boden« auch geistig ein - jedenfalls dem Anspruch nach - substantielles, mit konkretem Inhalt erfülltes Prinzip entgegen. Hier war *wirklich* Entscheidung gefordert, und ein konsequent durchgehaltener Dezisionismus hätte zu dem neuen Geist keinen Zugang gewinnen dürfen bzw. in »entschlossenem« Gegensatz zu ihm beharren müssen. Das Gegenteil trat ein, die Entscheidung fiel gegen den Dezisionismus, führte zu seiner Selbstaufgabe und entlarvte ihn damit in seiner politischen und sozialen Situationsgebundenheit. Schmitt und Heidegger fanden sich zu existentieller Identifikation mit dem Neuen. Aber auch nachdem ihr anfänglicher Enthusiasmus in Enttäuschung umgeschlagen war und sie verspätet ins Lager der »inneren Emigration« geführt hatte, blieb die Abkehr von der dezisionistischen Ausgangsposition für sie charakteristisch.¹⁴¹

Im Unterschied zu Schmitt und Heidegger kehrte Gottfried Benn - und das sollte sein weiteres Werk und Verhalten entscheidend vorprägen - spätestens mit der George-Rede vom Frühjahr 1934 zu seiner ästhetisch-dezisionistischen Ausgangsposition des Jahres 1932 zurück, um sie und ihre Schutz- und Tabufunktionen in den nächsten Jahren immer reiner und rücksichtsloser herauszuarbeiten: »Stil ist der Wahrheit überlegen . . .« Das war ihm nur möglich durch die radikale Abtrennung der Kunstsphäre von der geschichtlichen, politischen Machtsphäre und durch ihre Überordnung über Leben und Geschichte. Schon im

»Expressionismus«-Essay findet sich der rührend-verblendete Satz: »der Schwer- und Hebepunkt der ganzen geschichtlichen Bewegung: die Kunst in Deutschland . . .«(I,240). In der »Dorischen Welt« wird dann unwiderruflich die Grenzlinie gezogen:

der Staat macht das Individuum kunstfähig, aber übergehen in die Kunst, das kann die Macht nie. Sie können beide gemeinsame Erlebnisse mythischen, volkhaften, politischen Inhalts haben, aber die Kunst bleibt für sich die einsame hohe Welt. Sie bleibt eigengesetzlich und drückt nichts als sich selber aus. (I, 290)

Die »Form«, der »reale eigenkategoriale Geist« wird im Zeichen Nietzsches als die schöpferische »Macht schlechthin« deklariert (I, 292) und der Essay endet mit einem Bekenntnis zur »absoluten Kunst« und zu Flaubert (I, 294). Die Kunst ist wiederum zur höchsten, absoluten, autoritären Kategorie geworden, durch die die eigentlichen Entscheidungen fallen. Mit einem Hymnus auf sie endet auch der »Lebensweg eines Intellektualisten« (IV, 68). Benns »innere Emigration« hat begonnen. -

7. Gottfried Benn und Julius Evola

Die stärkste Wirkung auf den Gottfried Benn der Jahre 1933-36 und vor allem auf Duktus und Ideengehalt des Essays »Dorische Welt« hat jedoch der Italiener *Julius Evola* (1898-1976) ausgeübt. Mit einer Kurzformel könnte man Evola als den eigenwilligen Geschichts- und Kulturphilosophen eines vergeistigten Faschismus charakterisieren. Von italienischen Handbüchern wird er als der Vertreter eines »magischen Idealismus« verzeichnet. Der bedeutende italienische Philosoph Ugo Spirito hat sich schon 1930 sehr kritisch mit ihm auseinandergesetzt:

Noch immer steht Evolas Idealismus in heftiger Berührung mit den abstrakt voluntaristischen Ansprüchen der Theorien, die um die Jahrhundertwende Mode waren. In Evolas Philosophie ist die Anmassung spürbar, den Intellektualismus dank einer alogischen und überlogischen Aktivität zu überwinden. Das ist der Kern von Evolas Denken. Viele andere Bestandteile einer vielseitigen, aber nicht ganz einheitlich bearbeiteten und geklärten geistigen Erfahrung kommen hinzu. Bei ihm treffen die revolutionären und anarchistischen Anforderungen des Futurismus und des Dadaismus— die alte Leidenschaft von Evola! - ein verwestlichter, mythischer Osten, der dämonische Übermensch Nietzsches und die dunklen Bräuche der Theosophie und des Okkultismus zusammen.¹⁴²

Evola hatte u. a. die italienische Ausgabe von Spenglers »Untergang des Abendlandes« eingeleitet, arbeitete 1933/34 an W. Stapels Zeitschrift »Deutsches Volkstum«¹⁴³ mit, und legte noch 1960 ein italienisches Buch über Werk und Denken Ernst Jüngers vor. Von den Briefen, die er 1936 mit Benn wechselte, ist keiner erhalten geblieben; es gibt lediglich einen Brief Evolas an Benn vom 13. 9. 1955, mit dem er die alte Vorkriegsbeziehung - sie lernten sich in Berlin auch persönlich kennen - wiederaufnehmen wollte.¹⁴⁴ Bekanntlich hat Benn Evolas Buch »Erhebung wider die moderne Welt« (*Rivolta contro il mondo moderno*), das 1935 deutsch erschien, mit großer Anteilnahme und Zustimmung aufgenommen und in dem Essay »Sein und Werden« noch im gleichen Jahr bespro-

chen. (IV, 251-261) Der Name Evola fällt jedoch das erste Mal schon am Ende des »Expressionismus«-Essays, der am 5. 11. 1933 erschien. Es heißt dort:

Es ist für mich kein Zweifel, daß es politisch in die Richtung jener ghibbellinischen Synthese geht, von der Evola sagt, die Adler Odins fliegen den Adlern der römischen Legion entgegen. Dieser Adler als Wappen, die Krone als Mythos und einige große Gehirne als Beseeler der Welt. Mythologisch heißt das: Heimkehr der Asen, weiße Erde von Thule bis Avalon, imperiale Symbole darauf: Fackeln und Äxte, und die Züchtung der Überrassen, der solaren Eliten, für eine halb magische und halb dorische Welt. Unendliche Fernen, die sich füllen! Nicht Kunst, Ritual wird um die Fackeln, um die Feuer stehen [...] Da steht das Geschlecht: Geist und Tat [!] transzendenter Realismus oder heroischer Nihilismus [. . .] Zusammengeschmolzen die Architektur des Südens und die Lyrik des Nebellandes; Hochwuchs der Atlantiden; ihre Symbolwerke werden große Gesänge sein, Oratorien in Amphistadien, Strandchöre der Meerfischer, Muschelsymphonien in Kalkhallen und mit den Hörnern der Urjäger. Unendliche Fernen, die sich füllen, ein großer Stil bereitet sich vor. (I, 255 f.)

Diese und andere Passagen aus dem folgenden Jahr,¹⁴⁵ sowie die ihnen innewohnende grundsätzliche Wendung Benns vom Nationalen zum Übernationalen, vom »Staat« zum »Imperium«, vom »Zwischenreich des Nihilismus« zum »Zeitalter des Geistes« (I, 475), von der Macht zur Kunst, sind in ihren rhapsodischen Abkürzungen ohne eine zulängliche Kenntnis des Buches, auf das Benn sich dabei bezieht, nicht zu verstehen. Es ist Evolas Schrift »Heidnischer Imperialismus«,¹⁴⁶ die 1933 deutsch erschien und die Benn spätestens im September/Oktober 1933 bekannt geworden sein muß. Am 2. 2. 1934 hat er sie Oelze zur Lektüre empfohlen. (Nr. 6, S. 31) In ihrem Zeichen beginnt für Benn der Prozeß der Entwirklichung seines zwiespältigen Engagements an das Dritte Reich und die schließliche Abkehr von ihm - parallel und verstärkend hat freilich auch die typische essayistische Entwirklichung und »Stoffvernichtung« (Br., S. 50) des konkreten Gedankengebäudes Evolas durch die inhaltverzehrende, ausdrucksversessene Bennsche Prosa stattgefunden.

Dennoch ist es keine Übertreibung, Gottfried Benn seit dem Herbst 1933 mit dem gleichen Recht, mit dem man ihn einen Nietzscheaner nennen kann, als einen Evolaner (der freilich seinerseits von Nietzsche herkommt) zu bezeichnen.

Da hier nicht der Ort für einen einläßlichen Vergleich ist, muß eine zusammenhängende, knapp kommentierte Folge von Zitaten für sich selbst sprechen. Das ist um so eher möglich, als sich im »Heidnischen Imperialismus« auf hundert Seiten prägnant zusammendrängt, was die »Erhebung wider die moderne Welt« dann auf vierhundert Seiten auseinanderfaltet und › wissenschaftlich‹ belegt.

Der »Mythos vom Norden« feiert bei dem Baron Evola eine eindrucksvolle geschichtsphilosophische und politische Wiederauferstehung. Er geht aus von der historischen Annahme einer »nordisch-solaren Urtradition« und charakterisiert sie als

eine nordische Urkultur und Heimat, worin sich eine transzendente, außermenschliche Geistigkeit aufs engste verband mit einem heldischen, königlichen und triumphalen Element: zur sieghaften Form über das Chaos; zum sieghaften Übermenschentum über alles, was menschlich und tellurisch ist; zur

»Solarität« als Hauptsymbol einer transzendenten Männlichkeit, als Ideal einer Würde, die in der Ordnung der geistigen Kräfte dem entspricht, was auf der materiellen Ebene der Herrscher, der Held, der Herrenmensch sind.¹⁴⁷

Besonders in den nordisch-germanischen Traditionen meint Evola Spuren dieses göttlich-sonnenhaften Ursprungslandes zu entdecken, in Asgar, dem »Sitz der Asen und der verwandelten Helden«, und in dem von Benn zitierten gälischen »Avallon«, dem »Land der Lebendigen« und dem Reich des »Siegers«.¹⁴⁸ Wie alle Kulturpessimisten weist Evola dann den stufenweisen Abfall von dieser imperialen Traditionswelt und ihrem »solaren« heidnischen Weltbild« auf, dessen Synthese und Grundbegriff es sei, »daß der Geist Macht ist, und daß die Macht Geist ist«¹⁴⁹ - ein zentraler Satz für den Benn von 1933/34.

Nach der »dorischen Welt«¹⁵⁰ als der letzten vorbildlichen Form einer arischen Urkultur war das »heidnische Römertum« die »letzte große Schöpfungstat des nordischen Geistes«.¹⁵¹

Einen Nachglanz erlebte sie in der »ökumenischen Kultur des kaiserlichen und feudalen Mittelalters [. . .], deren überpolitisches Zentrum das gibellinische Kaisertum war«.¹⁵² Danach gehe der Weg »abwärts bis zur Reformation«, dem »großen Sturz der nordischen Menschheit«,¹⁵³ dem »Beginn des ›sozialistischen‹ europäischen Niedergangs«, eines zersetzenden Humanismus, Partikularismus, Kapitalismus und Kollektivismus; es beginne der demokratische und anarchische »Aufruhr der unteren Schichten«.¹⁵⁴ Seitdem gebe es die »Kraft der Tradition« nur noch »in einer geheimen Kette von Wenigen zu Wenigen«.¹⁵⁵ Sie

bleiben bei der dorisch-olympischen Idee von der Überlegenheit der »Götter« über alles, was Werden ist, und nennen Aberglauben, der von unten kommt, antiaristokratischen Mythos von Parvenüs die Idee vom »Fortschritt«, von der »Evolution der Menschheit«, nennen Phantasie schwächerer Seelen die Idee von einem providentiellen oder irgendwie vernünftigen Plan der Geschichte, die Idee, dass alles, was geschehe, vernünftig und gerechtfertigt sei und sich der Verwirklichung eines transzendenten Zieles überordne [. . .]¹⁵⁶

Zu jenen »Wenigen« zählt Evola *Nietzsche*, und er charakterisiert und kritisiert ihn auf eine Weise, die für Benn bis hin zu seiner Nietzsche-Rede (1950) bedeutsam sein wird:

Das Erlebnis Nietzsche ist insofern noch nicht erschöpft, als es noch gar nicht begonnen hat. Erschöpft sein wird das ästhetisch-literarische Zerrbild Nietzsches, die biologisch-naturalistische Reduktion einiger von der Zeit bedingten Teile seiner Lehre.¹⁵⁷ Aber der Wert, den Nietzsche heroisch und um den Preis unnennbaren Leidens getragen hat [. . .] dieser Wert, der jenseits seiner »Philosophie« steht, jenseits seiner Menschlichkeit, jenseits von ihm selbst, identisch mit einer kosmischen Bedeutung, Spiegelung einer äonischen Kraft . . . das schreckliche Feuer der solaren Initiationen - dieser Wert wartet noch darauf, von den Zeitgenossen verstanden und übernommen zu werden.¹⁵⁸

Zu jenen »Wenigen« rechnet Evola aber nun auch »Einige«, »die aus einem dunklen Instinkt heraus, als Zeichen der Reaktion, die Symbole des Hakenkreuzes, des Adlers und des Beils heraufbeschwören«.¹⁵⁹ Deshalb weist er unter dem Titel »Der Mythos von den beiden Adlern« auf »die Bemühungen einer Erhebung und einer Wiederherstellung« der alten Traditionswelt hin, »die im Schatten wesentlich heidnischer und arischer Insignien - auf der einen Seite der Adler und das Hakenkreuz, auf der anderen der Adler und das Rutenbündel - sich un-

ter den deutschen und italienischen Völkern manifestieren . . .«;¹⁶⁰ sie sollten zu einem Punkt führen, »wo - wie im Zeitalter des mittelalterlichen ökumenischen Europas - der römische Adler sich von neuem mit dem nordischen Adler begegnen würde«.¹⁶¹ Mit diesem Wunschbild einer modernen »ghibellinischen Synthese« von Nord und Süd - ghibellinisch ist das gegen die katholische Kirche vertretene »Prinzip von der Übernatürlichkeit des Imperium«¹⁶² -, das Benn in seinem »Expressionismus«-Essay dann programmatisch aufgreift, beginnt aber auch die Kritik Evolas an ihren zeitgenössischen Repräsentanten. Zunächst an seinen faschistischen Landsleuten:

Die Monarchie bleibt auch im Rahmen des Faschismus leider eine, die »regiert, aber nicht herrscht«. Andererseits bestehen die sogenannten »Hierarchien« des Faschismus fast immer nur aus bloßen Parteiführern, oft von unten gekommenen Leuten, ohne Namen noch wahre geistige Tradition [...] In die Kämpfe und Sorgen der konkreten Politik verstrickt, scheint sich der Faschismus nicht zu interessieren für die Schaffung einer Hierarchie im höheren Sinn, die auf rein geistigen Werten beruhte und nur Verachtung hätte für alle Befleckungen durch die »Kultur« und den modernen Intellektualismus [. . .] Die faschistische Beschwörung der römischen Symbole ist noch weit entfernt, von einer Beschwörung der römisch-heidnischen, nicht bloß militärischen, sondern sakralen Idee des Imperiums begleitet zu sein [. . .]¹⁶³

Diese Kritik, die bereits der fortschreitenden Enttäuschung Benns durch die deutsche Entwicklung entspricht, wird nun durch eine am Nationalsozialismus ergänzt:

Wenn das Hakenkreuz, das arisch-heidnische Zeichen der Sonne und der aus eigener Kraft brennenden Flamme, sicherlich zu den Symbolen gehört, die besser als alle anderen zu einer wahren germanischen Wiedergeburt hinleiten könnten, so muß doch eingesehen werden, daß der Name der politischen Partei, die es als Abzeichen übernommen hat und die heute Deutschland im Sinne des Faschismus revolutioniert, alles andere als glücklich ist. Tatsächlich sind, abgesehen von der Beziehung zur Arbeiterschicht, sowohl »Nationalismus« als auch »Sozialismus« Elemente, die sich sehr wenig der edlen deutschen Tradition einfügen wollen, und man müßte sich klar darüber werden, daß es doch eine Gegenrevolution gegen den demokratischen Sozialismus ist, die Deutschland nottut. Die wiederhergestellte Harzburger Front bezeichnete bereits den richtigen Weg: eine antimarxistische und antidemokratische Aufstandsbewegung, die sich auf die Front der konservativen und traditionalistischen Elemente selbst berief.¹⁶⁴

Daß Evola das erste Hitlerkabinett als »wiederhergestellte Harzburger Front« interpretiert, läßt deutlich erkennen, welchen politischen Ort er in Deutschland einnehmen würde. Andererseits signalisiert Benns Bekenntnis zu dem Wunschbild einer »ghibellinischen Synthese« der vereinigten Adler, daß er sich von seiner anfänglichen Faszination durch einen nationalen Staat und eine preußisch-sozialistische Volksgemeinschaft im November 1933 schon gelöst hat, daß der Entwirklichungsprozeß seiner politischen Vorstellungen weit fortgeschritten ist. Entgegen kam ihm dabei auch Evolas strikte Ablehnung einer autonomen oder gar biologistischen Rasselehre und die Überordnung des »Geistes« über das »Leben«:

Eine Kultur im wahren und höheren Sinn [. . .] entsteht erst dort, wo die totemistische Stufe überwunden ist; dort, wo das Rasselement, sei es auch mystisch verstanden, nicht die letzte Instanz ist; dort, wo außer dem Blut sich eine Kraft höheren, metabiologischen, geistigen und »solaren« Typs offenbart, die nicht aus dem Leben herausführt, sondern das Leben bestimmt, indem sie es verwandelt, verfeinert, ihm eine Form gibt, die es vorher nicht hatte.¹⁶⁵

Diese Sätze könnten im wesentlichen auch von Benn stammen und so ist auch Evolas Rassenlehre die seinige: »die Wahrheit vielmehr ist, daß eine Rasse verfällt, wenn ihr Geist verfällt, wenn jene innere Spannung nachläßt, der sie ihre ursprüngliche Form und ihren geistigen Typus verdankt.«¹⁶⁶ Daß der autonome herrscherliche »Geist« die höchste und letzte Instanz sei, ist überhaupt der Zentralpunkt ihrer Kongruenzen. Deshalb findet Evola gerade hier Formulierungen, die in mehrfacher Weise an Gottfried Benn erinnern, Formulierungen, in denen die »Kunst der Herrschaft« und des »Herrschers« immer auch die Herrschaft der Kunst und des Künstlers meint:

Und damit befinden wir uns auf einer subtileren Ebene, wo die Tat und die Herrschaft durch Ideen ausgeübt werden. Durch Ideen - wohlgernekt -, die nicht als abstrakte Begriffe, sondern als Ideen-Kraft, Mythen (im Sinne Sorels) aufzufassen sind, d. h. als Prinzipien, dahinzielend, Energien zu erwecken, soziale Bewegungen und Strömungen vermittelt der verschiedenen moralischen, emotionellen, glaubens- und traditionsverhafteten Suggestionen, die sie auf die Massen auszuüben vermögen. Aber hier sind zwei Punkte festzuhalten. Erstens, der Herrscher muß Herr der verschiedenen Ideen und Mythen bleiben, er darf nicht, an sie glaubend, selbst den Illusionen unterliegen und ein Besessener werden, ein Sklave der Geister, die er gerufen hat; er darf ihnen keinerlei absoluten Wert beimessen, er muß sie kaltblütig als Mittel benutzen, als faszinierende Instrumente, mit denen er - bei genauer Kenntnis der Massenpsychologie - die beabsichtigten Einflüsse ausüben wird, indem er die blinden Kräfte der aneinandergeschlossenen Kollektive erweckt und leitet.¹⁶⁷

Diese Passage liest sich wie eine präzise Gebrauchsanweisung für Benns kulturpolitisches Krisenprogramm von 1932, für die formale Rekonstruktion und Wiederherstellung einer verlorenen »Traditionswelt«. Sie läßt sich politisch, ästhetisch und konkret historisch interpretieren, wobei eine Deutung in die andere umschlägt:

Versteht man sie politisch, so gerät man direkt vor den Dezisionismus Carl Schmitts. Daß die souveräne Entscheidung des Führers und Diktators »normativ gesehen, aus dem Nichts geboren« wird, kann gar nicht klarer und zynischer gesagt werden als in Evolas Text. Denn auch das geistige Ethos, auf das er seine »Elite« mit hochtönendem Vokabular verpflichtet (Weisheit, Disziplin der Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung, virtus, Schweigen, Einsamkeit, Unveränderlichkeit, Dienst und Treue),¹⁶⁸ löst sich bei den Umkehrungen von Geist=Macht und Macht=Geist¹⁶⁹ in ein »Nichts« faktischer, dezisionistischer Herrschaft auf:

Das Höherstehende darf nach keinerlei Sanktionierung oder Anerkennung fragen, es muß sich vielmehr gründen einzig auf das direkte Überlegenheitsbewußtsein derer, die überlegen sind und sich als Überlegene über jeden Beweis stellen.¹⁷⁰ Ihre Kraft ist »okkult, allesvermögend und unbedingt.«¹⁷¹

Versteht man die Passage ästhetisch, so hält man unmittelbar vor der Lehre Bennis, d. h. vor dem, was er in den Jahren 1932-34 als die Herrschaft des Geistes, der Form und der Kunst verstanden und propagiert hat. Wie sehr solch quidproquo berechtigt ist, verdeutlicht ein Satz, den Evola unmittelbar nach der obigen Passage schreibt:

Die »suggestiven Potentiale«, mit denen die verschiedenen Ideen geladen sind, zu überprüfen, abzuwägen, zusammenzustellen, zu gebrauchen, zu entladen oder zu unterbinden, das ist die höhere, unsichtbare und gefährliche Kunst der Herrschaft die, mit Bewußtsein geübt, man ansprechen kann als mit der ›Magie‹ im höheren Sinn kommunizierend.¹⁷²

Fügt man hier nach »Ideen« den Zusatz »und Worte« ein und liest man statt »gefährliche Kunst der Herrschaft« »Herrschaft der Kunst und Dichtung«, so gilt diese Maxime ohne Abstrich auch für Bennis suggestive Kunsttheorie und Dichtungspraxis, wie er sie 1933/34, aber auch davor und danach, verkündet und geübt hat. Am Ende der »George-Rede« (I, 472 ff.) und der »Dorischen Welt« (I, 292 ff.) kann man das Credo seiner »imperativen Kunst« (I, 477) erstmals konzentriert nachlesen. Und man findet seine Spuren, trotz aller späten Relativierungen, auch noch in der Rede über »Probleme der Lyrik«.

Die Behauptung, daß Bennis innerste Kunsterfahrung und Ästhetik mit Macht- und Ohnmachtfragen zu tun habe, daß vor allem seine Wirkungsästhetik eine ›magische‹, ›suggestive‹ und tabuierende Macht- und Ohnmacht-Ästhetik gar nicht so weit von der Mythenlehre eines Sorel darstelle, bestätigt und ergänzt diese Stelle erneut.¹⁷³ Und blickt man noch einmal auf Benjamins Definition des Faschismus als einer »Ästhetisierung der Politik«, so sieht man Benn hier, in der Verbindung und Stil-Osmose mit Evola, am Punkte seiner nächsten und bedenklichsten Nähe zu einer spiritualisierten Form des Faschismus.

Denn versteht man die zitierte Passage schließlich konkret historisch-politisch, so gerät man nahe vor die Figur, die Herrschaftsauffassung und Herrschaftspraxis Adolf Hitlers, der für seine Person das Vexierbild eines Künstler-Politikers und eines Politiker-Künstlers selbst in Umlauf gebracht hat. Daß es in diesem Bereich tatsächlich eine heikle ästhetisch-politische Überschneidungszone mit Hitler und dem Nationalsozialismus gibt, bringt einem die Hitler-Biographie von Joachim C. Fest sehr deutlich vor Augen. Fest interpretiert Hitler mit guten Gründen als eine in den Raum der Politik und der Geschichte versetzte Künstlerexistenz, die ihre Herrschaft expressis verbis als »Diktatur des Genies« aufgefaßt hat.¹⁷⁴ Freilich muß ebenso entschieden betont werden, daß es dabei nicht um persönliche Identifikationen, vielmehr um strukturelle und ideelle Teil-Affinitäten und Anfälligkeiten geht. Evolas Kritik an dem etablierten italienischen Faschismus wurde bereits zitiert.

Bennis Distanzen sind eher noch größer; seine Rezeption Evolas stellt trotz des Bekenntnishaften einen entschiedenen Entwirklichungsprozeß der vorgegebenen Inhalte und Tendenzen dar. Dieser für Bennis Dichtung generell gültige Entwirklichungsprozeß¹⁷⁵ ist im Falle seiner Evola-Rezeption zudem Funktion der Abkehr vom »neuen Staat« und seinen Repräsentanten, also auch eine Art Rückzugsdeckung und Rückzugsverschleierung. Sie führte sehr schnell zu der Grenze, wo Benn überhaupt Abschied von allen »Verwirklichungshoffnungen«

(Nr. 134, S. 180) nimmt und damit in einer ›sentimentalischen‹ Form zu seine ›naiven‹, expressionistischen Gesellschaftsfeindlichkeit vor 1932, bzw. vor 1929 zurückkehrt. Am Ende seiner Rezension des zweiten Evola-Buches heißt es schon klipp und klar: »Also: Ein transzendentes und ein Verwirklichungsleben! Ja oder Nein! Es gibt zwei Welten. Europa wird es erkennen müssen.« (IV, 259) In den Briefen taucht der künftige starre »Dualismus« - seit der »George-Rede« latent, seit dem »Röhm-Putsch« virulent - schon früher auf.¹⁷⁶ Der Oelzebrief vom 11. 12. 1938 (Nr. 156, S. 207 f.) bringt dann auch die Korrektur an Evola und seinem für ihn anfangs so faszinierenden historischen Restitutio-Modell:

Dann [sc. nach Nietzsche] kam Evola mit der modernen u der Traditionswelt. Sie wissen, wie ich ihn verehere. Aber dass die gute alte *Traditionswelt* mit ihren imperialen Symbolen derselbe gute alte Dreck der *Geschichtswelt* war, ist wohl allmählich Hausgut. Der Trennungsstrich liegt woanders. Er verläuft zwischen Asien u. Europa, zwischen Gandhi u. Himmler, aber auch zwischen Goethe und Laotse, nämlich zwischen handeln u. schweigen.

Symptomatisch für den Entwirklichungsprozeß ist es, daß Benn trotz der maßgeblichen Prägung durch Evola ein konstitutives Element seiner Lehre stillschweigend fallen läßt, in der Rezension sogar unterschlägt: es ist der spirituelle, aber dennoch ressentimentgeladene und krude Antisemitismus Evolas in der Spielart eines Antichristianismus. Der Italiener gehörte zu denen, die neben dem »demokratischen Übel« an erster Stelle das »semitische Gift«¹⁷⁷ für den Verfall und Untergang der nordisch-arischen Hochkulturen und Traditionswelten verantwortlich machten.¹⁷⁸ Bei Benn davon kein Wort, keine Spur. Das legt noch einmal eine unaufhebbare Distanz zum Nationalsozialismus, aber auch zu vielen Vertretern jener revolutionär-konservativen Gedanken- und Gefühlswelt, mit welcher der Einzelgänger Benn sonst in so vielfältiger Weise verbunden ist.¹⁷⁹

8. Das Frühjahr 1933. Benn als geschichtlich handelnde Figur

Daß Benn als Akademie-Mitglied im Frühjahr 1933 entscheidend daran mitwirkt, was Rudolf Pechel und Paul Fechter schon im Oktober 1932 vom Reichskanzler Papen gefordert hatten: die Reform der Dichterakademie und die »Entfernung des untragbaren Heinrich Mann«, daß der Außenseiter plötzlich als geschichtlich handelnde Figur auftritt, dieses *factum brutum* ist trotz aller Deutungsversuche noch immer nicht zureichend geklärt. Es bleibt ein unaufgelöster Rest. Aber auch in dieser schwer zugänglichen Zone hat Benn als ein exemplarischer Fall zu gelten, bei dem es nicht um die Einsicht in private Idiosynkrasien, sondern um die Erkenntnis von Dispositionen und Verhaltensweisen geht, die repräsentativ für weite Teile der deutschen Intelligenz und ihren »soziologischen Nenner« sind. Die weiteren Überlegungen werden deshalb versuchen, den beunruhigenden Kern des Falles noch enger einzukreisen.

Im Februar 1933 beginnt das unheimlichste Doppelleben, das Benn jemals geführt hat. Noch deutlicher als in den großen Schriften des Jahres 1932 werden seine Zwiespältigkeiten bei einem Blick auf zwei Äußerungen um die entscheidende Jahreswende 1932/33. In einem kleinen Beitrag zu dem Verkündigungswort »Friede auf Erden« (IV, 238) tritt Benn »für ein starkes, tankgesichertes,

betonuntermauertes Militärbündnis mit Frankreich« ein: »Dies zu verwirklichen erscheint mir der hohen Vernunft dieser beiden führenden Menschheitsvölker würdig [. . .]« Ein militantes, aber doch übernationales frankophiles Votum. Es ist deshalb so bemerkenswert, weil Benn damit in seiner Weise noch Heinrich Mann beipflichtet, der in einem programmatischen Aufsatz zu dem Krisenjahr 1932 gerade dieses Bündnis mit Frankreich, - ganz gegen die nationalistische Stimmung in Deutschland, - gefordert hatte.¹⁸⁰

Das zweite Zeugnis ist der Entwurf Benns zu einem öffentlichen Aufruf der Akademie »gegen die immer stärker um sich greifende Kulturreaktion« vom Januar 1932, ein Aufruf, der sich u. a. aus den Diskussionen um Fechtens fragwürdige Literaturgeschichte ergeben hatte.¹⁸¹ Hier tritt Benn noch - und definiert es als »*unser* drittes Reich«!- für eine Geistesfreiheit ein, die sich entschieden gegen die parteipolitischen Bedrohungen von rechts wie von links wendet und auf dem Grundsatz basiert, »daß ein Volk sich nicht durch Aufbringung von Macht und Waffen, nicht durch Klassendiktatur, auch nicht durch züchterische Rassenmaßnahmen entwickelt und trägt, sondern ausschließlich durch die immanente geistige Kraft, durch die produktive seelische Substanz . . .« Immerhin bestand unter den Mitgliedern der Sektion noch so viel Einigkeit, daß Alfred Döblin den Bennschen Entwurf zur Grundlage einer eigenen, konkretisierenden Überarbeitung machen konnte.¹⁸²

Zwei Monate später war er, wie Heinrich Mann, unter Mithilfe Benns aus der Akademie hinausmanövriert. Man kann wohl annehmen, daß Benn in der Sektion, die schon seit ihrer Gründung (1926) von starken Spannungen und Gegensätzen erfüllt war, einen Platz in der Mitte, zwischen den Fronten, gefunden hat: also zwischen den Berliner und den auswärtigen Mitgliedern, vor allem aber zwischen den völkisch-nationalen »Dichtern« und den liberalen, republikanischen »Literaten«.

Was sich im Frühjahr 1933 in der »Dichterakademie« tatsächlich zugetragen und welche zwiespältige Rolle Benn dabei gespielt hat, darüber sind wir durch die Tagebücher Oskar Loerkes und durch die dokumentarischen Darstellungen von Inge Jens, Hildegard Brenner und Reinhart Alter inzwischen zureichend informiert.¹⁸³ Benns Rechenschaftsbericht im »Doppelleben« wird den tatsächlichen Vorgängen in keiner Weise gerecht. Wie viele ähnliche Autobiographien und literarische Rechenschaftsberichte nach 1945 verdiente er einmal eine historisch-kritische und sozialpsychologische Untersuchung; nicht, um den Verfasser der Vertuschung und Schönfärberei zu bezichtigen, sondern um ihn als Deutschen bei seiner öffentlichen und repräsentativen »Trauerarbeit« (A. Mitscherlich) zu beobachten, um die historischen, politischen, geistesgeschichtlichen und literarischen Verfahrensweisen seiner Rechtfertigungsversuche als typische Bewältigungsmodelle der Nachkriegsdeutschen herauszuarbeiten.¹⁸⁴

Im übrigen läßt sich, im Rückblick jedenfalls, auch Benns Behauptung nicht aufrechterhalten, daß man im Frühjahr 1933 noch die Hoffnung hegen konnte, die Nazis »in ihren noch keineswegs enthüllten Plänen zu beeinflussen.«¹⁸⁵ Die Historiker sind sich einig, daß die drei staatlichen Verordnungen des Februar »im Grunde bereits alles vorentschieden«.¹⁸⁶ Dazu Fest: »Wenn die Verordnung vom 28. Februar der faktische Untergang des Weimarer Parteienstaates war, dann das Ermächtigungsgesetz der moralische . . . Was weiter geschah, war nur noch Nebenwerk, Arrondierung schon errungener Machtpositionen . . .«,¹⁸⁷ Im März also hätte man sehr wohl schon sehen *können*, was gespielt wurde. Und was

Benns Hoffnung betrifft, »die emigrierenden oder zunächst ablehnenden Mitglieder könnten bei der Akademie gehalten werden, bzw. ihre Tradition wäre zu retten«,¹⁸⁸ so hätte er schon am Tage der ersten ominösen Sektionssitzung, also am 15. 2. 1933, in einem Zeitungsartikel des späteren Vorsitzenden Johst nachlesen können, was man mit der »Dichterakademie« vorhatte - nämlich die Reform à la Pechel und Fechter vom Oktober 1932.¹⁸⁹

Aus solchen Widersprüchen findet man nicht heraus, indem man Benn kurzerhand zu einem »Faschisten« oder gar zu einem »Opportunisten« erklärt - beides war er nicht. Man muß die Tatsache akzeptieren, daß er in den Wochen und Monaten des Frühjahrs 1933 ein fast schizophrenes Doppelleben - von den Tagebucheinträgen Loerkes unmittelbar dokumentiert - geführt hat, und daß sich dieses Syndrom nicht monokausal, sondern allenfalls polykausal analysieren und diagnostizieren läßt. Erörtert wurden in diesem Kapitel bisher zwei wesentliche Momente, Benns im weitesten Sinne revolutionär-konservative Mentalität und seine spezifisch ästhetische Affinität zu einem spirituellen Faschismus in der Form einer »Machtergreifung« durch die Kunst. Zu berücksichtigen sind nun noch einige Motive aus dem sozialpsychologischen Bereich:¹⁹⁰

1. Erst die Aufnahme in die Akademie, die Krönung seiner literarischen Sozialisation, über die er sich »ungeheuer« freute, brachte Benn überhaupt in die fatale historische Versuchersituation. Man kann die Bedeutung dieser Mitgliedschaft gar nicht überschätzen. In einer bezeichnenden Mischung von Institutionengläubigkeit und Politikfremdheit verteidigte er in der »Akademie« sowohl die höchste Instanz des Geistes und der Kunst, wie seinen neugewonnenen persönlichen Status. Als ihr Fürsprecher trat er in den Auseinandersetzungen des Frühjahrs 1933 auf, bezeichnete sie als eine »glanzvolle Angelegenheit«,¹⁹¹ richtete noch am 18. 11. 1933, längst nach ihrer Neuordnung, ein Schreiben an sie, ließ sich noch Ende Mai 1936, nach der Attacke im »Schwarzen Korps«, in einem englischen Fragebogen für das Lexikon »Who is who?« als »Mitglied der preußischen Akademie der Künste, deutsche Akademie der Dichtung« eintragen (Nr. 77, S. 119) und betonte auch nach 1945 sowohl in einem Brief an J. Weyl (1946) wie im »Doppelleben« die »große Ehre, zur Akademie zu zählen«.¹⁹² Deshalb entschied er sich im ersten gefährlichen Konfliktfall, den er erlebte, blindlings für die traditionsreiche preußische Institution und gegen jene Personen, die sie durch ihre »hemmungslose politische Agitation«¹⁹³ angeblich gefährdeten. Bei H. Brenner kann man nachlesen, daß selbst Heinrich Mann, um dessen »hemmungslose politische Agitation« es ging, keinesfalls frei von derselben apolitischen Institutionengläubigkeit war, daß auch er mit irritierender Nachgiebigkeit das Feld räumte.

2. Konnte sich Benn von dem verehrten Heinrich Mann trennen, so dürfte ihm der Abschied von den anderen Schriftstellern des liberal-demokratischen, politisch engagierten Aufklärungstyps nicht schmerzlich gefallen sein. Erleichternd und enthemmend wirkte ein in diesen Wochen ganz ungeniert und unverhohlen durchbrechendes *Ressentiment* sozialpsychologischer Art, das wir schon aus dem »Phimose«-Text (II, 464 f.), aus dem Hebbel-Gedicht und aus anderen Beispielen kennen. Es ist der tiefwurzelnde Affekt gegen jene, »die droben im Lichte wandeln«, die es sich leicht machen und leicht machen können: »Ihr schnitzt und bildet: den gelenken Meißel / in einer feinen weichen Hand . . .« Am Ende

der ersten Rundfunkrede im Dienst des »neuen Staates« macht dieser Affekt sich hemmungslos Luft:

stiegen die geistigen Heroen, die Wappentiere der Republik, einmal aus ihren Landhäusern hernieder zu einem Vortrag, gewährten sie Einblicke in gepflegte Abgründe und schlossen: was wollt ihr denn, seid doch ruhig, wir haben ja die völkerverklärende Demokratie [. . .]
eine wahre Heldenschaft des Volkes, die sich im Augenblick des Angriffs nach unbemerkten Grenzübergängen umsieht und nach Grundstücken in Ascona [. . .] Helden, Opfer—, das ist ja alles unreal, wir wollen die Landhäuser behalten und alles das Erraffte; gepflegte Abgründe - gut, aber doch nicht gleich etwas Eisiges [. . .] Eine Villa, damit endete für sie das Visionäre, ein Mercedes, das stillte ihren werteseetzenden Drang. (I, 448 f.)

Hier sieht man den »Paria« mit dem bösen Blick von unten eine heroisch-tragische Konstellation aufbauen und instinktiv Posten beziehen. Ganz ähnlich lautet eine Passage aus »Züchtung I«:

Wo sind sie alle, die nicht nur berufen, sondern in vielen Jahrzehnten von der Nation auserwählt wurden, in der Stunde der Not für sie zu zeugen, wo sind sie alle, die Olympischen [!], die Nektarschlürfer, die großen Erfolgreichen, die hohen Festredner bei den internationalen Gelegenheiten, die Gekrönten, die Nobelpreisträger, die Lotsen, wo es gilt, hinauszufahren und für Deutschland etwas zu sein? (I, 221)

Von dem ressentimentgeladenen Ton des Schlechtweggekommenen ist auch die »Antwort an die literarischen Emigranten« nicht frei: »Meinen Sie, sie (sc. die Geschichte) sei in französischen Badeorten besonders tätig?«¹⁹⁴

Später taucht das Ressentiment in solch persönlicher Form nicht mehr auf.¹⁹⁵ In Abwandlung eines Vorwurfes an Sophia Wasmuth vom 10. 5. 1929 (Br., S. 33f.) heißt Bennis eigene Einstellung: »auch Emigration ist etwas, das sich nur glückliche Leute leisten können, wir ändern müssen einfach machen daß wir leben u zurechtkommen.«

3. Dieser Durchbruch alter sozialpsychologischer Fixierungen macht manches Maßlose, Erschreckende und Irrationale in den ersten Reaktionen Bennis verständlich. Er, der früher nur den Rückzug auf das »Unangreifbarste« kannte, hatte seit einigen Jahren den Weg in die Öffentlichkeit gefunden, er war allmählich aus sich und seinen Verschanzungen herausgegangen, hatte sich in der Akademie, und, wie er meinte, für die Akademie exponiert, war von vielen Seiten angegriffen worden, fühlte vielleicht, neben dem Rechtfertigungsbedürfnis, auch zwiespältigen Genuß an der neuen Öffentlichkeit, dem Medium des Rundfunks . . . , - in diesem prekären ungeschützten Moment; mit den ersten beiden Rundfunkreden, trat er die *Flucht nach vorne* an.

Daß es eine Fluchtbewegung war, sollte sich sehr bald herausstellen. Schon in seiner zweiten Schrift von den insgesamt siebzehn kürzeren und längeren Beiträgen der Jahre 1933/34 kommt der »Gegenzug« zur Geltung: »Auch das Reich der Qualität lehrt die Geschichte, auch die Sphäre des Stils bindet ihrerseits die Politik.« (I, 212)

Im Grunde sind alle Schriften Bennis nach der »Antwort an die literarischen Emigranten« Rückzugsgefechte, Defensivaktionen; die Fluchtbewegung nach vorn schlägt um.¹⁹⁶ Benn befindet sich wieder in seiner defensiven Ursituation:

mit dem Rücken zur Wand, umgeben von einer Welt von Feinden. Schon die »Totenrede auf Max von Schillings« vom 27. Juli 1933, in der so viel von den Sorgen, Leiden und Kämpfen der letzten Monate und so wenig von dem Toten die Rede ist, endet mit der bedeutungsträchtigen Chiffre »Thermopylai« (I, 452). Sie signalisiert die typische tragische Synthese: siegreicher Untergang, todbringender Sieg.

4. Doch wie vermochte sich Benn überhaupt von dem so hoch verehrten Heinrich Mann zu trennen? Ist es ein »schnöder Verrat«, in dem die ganze Rätselhaftigkeit des Falles aufgeht? Sozialpsychologisches Ressentiment gegenüber einem der bekannten »Wappentiere der Republik«? Benn hat sich auch noch nach 1945 zu Heinrich Mann als einem seiner großen Vorbilder bekannt. Auf seine Bedeutung als *das* poetische Erweckungs- und Formerlebnis seiner dichterischen Anfänge, aber auch auf die latente Ambivalenz dieses Verhältnisses wurde bereits bei der Analyse des Prosastücks »Heinrich Mann. Ein Untergang« und seiner Heinrich-Mann-Schriften des Jahres 1931 hingewiesen. Hinter der Antithese von Norden und Süden, von sozialer Ausgestoßenheit und poetischer Auserwähltheit gab sich zugleich der Spannungskontrast von gesellschaftlicher Vaterwelt und poetischer Mutterwelt zu erkennen. So bildete Heinrich Mann von Anfang an eine reizvolle Doppelgestalt für Benn, eine um die poetische Mutterwelt unverkürzte Vaterfigur, durchaus im weitesten Zusammenhang mit jenem Sinn, den der Abschnitt »Doppelleben« evoziert: »Unser Kulturkreis begann mit Doppelgestalten: Sphinxen, Zentauren, hundsköpfigen Göttern und befindet sich mit uns in einer Kulmination von Doppelleben . . .« (IV, 135; vgl. I, 434) Wenn Benn Heinrich Mann im Jahre 1931 überschwänglich als »den Meister, der uns alle schuf« (I, 417, 138) feierte, so reihte er alle anderen Schriftsteller ihm gegenüber gleichsam in eine große »Bruderhorde« ein.

Dennoch enthalten gerade diese Ehrungen schon einen partiellen öffentlichen Vatermord. Daß Benn mit seiner Rede nur die »frühen, die italienischen Werke« Heinrich Manns gemeint habe, darauf hat er später noch einmal hingewiesen (I, 625). In einer seltsamen Verkehrung feierte er den längst vergangenen Heinrich Mann als den für ihn lebendig und gegenwärtig gebliebenen, auf Kosten des 60jährigen Zeitgenossen, den er durch Nichtbeachtung ignorierte, ja auslöschte; denn Heinrich Manns Selbstverständnis als politisch engagierter Schriftsteller und Republikaner reichte immerhin bis in das Jahr 1910, bis zu seinem Essay »Geist und Tat« zurück. Es ist das tief Zweideutige der panegyrischen Geburtstagsrede Bennis, daß sie zugleich eine Totenrede war.¹⁹⁷

Als das in vieler Hinsicht so wichtige Jahr 1932 dann die Entscheidung für den Norden gegen den Süden, für die konstruktive Vaterwelt gegen die rauschhafte Mutterwelt brachte, war auch die Auswechslung der Vater-Figuren fällig geworden: an die Stelle Heinrich Manns als seine frühe poetische Leitfigur tritt Goethe, den Benn - diesmal einen Toten erweckend - als »die bis heute letzte große gültige Instanz« preist, als »die Stimme des Erzvaters vor der Hütte« (I, 198 f.), als das Land »Kanaan« in Person (I, 431). Die neue »politische« Leitfigur Goethe gilt ihm als die letzte große Bastion *vor* dem Nihilismus - in dem Augenblick, wo er selbst die erste große Bastion *nach* dem Nihilismus aufzubauen im Begriffe ist. So ergibt sich die zunächst überraschende Vater-Sohn-Konstellation Goethe-Benn, der Heinrich Mann zum Opfer fällt.¹⁹⁸

5. Schließlich ein kurzer Hinweis darauf, daß es im Jahre 1933 zunächst auch eine gefährliche Überschneidungszone zwischen den Kunstanschauungen Benns und jenen noch tastenden offiziellen Kunstverlautbarungen gegeben hat, die von Goebbels und seiner Fraktion stammten und die ihrerseits heftige Auseinandersetzungen mit dem Widersacher Rosenberg und seinem Kreis widerspiegeln. Man braucht nur die Festrede von Goebbels zur Eröffnung der Reichskulturkammer am 15. November 1933 nachzulesen, um ermessen zu können, in welches Netzwerk von Anziehung und Abstoßung einige zentrale Passagen, Parolen und Beteuerungen Gottfried Benn verstricken mußten. Diese auch für andere Schriftsteller aufschlußreiche Phase der entstehenden nationalsozialistischen Kunstpolitik wartet noch immer auf eine gründliche Sichtung und Analyse.¹⁹⁹

9. Tendenzen der ›Gegensteuerung‹ in den Schriften der Jahre 1933/34

Wenn man einmal die Tatsache unberührt läßt, daß ein Benn sich überhaupt zu konstruktiver Mitarbeit und »positiver« Auseinandersetzung mit dem neuen Regime und dabei auch zu erschreckenden Konzessionen in seinen Formulierungen bereit gefunden hat, dann muß man bei unvoreingenommener Prüfung einräumen, daß alle seine Reden, Essays und Beiträge aus den Jahren 1933/34 die Tendenz einer Gegensteuerung aus eigenen Kräften und Beständen verfolgen. Sie ist die positive Kehrseite dessen, was wir im letzten Abschnitt als Flucht- und Defensivtendenz bezeichneten. Selbst der, nächst den beiden Reden, schockierendste Essay »Züchtung I«, der mit seinem aufgebauschten alttestamentarischen Schwung fast bereit ist, den Lieblingsbegriff der »Form« zu opfern (I, 217), läßt dennoch keinen Zweifel daran, daß den unverrücklichen Maßstab alles anderen ein »höchstes geistiges Prinzip« (I, 214), die »Eigengesetzlichkeit des Geistig-Konstruktiven« (I, 221) bilde, und daß man sich dem Begriff der »Züchtung« nur aus »geistigen Bereichen« nähern könne (I, 218).²⁰⁰

Das ist überhaupt die Quintessenz aller »Züchtungs«-Beiträge, an denen das Anstößigste die anschlussbereiten Titel sind: angefangen mit dem harmlosen Aufsatz »Der neue Mensch. Erbmasse und Führertum« kreisen sie, am Beispiel des deutschen evangelischen Pfarrhauses, im Grunde um das alte Begabungs- und Genieproblem und rufen den neuen Staat zur »Pflege . . . der Intelligenzschichten« auf (I, 230).²⁰¹ Sie weisen - wobei ein quasi wissenschaftlicher Stil eine klare Abgrenzung von den Nazi-Eugenikern intendierte - auf die »Grenzen« von »Völkerzüchtungen« hin (I, 237), betonen immer wieder den Wert der *Rassenmischung*, der europäischen und abendländischen Erbmasse (I, 234 f.) und bestimmen Zucht und Züchtung als ein erzieherisches, moralisches und geistiges Problem: »Das Entscheidende bei allen Züchtungsperspektiven ist der moralische Züchtungswille eines Volkes, sein Glaube an einen Vervollkommnungstrieb.« (I, 461). Solche Sätze, in denen sogar der Hegelsche »Trieb der Perfectibilität« bemüht wird,²⁰² lassen an Klarheit der Abgrenzung und Gegensteuerung wenig zu wünschen übrig.

Eine weitere Tendenz der Gegensteuerung erscheint in der ständigen Berufung auf die große deutsche und abendländische Tradition, am sichtbarsten im »Expressionismus«-Essay, seinerseits ein bewußter Beitrag zu einer großen öffentlichen kultur- und kunstpolitischen Rettungsbewegung vor allem des malerischen Expressionismus.²⁰³ Im Vorwort zu »Kunst und Macht« heißt es nach dem

Hinweis auf »die großen weltanschaulichen Mächte der europäischen Vergangenheit« und die eigene »vorhitlerische« Generation und Epoche schon hilflos beschwörend: »Alle diese deutschen Menschen nun . . . lassen sich nicht fort-drängen von der Teilnahme an der neuen geschichtlichen Bewegung, sie bringen ihre Vergangenheit an sie heran und sind des Glaubens, ihr damit zu dienen.« (IV, 396 f.) Im Innern dieses Bandes steht die George-Rede, die den eigentlichen Wende-Punkt in der Rückkehr Bennis zu sich selbst und zur Position von 1931/32 bildet. Schon G. Loose hat darauf hingewiesen, daß die politischen Dimensionen Georges fast gänzlich zugunsten der ästhetischen unterschlagen werden.²⁰⁴ Der gleiche Band enthält den programmatischen Essay »Dorische Welt«, einen durch seinen eklatanten und schizophrenen Argumentationsbruch geradezu verzweifelt wirkenden Rettungsversuch der absoluten Kunst. Der Argumentationsbruch liegt darin, daß der Leser nach dem ganzen Ablauf und Duktus des Essays unbedingt die »Geburt der Kunst aus der Macht« erwarten muß, ihre engste Zusammengehörigkeit, Synthese, Symbiose - dann aber plötzlich mit dem bloßen Zwischentitel (I, 281) abgespeist wird. Was folgt, ist das Gegenteil: die strikte Trennung von Kunst und Macht, die Autonomieerklärung der Kunst und des Geistes. Der gesamte Essay ist nur zu verstehen als der letzte, widersprüchliche und zerbrechende Versuch einer Selbstapologie nach beiden Seiten: zur Kunst - und zur Macht.

Das Ende des »Lebensweg eines Intellektualisten« bringt dann schon die offene Revision: »Es ist eine Erkenntnis, und es ergibt sich aus ihr, daß der Kunstträger in Person irgendwo hervortreten oder mitreden nicht solle, ›unter Menschen war er als Mensch unmöglich‹ - seltsames Wort von Nietzsche über Heraklit - das gilt für ihn.« (IV, 53) »Seltsames Wort«, aber fortan faszinierendes, oft zitiertes Wort für Benn, weil es das Genie wieder in die vertraute Paria- und Außen-seiterrolle und damit in seinen unangreifbaren Rückzugsort einweist.

Es folgt die Resignation: »Die neue Jugend, die unter Hitlers Stern angetreten ist, wird diese persönlichen Sätze nicht mehr begreifen.« (IV, 63) Und schließlich auch schon, ganz am Ende des »Lebenswegs«, die innere Emigration in den Gedanken, in die Kunst, ja, ins »Tao« und ins »Westöstliche« - eine einzige Folge verbaler Emigrationsgebärden. Benn hat sich wiederum, wie eine Schnecke, in das »Unangreifbarste«, in das Gehäuse des kleinsten »soziologischen Nenner« zurückgezogen. Sein Verdikt: »es gibt keine Wirklichkeit« (IV, 68) blieb fortan unangefochten; zurück blieb aber auch, als Bodensatz, das bittere, nie verwundene Grundgefühl, daß Gesellschaft, Staat und Geschichte ihm seinen wohlgemeinten Annäherungsversuch übel gelohnt hatten.

10. Der literaturgeschichtliche »Nenner« Gottfried Bennis

Den Nachweis zu führen, daß Bennis kleinster »soziologischer Nenner« - »ein paar große Männer« - einer historisch-kritischen Nachprüfung nicht standhält, ist freilich leichter, als die Frage zu beantworten, auf welchen größten soziologischen und literaturgeschichtlichen Nenner seiner Epoche Gottfried Benn in den Jahren 1929-1934 denn nun zu beziehen sei.

Lothar Köhn hat in einem umfangreichen Beitrag »Zu Problemen einer Geschichte der deutschen Literatur zwischen 1918 und 1933« die »Deutungshypothese« vorgelegt, die »Zeiteinheit« dieser Epoche sei unter dem »transzendenta-

len Horizont der Überwindung des Historismus« herzustellen und auch ihre Literaturgeschichte, als eines ihrer Momente, sei dementsprechend zu »rekonstruieren«. ²⁰⁵

Anknüpfend an Nietzsches Nihilismus-Dialektik, in der das Prinzip seiner Überwindung schon mit angelegt ist ²⁰⁶ und im Einklang mit der neueren Historismus-Definition und Historismus-Darstellung durch Walter Schulz (*Philosophie in der veränderten Welt*), die den Nihilismus als Endstufe eines konsequenten Historismus deutet, stellt Köhn für die zwanziger Jahre fest, daß ihre »Versuche, jenseits der Historisierung zu einem neuen Absolutum vorzustoßen, nicht nur für den Interpreten, sondern schon von der Intention her bis in den Kern vom Historismus geprägt sind.« ²⁰⁷ Unter Hinweis auf die repräsentativen Werke von Troeltsch (*Der Historismus und seine Überwindung*, 1924), Karl Mannheims Historismus-Artikel (1924), Lukács (*Geschichte und Klassenbewußtsein*, 1923), Korsch (*Marxismus und Philosophie*), Spengler (*Untergang des Abendlandes*) und Bloch (*Geist der Utopie*) folgert er: »Historismus im definierten Sinn kann für diese Jahre nur unter den *besonderen* Aspekten seiner *Überwindung* als epochebestimmend gesehen werden.« ²⁰⁸ Diese Überwindung zielt generell auf die Findung eines »Irdisch-Absoluten« (Broch) und einer »praktischpolitischen Realisierung von Werten« im allgemeinen Wert- und Normenzerfall. ²⁰⁹ Als ihre durchgängige Bewegungs- und Denkstruktur läßt sich durch eine Fülle von Beispielen - trotz der je verschiedenen Voraussetzungen, Inhalte und Zielsetzungen - die Erfahrung und das Denken in den Kategorien von »Nullpunkt«, »Epiphanie« (als erlebnishaft Form plötzlicher Sinn- und Werterfahrung) ²¹⁰ und »Umschlag« aus einem Nichts in ein Alles aufweisen - man erinnere sich an das auch von Köhn zitierte »Nullpunkt«-Wort Ernst Jüngers.

Dabei versucht Köhn, diesen trotz aller Heterogenität gemeinsamen Horizont nicht nur für die Literatur (Broch, Th. Mann, Musil, Brecht, Benn, Jünger, Kafka, Dada, Literaturtheorie der zwanziger Jahre usw.), sondern auch für die Soziologie und Philosophie jener Zeit aufzudecken (Troeltsch, Mannheim, Geiger, Schmitt, Bloch, Benjamin, Heidegger, Scheler usw.). Bekanntlich hat H. Rausing schon 1938 versucht, die nationalsozialistische Machtergreifung insgesamt als eine »Revolution des Nihilismus« zu deuten.

Es ist hier nicht der Ort, die Tragfähigkeit und die Reichweite der Deutungshypothese zu diskutieren; ihrer mangelnden Fundierung in der historisch-ökonomischen Basis bleibt Köhn sich selbst bewußt. Mir erscheint sie allerdings als ein ernstzunehmender, einleuchtender und fruchtbarer Vorschlag, der nicht ohne Folgen für die Forschung über die Literatur der Weimarer Republik sein dürfte. Legt man diese Hypothese einmal zugrunde, dann läßt sich Gottfried Benn geradezu als ein paradigmatischer Vertreter in sie einordnen. Köhn ist das natürlich nicht entgangen. Er schreibt zu Benn:

Wenn in der Literatur dieses Zeitraums ›die Symptome der Selbstzersetzung des historischen Bewußtseins‹ (C. Eykmann) offen zutage liegen, dann bei Benn, aber auch bei ihm in einem sehr genauen Sinn des Umschlags aus einem Zuviel an Geschichtsbewußtsein, ›Fazit der Perspektiven‹ (Benn), nicht als unbegründbare Opposition [. . .] Angesichts des Zusammenbruchs der Aufklärung im Chaos des ›Szientifismus‹ bleibt ihm einerseits die bewußte Abkehr von den logisch-wissenschaftlich-ideologischen Schein-Systemen hin zur ›prä-

logischen Geistesart, deren Gebiet ja nicht zuletzt durch dieselbe Wissenschaft erschlossen und erweitert wurde . . . , andererseits der Glaube an den formschöpferischen »Geist«, der für Benns genetisches Denken als letztes Dekadenzresultat derselben Gesamtentwicklung entstammt [. . .] In einem Aufsatz, der in deutlicher Parallele zu Troeltsch ursprünglich den Titel »Der Nihilismus und seine Überwindung« trug, träumte Benn . . . 1932 bereits davon, das Endstadium des Prozesses könne sich »von Innen nach Außen« wenden, jenseits der nihilistischen Regression und Abstraktion »für Deutschland eine ganz neue Moral und Metaphysik«, eine neue *ethische* Realität« bilden [. . .] Wenn Benn den Gedanken der Entwicklung im Sinne des Fortschritts aufgibt, so tut er dies, nicht nur implizit, weil für ihn die ideologische und wissenschaftlich-technische Entwicklung der Zivilisation selbst diesen Gedanken außer Kraft zu setzen scheint. Daß dann in dem für zahlreiche Intellektuelle - für die Dadaisten, Jünger, Broch, Brecht etwa - typischen Umschlag-Denken doch ein Jenseits des (ethischen) Nihilismus im Raum der Nation in Sicht zu kommen scheint, ist wohl einer jener Punkte, an denen der Umschlag der Historismus-Überwindung in Selbsttäuschung am deutlichsten erkennbar wird.²¹¹

Auf die gefährliche Affinität zur »Generalumkehr« des Nationalsozialismus hat Köhn am Ende seiner Studie hingewiesen. Im Hinblick auf Blochs Wort: »das Nichts ist eine utopische Kategorie, wenn auch eine extrem gegen-utopische«,²¹² schreibt er:

Die Übergangsepoche der Zwanziger Jahre war wie kaum eine andere in der neueren deutschen Geschichte in ihrem Denken und Handeln von dieser Spannung strukturiert; die Überwindung dieses Zustandes wollte man, und das schien dort besonders faszinierend, wo das Nichts chiliastisch oder dialektisch in Alles umzuschlagen versprach.²¹³

Trifft diese Diagnose für die Epoche im strengen Sinne auch erst in ihren Krisen-jahren seit 1929 zu, so hat Gottfried Benn zeitlebens in einer ähnlichen utopisch-gegenutopischen Nichts-Alles-Spannung gestanden (vgl. II, 377). Sie bildet die Inversions-Struktur seines frühen Restitutio-Verlangens und liegt auch noch den späteren Vexier- und Kompensationsspielen zwischen Kunst und Macht, Dichtung und Geschichte zugrunde.

Daß die Krise des Historismus und Nihilismus gerade bei ihm ihre radikalsten Ausdrucksformen gefunden hat, ist neben den allgemeinen historisch-politischen und ökonomischen Bedingungen und neben seiner besonderen sozialpsychologischen Disposition allerdings auf einen Grund zurückzuführen, der in der Darstellung Köhns nur implizit berücksichtigt wird. Es ist keinesfalls ein Zuviel an »Geschichtsbewußtsein«, sondern die ahistorische naturwissenschaftliche Prägung und Fixierung Benns. In die Krise des Historismus und in die weitverbreitete Geschichtsverzweiflung des 20. Jahrhunderts führen nämlich prinzipiell zwei Wege: ein eher philosophisch-geisteswissenschaftlich-historisch orientierter und ein eher naturwissenschaftlich-technischer. Entscheidend für Art, Ablauf und Resultat der Historismus-Krise und ihre Überwindung bei den einzelnen Autoren ist es, welcher der beiden Wege - die sich selbstverständlich niemals gänzlich trennen lassen - bei ihnen *dominant* wird, *wie* sie sich verbinden und überschneiden, also auf welcher Position einer möglichen Wegskala die Autoren sich befinden.

Benn war ein dezidierter, früh von der Theologie, Philologie und Philosophie abtrünniger Naturwissenschaftler und Mediziner. Im Rückblick des »Lebenswe-

ges« hat er sich fast überschwänglich zu der naturwissenschaftlichen Ausbildung an der Kaiser-Wilhelm-Akademie bekannt:

Rückblickend scheint mir meine Existenz ohne diese Wendung zu Medizin und Biologie völlig undenkbar. Es sammelte sich noch einmal in diesen Jahren die ganze Summe der induktiven Epoche, ihre Methoden, Gesinnungen, ihr Jargon, alles stand in vollster Blüte, es waren die Jahre ihres höchsten Triumphes, ihrer folgenreichsten Resultate, ihrer wahrhaft olympischen Größe . . . Die kommenden Jahrzehnte konnte man ohne sie nicht verstehen, wer nicht durch die naturwissenschaftliche Epoche hindurchgegangen war, konnte nie zu einem bedeutenden Urteil gelangen, konnte gar nicht mitreifen mit dem Jahrhundert. (IV, 28)

Daß er auf der anderen Seite »Voraussetzungen für Historisches . . . nach Erfahrung und Anlage« nicht besaß, daß ihm geschichtlicher Sinn in eklatantem, oft groteskem Maße fehlte, (IV, 33), hängt wesentlich mit dieser prägenden Ausbildung und Bildung zusammen. Schon im frühen »Gespräch« (1910), angeregt durch das Vorbild Jacobsens, tritt der prophetische Vorschlag auf, die Kunst auf eine »wissenschaftliche Basis« zu stellen (IV, 180), die »Methode aus den Naturwissenschaften« in sie hinüberzunehmen und so einen neuen naturwissenschaftlichen Stil auszubilden (IV, 185 f.).

Von der »Morgue« über die »erkenntnistheoretische« Figur Pameelen und die »hyperämische« Dichtungstheorie der zwanziger Jahre läßt sich der »naturwissenschaftliche Stil« Benns bekanntlich sehr leicht bis in das eminent naturwissenschaftliche Essay-Jahr 1930 verfolgen. Daß er einen Beitrag über »Goethe und die Naturwissenschaften« geschrieben hat, ist alles andere als ein Zufall. In diesem Essay - und in fast wörtlicher Übernahme auch im »Nihilismus«-Aufsatz - wird das 19. Jahrhundert gänzlich als das Jahrhundert der fehlgeleiteten Naturwissenschaften, im Zeichen von Helmholtz und Darwin (I, 191 ff., 153 f.), und gar nicht als das Zeitalter des geisteswissenschaftlichen Historismus, das es doch auch war, gesehen und attackiert. Goethe wird mit der emphatischen Restitutio-Formel des »Noch einmal« (I, 197) als die letzte große Bastion einer »natürlichen«, heilen *antiken* Naturwissenschaft herausgestellt und gefeiert:

Es schlägt sich ein Bogen, es zieht sich eine metaphysische Spannung von des Thales Primärvorstellung: alles ist Wasser, das heißt alles ist Eins, zu jenem Hymnus über die Natur aus dem Jahr 1782 und zu der Vorstellung der Urphänomene, die Goethes ganzes Schaffen durchzieht. (I, 195)

Danach beginne der Abstieg der Zivilisation, des Physikalismus, der progressiven Zerebration usw. Der »Nihilismus« ist für Benn also primär kein historisches, sondern ein naturwissenschaftliches Phänomen.²¹⁴ Deshalb richtet sich sein Überwindungsversuch gegen die »Geschichte«, das »Werden« schlechthin und gegen das »kopernikanische« Weltbild im besonderen.

Welche Kategorien und Muster sich hinter seinen geschichtsphilosophischen Konstruktionen verbergen, scheint blitzartig auf, wo Goethe dem »ptolemäischen« Weltbild zugeordnet wird. (I, 196) Hier beginnt jene prinzipielle Einteilung der Weltgeschichte nach zwei *naturwissenschaftlichen* Welt-Anschauungen, der ptolemäischen und der kopernikanischen, und Benns Hinwendung zu dem griechischen Modell, die ihn und sein Werk seit 1932 bestimmen werden.²¹⁵

In welche naturgeschichtlichen Inhalte und naturwissenschaftlichen Formeln sich die universalen Einteilungen der Weltgeschichte bei Bann auch immer kleiden und kostümieren, ihre Struktur und ihr Schema, in der Nachfolge Spenglers, bleiben stets gleich: einer vorbildlichen alten Zeit, im Zeichen des Seins und des Mythos, folgt eine Epoche unaufhaltsamen Abstiegs, im Zeichen des Werdens und der Geschichte, die schließlich in der Untergangskrise der Gegenwart endet und in diesem kritischen Moment letzte Kräfte freimacht für einen heroisch-tragischen Rettungs- und Überwindungsversuch, der die Rückkehr und eine moderne Restitutio des Mythisch-Alten und seiner Raumwelt einleiten soll. Das gilt für das ptolemäisch-kopernikanische Schema Banns, für sein Schema der progressiven Zerebration, für das Nietzsche-Schema, das mit Euripides die »Krise« beginnen läßt (»es ist sinkende Zeit. Der Mythos ist verbraucht, Thema wird das Leben und die Geschichte«, I, 278) und für seinen Aufruf zu einer Restitutio der »Dorischen Welt«; es gilt für das Schema einer männlichen und einer weiblichen Kultur-Welt, wie für das Evola-Modell einer »ghibellinischen Synthese« und schließlich für das kosmische »universelle Prinzip« des »Unaufhörlichen« (III, 595).

Wo immer Bann im positiven Sinn von »Geschichte« und »geschichtlich« spricht, versteht er die Begriffe naturwissenschaftlich und pseudonaturwissenschaftlich und stellt sie ebenso dar, d. h. geologisch, biologisch, paläontologisch, morphologisch, ethnologisch, tiefenpsychologisch . . . Die humane Geschichte wird mithilfe der Naturgeschichte entmächtigt, die modernen »nihilistischen« Naturwissenschaften mit den Waffen nicht der Geisteswissenschaften, sondern aus dem Arsenal pseudo-naturwissenschaftlicher Methoden und ihrer Fachvertreter bekämpft, vorausgesetzt, daß sie ihn aus der verhaßten Geschichte in die Vor- und Naturgeschichte führen. Auch Spenglers »Kulturkreislehre« hat er nach Maßgabe der eigenen Gehirnbeschreibung adaptiert und umgeformt.^{215a} Daraus folgt, daß Gottfried Bann die eigentlichen Phänomene der »Geschichte« und des »Historismus«, wie sie im 18. Jahrhundert entstanden sind, nämlich als genuin philosophische, »humane« und geisteswissenschaftliche Fragen niemals zu Gesicht bekommen hat. Die moderne Geschichtsanschauung eines Vico, als eine spezifisch humane, hermeneutische Erkenntnisweise der vom Menschen geschaffenen und deshalb nur vom Menschen zu erkennenden Welt gedacht, ist ja schon im entschiedenen Gegenzug zu Descartes und gegen die modernen Naturwissenschaften und ihren Rationalismus entstanden.²¹⁶ Von dieser Tradition, die sich in Deutschland mit den Namen Lessing, Herder, Hegel, Schleiermacher, Dilthey bis hin zu Troeltsch verknüpft und mit der auch die Entstehung der modernen Ästhetik und Dichtung in engster Verbindung steht, hat Bann wenig geerbt und erfahren.

Weil er die Aufklärung nur im pervertierten naturwissenschaftlichen Endzustand des »Sziientifismus« (I, 76), als »Seuche der Erkenntnis« (II, 9) kennenlernte und von dorther beurteilte, weil er von ihrer »Dialektik« nur die selbstzerstörerische Komponente wahrnahm, ist sie ihm als ein bedeutendes geschichtliches, politisches und weiterwirkendes Phänomen niemals zur Erfahrung geworden. Ihr ganz andersgearteter historisch-humaner Vernunftbegriff, als die Gegenkraft zum naturwissenschaftlichen Rationalismus, blieb ihm zeitlebens fremd. Und so besaß er auch für das utopische Potential einer allererst in der künftigen Geschichte zu realisierenden Aufklärung keinerlei Organ.²¹⁷

Deshalb muß der Nihilismus Benns, trotz seiner Nietzsche-Bindung, primär als ein naturwissenschaftlich geprägter Nihilismus interpretiert werden. Erst wenn man sich klarmacht, daß diesem Dichter-Mediziner - anders als Troeltsch, als Th. Mann, aber auch den Naturwissenschaftlern Broch und Musil - die humanen Ressourcen des Historismus fehlten, wird die Radikalität seiner historischen Krise verständlich. Er war ihr ungeschützt, ohne Auffangstellungen und Rückzugsmöglichkeiten in die Geschichte preisgegeben, - deshalb seine stereotypen Sprünge in die Vor-Geschichte. Alle ohnehin prekär gewordenen historischen Positionen, Werte und Normen des Menschen im 20. Jahrhundert faßte er automatisch naturwissenschaftlich auf und zersetzte sie so noch einmal. Das läßt sich gerade an den Grundbegriffen des Historismus, z. B. den Kategorien des Individuums, des Organischen, der Entwicklung, der Kontinuität und des Fortschritts präzise ablesen. Den Individualitäts- und Entwicklungsbegriff des Historismus hat Benn z. B. nur in seiner darwinistisch-naturwissenschaftlichen Umprägung kennengelernt und folgerichtig bekämpft (I, 68 ff.). Für die Kategorie des »Ich« hat er diesen naturwissenschaftlichen, erkenntnistheoretischen Zersetzungsprozeß an der in vieler Hinsicht repräsentativen Figur des »Vermessungsdirigenten« Pameelen selber radikal expliziert (II, 322 f., IV, 38 f.). Alle seine historischen Urteile und Panoramen, die er immer wieder zu entwerfen liebte, sind von einer naturwissenschaftlichen Perspektive bestimmt. Deshalb löste das Frühjahr 1933 einen in den ersten Schriften präzise nachweisbaren »Rückfall« Benns in die naturwissenschaftlichen Inhalte und Positionen von 1930 aus; deshalb fehlten ihm zunächst jene historisch-humanistischen Spurenelemente, die ihn gegen den Nationalsozialismus trotz allem hätten immunisieren können; deshalb meinte er, ihm auf dem heiklen Felde der Züchtungsfragen als Naturwissenschaftler, als sachverständiger Arzt und Biologe begegnen zu können.

Aus dem gleichen Grund fiel es ihm besonders leicht, die Kunst aus ihrer historisch-humanen Funktion in eine transhumane und transmundane Region zu erheben und ihr eine un-menschliche Autorität zu vindizieren (II,140). Sein futuristisch getönter »Geist«-Begriff und sein konstruktiver »Fanatismus zur Transzendenz« wirken eigentümlich ahistorisch, leer und funktionell-formalistisch. Bis zuletzt hat er den Vergleich der Kunst mit der Naturwissenschaft, namentlich mit der modernen Physik bevorzugt und schon »strukturalistisch« durchgeführt. Seine Entscheidung für eine »ptolemäische« Raumwelt und gegen die »kopernikanische« Zeitwelt ist auch ein Votum für die Naturwissenschaft und gegen die Geschichte. Neben anderen großen Autoren des 20. Jahrhunderts erscheint Gottfried Benn deshalb oft geradezu naiv, provinziell und »ungebildet« - man denke nur an seine seltsamen Urteile über den modernen europäischen Roman. Schopenhauer, Burckhardt und Nietzsche - der Geschichtsverächter, der Geschichtsskeptiker und der Geschichtswarner des 19. Jahrhunderts - konnten nur deshalb so durchschlagend auf ihn wirken, weil er »nach Erfahrung und Anlage« keinerlei »Voraussetzung für Historisches« besaß (IV,33).

Auf der anderen Seite war Gottfried Benn gerade aufgrund dieser besonderen Schutzlosigkeit dazu prädestiniert, die allgemeine Grundlagenkrise und Ge-

schichtsverzweiflung des 20. Jahrhunderts radikal und exemplarisch an sich zu erfahren und für andere auszudrücken. Er fiel ihnen zum Opfer, zum Opfer aber auch in dem Sinne einer Stellvertreterschaft, den dieses Wort besitzt. Die »finsternen Zeiten«, von denen Brecht spricht, haben auch sein Gesicht »verzerrt«. ²¹⁸

IV. Anmerkungen

Vorwort

- 1 Wirkung wider Willen, S. 243.
- 2 Der konservative Anarchist. Politik und Zeitkritik Ernst Jüngers, Freiburg i. Br. 1962, S. 242.
- 3 Jüngere Äußerungen über Benn, z. B. die Bücher von Schünemann und Alter (s. Literaturverzeichnis), haben diesen Weg bereits beschritten. Auch Franz Schonauer, in einer Rezension von Benns »Gesammelten Werken in acht Bänden«, weist ihn u. a. mit den Sätzen: »jede ernsthafte und genauere Beschäftigung mit Benn wird künftig gut daran tun, den Dichter nicht vom Ideologen zu trennen, um diesen auf Kosten des anderen zu retten oder zu denunzieren. Sondern, ihre Zusammengehörigkeit als gegeben voraussetzend, sollte man sich über die historischen Bedingungen einer solchen Existenz klar zu werden versuchen.« In: Neue deutsche Hefte, 150, Jg. 23 (1976), Heft 2, S. 352.
- 4 Gesammelte Werke Bd. 13, Berlin u. Weimar (1972), S. 258.
- 5 Gottfried Benns Phantasiewelt. »Wo Lust und Leiche winkt«, edition text + kritik, München 1977.

I. Poesie und Sozialisation

- 1 Im »Heider-Anzeiger« v. 30. April 1966.
- 2 Gottfried Benn, 2. Aufl. Stuttgart 1970 (Sammlung Metzler), S. 10 ff.
- 3 Gottfried Benn, dtv Bd. 707, München 1970, S. 7. Eine Zusammenfassung bietet auch E. Haller, Gottfried Benn, S. 23-42.
- 4 In einem Brief an Frank Benseler v. 22. 10. 1949 (Br., S. 178) hat Benn das Motto dieses Kapitels selber ausgelegt. Zum Problem des »Doppellebens« vgl. IV, 136: »Kurz, Denken und Sein, Kunst und die Gestalt dessen, der sie macht, ja sogar das Handeln und das Eigenleben von Privaten sind völlig getrennte Wesenheiten - ob sie überhaupt zusammengehören, lasse ich dahingestellt.« Vgl. auch Wellershoff IV, 469 ff. und A. Schöne, Säkularisation als sprachbildende Kraft, S. 226: »Denn nahezu ausschließlich durch Benns eigene Schriften wissen wir etwas von seiner Lebensgeschichte; wir erfahren noch kaum etwas, das nicht durch sein dichterisches Selbstverständnis und die Stilprinzipien seiner Selbstdarstellung gefiltert wäre. Daraus aber folgt notwendig, daß die Gestalt des Autors, die auf solche Weise aufgebaut wird, im fiktiven Bereich des dichterischen Werkes steht.« Diese Behauptung bedarf allerdings zweier Einschränkungen: sie gilt am wenigsten für die Jahre 1933/34 und nur in dem Sinne, daß die poetische Selbststilisierung keineswegs alle Verbindungen zwischen Kunst und Leben auszulöschen vermag. Sie lebt ja im Gegenteil von diesen Verbindungen.
- 5 Hans Paeschke in einem Brief v. 15. 1. 1957, den Th. Koch, a. a. O., S. 80 f., abgedruckt hat.
- 6 F. W. Oelze an Th. Koch, a. a. O., S. 84.
- 7 Dieser Versuch gehört zum Thema des 2. Kapitels.

- 8 Koch, a. a. O., S. 32.
- 9 Nele Sörensen, Mein Vater Gottfried Benn, Wiesbaden 1960, S. 25. Vgl. auch das Gedicht »Primäre Tage« (III, 418).
- 10 Auch Br., S. 82.
- 11 Eine politische Wendung bekam dieser Hang, als Benn 1933 schrieb: »Die Rückführung der Nation aus den Großstädten aufs Land, die Erziehung zu einem neuen Ackergefühl, vielleicht ist das ihr neuer Sinn. Von guter Rasse sein heißt Heimatgefühl haben.« (I, 231) Freilich dürfte auch in dieser Aussage noch der frühe Einfluß durch den Agrarsozialismus Gustav Landauers herauszuhören sein. Dazu später in diesem Kapitel.
- 12 Ders.: Rassensonderung, Rassenmischung, Rassenwandlung, Berlin 1933. Zu Merckenschlager bemerkt A. Möhler (Die Konservative Revolution in Deutschland 1918-1932, S. 467): »M. ist zusammen mit Karl Saller der Schöpfer einer eigenen Rassenlehre, die der Kreis um Niekisch der nationalsozialistischen Rassenlehre entgeggestellt.«
- 13 Besonders befriedigt haben wird Benn der Hinweis Merckenschlagers, daß Bismarck die Heirat von »preußischen Offizieren mit Französinen« empfohlen habe (a. a. O., S. 62).
- 14 Hans Rosenberg, Die Pseudodemokratisierung der Rittergutsbesitzerklasse, in: Probleme der deutschen Sozialgeschichte, Frankfurt a. M. 1969, S. 7 f., S. 19 (ed. sk. 340). Über die Rechts-, Besitz-, Wirtschafts- und Lebensverhältnisse in der Neumark in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts informiert man sich am besten in den beiden zeitgenössischen Büchern von Frhr. Th. von der Goltz, Die ländliche Arbeiterfrage und ihre Lösung, Danzig 1872, und von G. F. Knapp, Die Bauern-Befreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Theilen Preußens, Leipzig 1887.
- 15 In: Das Gottfried Benn-Buch. Eine innere Biographie in Selbstzeugnissen, Frankfurt a. M. 1968, S. 10 (Fischer-Bücherei).
- 16 Paul Schwartz, Zur Entwicklungsgeschichte der neumärkischen Landgemeinden. In: Festschrift Schmoller, Leipzig 1908, S. 363-368.
- 17 Vgl. vor allem das Gedicht »Keiner weine -« von 1952 (III, 341).
- 18 Eta Harich-Schneider, a. a. O., S. 10.
- 19 Dazu Koch, a. a. O., S. 20.
- 20 Eduard Thurneysen, Christoph Blumhardt, München 1926, S. 11. Vgl. dazu auch den Abschnitt »Blumhardts Verhältnis zur Sozialdemokratie« in dem Buch von Gerhard Sauter, Die Theologie des Reiches Gottes beim älteren und jüngeren Blumhardt, Zürich 1962, S. 131-153 = Studien zur Dogmengeschichte und systematischen Theologie, Bd. 14.
- 21 F. W. Wodtke, a. a. O., S. 13. Fontanische Pastorengestalten, etwa Pastor Lorenzen im »Stechlin«, könnten vielleicht am ehesten einen Eindruck von dem Vater Benns und seinem Ambiente vermitteln.
- 22 A. a. O., S. 20.
- 23 Dem widerspricht nicht Benns Rückkehrverlangen zum »primären Monisten« (I, 160) und »primären Synthetiker« (I, 189), das vor allem im Jahre 1932 zum Ausdruck und Ausbruch kam. Vgl. dazu das 2. Kapitel. Benns Selbstcharakteristik als »Dualist« enthält zweifellos eine antidarwinistische Spitze gegen Ernst Haeckel, dessen Anhänger sich 1906 im »Deutschen Monistenbund« organisiert hatten und dessen Satzung mit

- folgendem Paragraphen beginnt: »Der Deutsche Monistenbund will für eine einheitliche, auf Naturerkenntnis gegründete Welt- und Lebensanschauung wirken, ihre Anhänger sammeln und in Verbindung setzen.« Dazu den interessanten Aufsatz von Fritz Bolle, Darwinismus und Zeitgeist. In: Das Wilhelminische Zeitalter, hrsg. v. H. J. Schoeps, Bd. 1, Stuttgart 1967, S. 235-281; ferner Hans-Günther Zmarzlik, Der Sozialdarwinismus in Deutschland als geschichtliches Problem. In: ders.: Wieviel Zukunft hat unsere Vergangenheit? München 1970, S. 56-85. Um über Benns heimlichen Darwinismus zu handeln, der die unverkennbare Kehrseite seines vehementen Antidarwinismus bildet, bedürfte es eines eigenen Kapitels.
- 23a Nele P. Soerensen, Mein Vater Gottfried Benn, Wiesbaden 1960, S. 83.
- 24 Auf die Bedeutung dieser Formel hat schon Th. Koch mit einer Kapitelüberschrift hingewiesen (a. a. O., S. 66 ff.). Je nach Bezugspunkt und Entwicklungsphase kehrt sie in Benns Werk und Verhalten in den verschiedensten Umpolungen und Variationen wieder.
- 25 Vgl. z. B. den Brief v. 2. 7. 1936 an Oelze: »Werden Sie wieder und noch und immer weiter zu den Glanzträgern und Vollkommenen der Erde gehören mit neuen Aufträgen, Geschäften, Coups, Konten, Syndikaten und dem ganzen Konglomerat aus Schönheit, Lässigkeit, Schick, Auftrieb, Liebe, Sleepingcar der Welt zwischen Biarritz und Rupenhorn?« (Nr. 85, S. 130) Auch das »Weinhaus Wolf« wird parallel dazu zu einem Zeugnis anglophiler Aristokratisierungstendenz.
- 26 Die letzte Strophe des Gedichtes »Die Form-« von 1945 lautet: »Riefst den Verlorenen, / Tschandalas, Parias, du, / den Ungeborenen / ein Wort des Glaubens zu.« (III, 235) Der von Nietzsche mehrfach verwendete Begriff »Tschandala« (Angehöriger einer niederen, verachteten Hindukaste) deutet darauf hin, daß auch in dieser Beziehung eine Vorprägung durch Nietzsche anzusetzen ist.
- 27 Vgl. auch III, 526 f. und den Brief v. 10. 5. 1929 an Sophia Wasmuth, indem es heißt: »glauben Sie mir, auch Kummer ist etwas, das sich nur glückliche Leute leisten können, wir ändern müssen einfach machen, daß wir leben u zurechtkommen. Auch Kummer ist etwas, das nur in wohlhabenden Kreisen seine urbanen und vornehmen Formen wahren kann, wir ändern müssen ihn zerdrücken . . .« (Br., S. 34).
- 28 Neue Texte, S. 175.
- 29 Am 22. 2. 1936 in: Neue Texte, S. 180 f.
- 30 Am 29. 5. 1936 an F. W. Oelze (Nr. 80, S. 123).
- 31 So z. B. O. Sahlberg, Gottfried Benns Phantasiewelt, S. 200 ff. Der spezifische Erkenntniswert solch allgemeiner Einstufungen bleibt gering.
- 32 Vgl. die Briefe v. 6. 7. 1938 und 3. 4. 1944 an Oelze. In letzterem heißt es: »die Introspection nach der psychologischen Seite ist nicht mein Jagd- u. Ausbeutungsgebiet, mir fehlt da die Sicherheit der Nachprüfung« (Nr. 267, S. 357).
- 33 Vgl. IV, 36 u. 169. Mit Vorliebe hat er Psychologisches »konstitutionell« erklärt.
- 34 Mitgeteilt von Th. Koch, a. a. O., S. 16.
- 35 A. a. O., S. 16 f.

- 36 Vgl. auch die erste Strophe des Gedichtes »Stilleben«: »Wenn alles abgeblättert daliegt / Gedanken, Stimmungen, Duette / abgeschilfert - hautlos daliegt, / kein Stanniol - und das Abgehäutete / - alle Felle fortgeschwommen — / blutiger Bindehaut ins Stumme äugt -: / was ist das?« (III, 264). Daß Benn sich gegen den Beruf des »Psychiaters« und für denjenigen des »Hautarztes« entschied, bekommt durch diese Sichtweise einen aufschlußreichen symbolischen Zeichenwert. Pointiert formuliert könnte man sagen: den psychosomatischen Ursachen gesellschaftlichen Leidens ausweichend, hat er sich mit der Diagnose und Heilung seiner physischen Symptome begnügt.
- 37 Dazu das zweite Kapitel dieser Arbeit.
- 38 In diesem Sinne hat Benn Goethe, seine Leitfigur seit 1932, in einem Brief v. 6. 2. 1936 an Oelze als den »Unberührbaren« bezeichnet (Nr. 65, S. 105). Erst nach Abschluß meiner Arbeit stieß ich auf das anregende Buch des Ethnologen und Soziologen Wilhelm E. Mühlmann: Bestand und Revolution in der Literatur. Ein Versuch. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1973. Es enthält unter dem Obertitel »Echt-revolutionäre Züge« zwei Abschnitte über das literarische »Paria-Motiv« und die in ihm enthaltenen oder aus ihm entspringenden »Gnostischen Elemente« (S. 26-45). Mühlmanns Ausführungen bestätigen, ergänzen und verallgemeinern meine Untersuchungen zum »Paria-Motiv« bei Gottfried Benn, den er wiederholt und exemplarisch zitiert. Mühlmann schreibt u. a.: »Die Paria-Lage hat ursprünglich einen soziologischen oder ethnologischen Sinn. Sie bezeichnet (nach dem indischen Wort Parayan) die Lage einer unterdrückten Kaste, die am untersten Ende der gesellschaftlichen Hierarchie oder theoretisch sogar außerhalb der gesellschaftlichen Ordnung überhaupt stehend, von allen verachtet, gemieden, nicht akzeptiert und als »unrein« perhorresziert und mit den niedrigsten und schmutzigsten Beschäftigungen assoziiert ist [. . .]« (S. 26). Weiterhin: »Zur Paria-Lage gehört die Paria-Ethik, wie Max Weber sie beschrieben hat. Darunter ist zu verstehen die Ethik des geduldigen Ausharrens inmitten eines übermächtigen Herrschaftssystems oder unter dem Druck fremder Eroberer, gepaart mit kluger Anpassung und den Praktiken des Durchschlüpfens, Ausweichens und Überstehens, die Fähigkeit, überall wo es nottut den »unteren Weg« zu gehen, sich unbemerkt zu machen, heimlichen Widerstand vielleicht im Untergrund zu nähren [. . .]« (S. 27). Auch auf den latenten Umschlagcharakter des Motivs weist Mühlmann hin; im Hinblick auf Goethes Paria-Trilogie schreibt er: »Das Höchste dem Niedrigsten eingepflegt und auf diese Weise ein furchtbares Drittes darstellend - auf eine kürzere Formel ließe sich das Paria-als-Elite-Motiv nicht bringen.« (S. 29) Allerdings schränkt Mühlmann die soziologische Dimension des literarischen Paria-Motivs in einem Maße ein, das meine eigenen Studien nicht anerkennen können: »Das scheint uns aber darauf hinzuweisen, daß im Paria-Motiv eine Dimension entdeckt wird, der eine anthropologische (nicht eine soziologische) Qualität zukommt. Das Paria-Gefühl wird an bestimmten Soziallagen als den sichtbarsten Manifestationen entdeckt; es entspringt aber nicht als solches diesen Soziallagen, sondern ist eine allgemein-menschliche Möglichkeit der Angst, des Sich-verlassen und Fremd-fühlens, der Ausgestoßenheit und des Nicht-Akzeptiert-werdens

- in der Welt.« (S. 30) Vgl. auch W. E. Mühlmann, Chiliasmus und Nativismus. Studien zur Psychologie, Soziologie und historischen Kasuistik der Umsturzbewegungen. Berlin 1964, S. 233-39, 335-51.
- 39 In sozialpolemischer Perspektive kehrt diese große Welt der High Society in zwei Gedichten des Jahres 1926 wieder: »Fürst Kraft« (III, 92) und »Annonce« (III, 97 f.) Sie werden O. Sahlberg zum Anlaß einer hanebüchen vergrößernden Interpretation, in welcher der »Fürst Kraft« als reine Wunschprojektion Gottfried Benns erscheint, (a. a. O., S. 97-106) Scheidet man schlichtes Unvermögen als Grund für eine solche Verblendung aus, dann wird es wohl ressentimentgeladene Vorsätzlichkeit sein, die Oskar Sahlberg, wann immer er seinem Entlarvungsvergnügen frönt, den genuinen »Paria«-Pol Benns ignorieren läßt. Mithilfe der Sahlberg-schen Umkehrpsychologie kann man freilich aus jedem Text sein Gegenteil herausinterpretieren; nur decouvriert eine solche Literaturpsychologie nicht ihre Gegenstände, sondern sich selbst.
- 40 Vgl. die erste Anmerkung zum 17. Kapitel des Buches.
- 41 Zur typischen Ambivalenz auch dieser Beziehung gehört es, daß Schillers Gedicht »Das Glück« zu Benns Lieblingsgedichten zählte (IV, 321 ff.).
- 42 Als weitere Beispiele für die starre Glücksantithese nenne ich die Gedichte »Einzelheiten« (III, 102), »Dein ist-« (III, 169), »Schmerzliche Stunde« (III, 281) und »Stille« (III, 461).
- 43 Zu der Umpolung kommt es im Verlaufe jenes Resozialisierungsprozesses Benns, den das zweite Kapitel untersucht. Programmatisch erscheint sie in einer Kernstelle des Oratoriums »Das Unaufhörliche« von 1931 (III, 496).
- 44 Vgl. dazu das Begriffsregister im Bd. IV der Werkausgabe.
- 45 Zu diesen Zusammenhängen vgl. die ausgezeichneten »Studien zu Gottfried Benn« von Hanspeter Brode, in: DVjs. Bd. 46 (1972), S. 714-763 u. Bd. 47 (1973), S. 286-310.
- 46 Zuvor erscheint der Begriff bereits in einem Brief an Oelze v. 27. 1. 1933 (Nr. 2, S. 27).
- 47 Koch, a. a. O., S. 24.
- 48 Günter Blöcker in: Lyrik und Prosa, S. 295.
- 49 Merkur, VII. Jg. (1953), S. 501-518. Benn hat diese Arbeit zur Kenntnis genommen, wie ein noch unveröffentlichter Brief vom 27. 7. 1953 an Oelze beweist: »Im Merkur Nr. 64 scheint mir der Aufsatz über »Soziologie des Existentialismus« ganz interessant.«
- 50 ebd., S. 508; das Zitat bezieht sich auf O. F. Bollnow, Existenzphilosophie, 3. Auflage, Stuttgart 1949, S. 11.
- 51 ebd., S. 508.
- 52 Über diesen Rückzug ins Stoische und Fernöstliche geben vor allem die Briefe an Oelze Aufschluß; vgl. z. B. Nr. 146, S. 196.
- 53 A. a. O., S. 516.
- 54 A. a. O., S. 517.
- 55 Zitiert bei Hohendahl, Wirkung wider Willen, S. 306.
- 56 Diese Einteilung kündigt sich an im Evola-Essay »Sein und Werden«: »es gibt zwei Ordnungen, eine physische und eine metaphysische; zwei Naturen: eine niedere und eine hohe; die niedere ist das Werden, die hohe ist das Sein.« (IV, 255, 261) Explizit wird sie im »Ptolemäer« (II, 223) und

- im »Berliner Brief, Juli 1948« (IV, 285). Im »Expressionismus«-Essay von 1933 wird den Künstlern bereits die »Askese von Heiligen« bescheinigt. (I, 247) Von einer »Männer-Menschheit, die, des rein formalen Charakters ihres geistigen Aufbaus sich aufs konkreteste bewußt, nur noch in Formen denkt, tangential, funktionell, mit ausgehöhltem Begriff und abgelaassenem Wort« träumt schon Dr. Olf in »Etappe« (II, 317 f.; 1915). Vgl. II, 106.
- 57 Es findet sich erstmals 1930 in dem Essay »Zur Problematik des Dichterischen« (I, 82), ferner I, 587, IV, 53 und im Brief an Oelze v. 25. 12. 1944 (Nr. 283, S. 376). Im Original lautet das Nietzsche-Wort: »Unter Menschen war Heraklit als Mensch unglaublich.« (Vorrede »Über das Pathos der Wahrheit«) Auch Zitate nutzt Benn stets als Möglichkeiten der Selbstprojektion. Es würde sich lohnen, ihn in Staigers Sammlung »entstellter Zitate« einzubeziehen.
- 58 W. Rube meint ein ähnliches Abweisungserlebnis Benns auch bei seinen Hoffnungen auf eine medizinische Universitätskarriere konstatieren zu können (Gottfried Benn und die Medizin, Hamburg, S. 16).
- 59 Benns Rückzug aus solchen Machtpositionen der Kunst und des Geistes nach 1934 vollzieht sich in dem unablässigen Nietzsche-Gespräch der Oelze-Briefe. Nietzsche-Kritik ist für ihn, dem alle Formen einer direkten Selbstauseinandersetzung verschlossen sind, stets auch Selbstkritik. Entscheidend ist der Brief an Oelze v. 26. 2. 1938 (Nr. 134, S. 180 ff.): »N. brach vielleicht zusammen, weil er sich plötzlich so sehr des Zarathustras schämte, seines züchterischen Optimismus, seiner Verwirklichungshoffnungen im Soziologischen und Physiologischen, seines psychophysischen Traums, seiner darwinistischen Pathetik. Das war ja altmodisch, lag lange vor dem Alten Testament, fast vor dem Garten Eden, war Macht und Rache noch aus der Spannungszeit, ehe die Schöpfung des letzten Tages, die zwar auch Erde, aber doch vor allem Odem war, begann . . .« Auch diese Nietzsche-Kritik gehörte in ein Kapitel über Benns heimlichen Darwinismus. Vgl. zu diesen Problemen auch H. Bolls »Wuppertaler Reden«.
- 60 Vgl. dazu das zweite Kapitel dieses Buches.
- 61 Gottfried Benn, in: Expressionismus als Literatur, S. 308 ff.
- 61a Zum Verständnis des Satzes »das ganze grauenvolle Leben der Götter war es, ehe sie die Erde schufen« vgl. den eben zitierten Brief an Oelze v. 26. 2. 1938: »Das war ja altmodisch, lag lange vor dem Alten Testament, fast vor dem Garten Eden, war Macht und Rache noch aus der Spannungszeit, ehe die Schöpfung des letzten Tages, die zwar auch Erde, aber doch vor allem Odem war, begann . . .«.
- 62 Benns dezidierte Verwendung der Begriffe »Ausweg« (πόρος, V.59) und »Erlösung« (ἐκλυσίς, V.262) läßt freilich auch die Möglichkeit offen, daß ihm das Drama des Aeschylos schon damals gut bekannt war. In den Prometheus-Umkreis gehört ebenfalls Benns Vorliebe für Goethes »Lied der Parzen« und das Tantaliden-Motiv. Dazu H. Steinhagen, Die Statischen Gedichte von Gottfried Benn, S. 215 ff.
- 63 Werke in drei Bänden, 1. Bd., hrsg. v. K. Schlechta, S. 57 ff.
- 64 Zu dem Begriff der »Rache«, der auch in dem Oelzebrief v. 26. 2. 1938 auftaucht, vgl. den Brief v. 6. 6. 1930: »Vergessen Sie nie, der menschliche Geist ist als Totschläger entstanden u als ein ungeheures Instrument der

- Rache, nicht als Phlegma der Demokraten, er galt dem Kampf gegen die Krokodile der Frühmeere u die Schuppentiere in den Höhlen - nicht als Puderquastel!« (Br S 36 f.).
- 65 Zu diesem Begriff, der in die Spätromantik und ihre Reaktion auf die Französische Revolution zurückweist, s. den Aufsatz von Clemens Heselhaus, Wiederherstellung. Restauratio - Restitutio - Regeneratio. In: DVJs. Bd. 25 (1951), S. 54 ff. Bennis Verhältnis zum konservativen Denken wird genauer im zweiten und dritten Kapitel untersucht.
- 66 Beginnen, Aufsätze über Sozialismus, Verlag Büchse der Pandora, 1977, S. 105
- 67 Ebd., S. 71.
- 68 Das politische und soziale Gefälle dieses Wegs verfolgt Helmuth Plessner in seinem Buch Das Schicksal des deutschen Geistes im Ausgang seiner bürgerlichen Epoche, Zürich 1935; wichtig vor allem der Abschnitt 10: Die Erschütterung der innerweltlichen Autorität der Vernunft durch den verallgemeinerten Ideologieverdacht und das Problem der Lebensführung auf dem Boden des Nihilismus, S. 120-134. Über »Gottfried Bennis Anfänge« liegt ein Aufsatz von Horst Fritz vor, in: Jb. der dt. Schillergesellschaft, 12 Jg. (1968), S. 383¹⁰².
- 69 Dazu das zweite und dritte Kapitel.
- 70 Brecht, Ges. Werke Bd. 18, S. 62, Werkausgabe ed. suhrk.
- 71 III, 62 f., IV, 14. In das Verständnis dieser Formel haben später auch fernöstliche Einflüsse hineingespielt, vermutlich durch Vermittlung von Heinrich Zimmer, vor allem durch sein Buch Ewiges Indien, Leitmotive indischen Daseins, Potsdam, Zürich 1930, S. 31 u. 159.
- 72 Vgl. auch die Prosastücke »Der Garten von Arles« und »Das letzte Ich« (II, 84-101).
- 73 Der antike Mythos von dem schönen Jüngling Narziß, dem Sohn eines Flußgottes und einer blauen Nymphe, der alle Gemeinschaft flieht und nur sich selber liebt, bis er an einer Quelle auf sein eigenes Spiegelbild trifft, der sich zuletzt in unerfüllbarer Liebesqual einen Dolch in die eigene Brust stößt und aus dessen Blutstropfen Narzissen entspringen . . . , dieser Mythos kam dem dichterischen Selbstverständnis Bennis weit entgegen. Er begegnete darin seiner Vorliebe für das Horizontale, für Ebene und Wasser als dem Ort der Regression, seiner Gesellschaftsfeindlichkeit, dem poetischen Prinzip der Selbstwerdung durch Selbstvernichtung und seiner später formulierten »hyperämischen Theorie des Dichterischen«. Die narzißhafte Struktur des Resozialisierungsprozesses Bennis am Ende der zwanziger Jahre beschreibt das zweite Kapitel. Zum antiken Hintergrund dieser Figur bei Benn vgl. F. W. Wodtke, Die Antike im Werk Gottfried Bennis, S. 44 ff.
- 74 Vgl. den letzten Teil des Gedichts »Ikarus« (III, 47) und den Schluß von »Gehirne« (II, 19).
- 75 Dazu Walter Nestles Kommentar in: Aeschylus, Die Tragödien und Fragmente, Stuttgart 1939, S. 347.
- 76 Ganz unverkennbar sind die »Gnostischen Elemente« in dem zitierten »Heinrich Mann. Ein Untergang«-Text. Mühlmann, a. a. O., S. 36 ff., schreibt dazu: »Wo die Parialage sich selbst erkennt, zu zusammenhängenden Deutungen weiterschreitet und sich eine eigene Mythologie bil-

det, wird sie zur Gnosis. Wir schließen uns hier in erster Linie an das Werk von Hans Jonas an«, (sc. Gnosis und spätantiker Geist. I. Band. Göttingen 1964) Ihm folgend führt er aus: »Weil Herrschaft abgelehnt wird, wird der Kosmos verteufelt. Die gnostischen Schriften übermitteln uns »unendliches, vielfältig tönendes Wehklagen der kosmisch geknechteten Kreatur, Haß und Verachtung gegen die Welt, Angst vor ihrem finsternen Zwang (dem kosmischen ›Schicksal‹), Einsamkeit in ihrer Fremdheit, Abkehr von ihrer Versuchung, Sehnsucht nach dem jenseitigen Licht, Hoffnung auf Erlösung, Dank für die Verheißung . . .« (Jonas, S. 38). Die entgötterte Welt der verfallenden Kosmopolis nimmt dämonische, ja satanische Züge an, doch ist die entstehende gnostische Bewegung nicht einfach eine Reaktion auf die ›Lage‹, sondern eine aktive, höchst aggressive Antwort«. Schon in der Gnosis verbindet sich das Paria- mit dem Prometheus-Motiv: »Das Alte wird verneint, aber auch Grundlagen eines Neuen werden gestiftet. Der bisherige Kosmos wird gleichsam überboten durch ein inkommensurables Prinzip der Gegenweltlichkeit. Die Gnosis kokettiert mit dem Ärgernis der Auflehnung, nimmt Partei für die mythischen Aufrührer wie Prometheus und Kain (den »Geächteten«), frönt der Ketzermethode der Umkehrung, bedient sich der Mythologeme der »verkehrten Welt««. (S. 37) Mühlmann geht so weit, Benn einen »modernen Gnostiker in der Maske des positivistischen Mediziners« zu nennen. (S. 45) Es würde sich auf jeden Fall lohnen, die »gnostischen Elemente« im Werke Bennis einmal systematisch herauszuarbeiten und nach ihrem modernen Stellenwert zu befragen.

Bennis Essay »Gebührt Carlton ein Denkmal« von 1932 wird z. B. in seiner tendenziösen und kurzschlüssigen Argumentation erst durchschaubar, wenn man ihn als bewußte Demontage einer Paria-Prometheus-Figur versteht. Vgl. auch die Charakteristik und Polarität vom Prometheus und Narziß bei Herbert Marcuse, Triebstruktur und Gesellschaft, Frankfurt a. M. 1968, S. 160 ff., Bibliothek Suhrkamp Bd. 158.

- 77 Vgl. das Gedicht »Jener« vom 20. 1. 1953, das um eine Liedzeile aus Heinrich Manns Roman »Die kleine Stadt« kreist (III, 271).
- 78 Dazu das zweite und dritte Kapitel.
- 79 Zum Motiv des »Südens« in der Literatur s. Paul Requadt, Die Bildersprache der deutschen Italiendichtung, von Goethe bis Benn, Bern 1962, zu Benn, S. 282-302.
- 80 Die Zeitstruktur der Formel »niemals und immer« wird im zweiten Kapitel im Zusammenhang mit Bennis »Nihilismus«-Essay ausgelegt.
- 81 Nietzsche weist sogar, ganz im Gegensatz zu H. Marcuse, auf »das Gemeinsame zwischen dem Prometheischen und dem Dionysischen« hin. (a. a. O., S. 60) Übrigens erinnern auch die von Benn bevorzugten Bewegungsrichtungen eines simultanen Auf- und Untergangs an die Gnosis: »Jonas hat auch die gnostischen »Bewegungsformen« herausgearbeitet, von denen am wichtigsten sind das »Steigen« und »Sinken« (anodos und kathodos); es sind Bewegungsstufen des Seins, die für das »Erkennen der Lage« entscheidend wichtig werden können.« (S. 38)
- 82 Vgl. die entsprechende poetische Reisebewegung in dem Gedicht »Schnellzug« (III, 381).

- 83 Bennis Verfahren der Selbstzitierung, seine »Wiederholungszwänge« verdienten eine eigene Untersuchung.
- 84 Indiz dafür ist sowohl die Tatsache, daß Wellershoff in seinem verdienstvollen »Register« zu der Werkausgabe auf die Aufnahme von Personennamen verzichtet hat (IV, 479), als auch das merkwürdig zwiespältige Verhalten vieler westdeutscher Nachkriegsautoren gegenüber Benn, die in den fünfziger Jahren ihren »Betriebsunfall« mit ihm hatten und ihn nun so scheuen wie verbrannte Kinder das Feuer. Auf sie trifft zu, was P. Schünemann anlässlich Peter Hamms bemerkt: »Der Ausfall (sc. auf Benn) läßt sowohl auf einen nicht durchgearbeiteten spätbürgerlichen als auch einen psychopathologischen Konflikt schließen. Daß der letztere auf eine frühe Abhängigkeit verweist, ist leicht zu erraten. Die Lösung dieses Konflikts in Form eines Racheakts ist schäbig; sie schmälert, was an ihm notwendig war.« (Text + Kritik 44 (1974), S. 17) Vgl. auch Alexander Hildebrand, Selbstbegegnungen in kurzen Stunden, Marginalien zum Verhältnis Hans Magnus Enzensberger - Gottfried Benn, in: Text + Kritik 49 (1976), S. 17—32. Eine rühmliche Ausnahme in dieser Hinsicht bilden Peter Rühmkorf und Dieter Wellershoff.
- 85 Ähnlich äußert sich Benn über das »Objective« in einem Brief an Oelze v. 6. 5. 1940: »Ist es nicht auch nur ein Traum, einer der Träume in unserer grenzenlosen Verlassenheit? Alle diese Götter, denen wir zu wenig sind, um auch nur auf uns zu spucken, die uns den Schakalen überlassen, sollten sie sich nicht endlich einmal sichtbar machen, darunter z. B. auch das Objective?« (Nr. 176, S. 230) Auch hieraus spricht wiederum Bennis typische Prometheus-Situation.
- 86 Zum Prometheus-Motiv vgl. auch III, 104 (»Die Dänin«) und III, 395 ff. (»Prolog 1920«).
- 87 Br., S. 203 (22. 11. 1950); vgl. auch die Gedichte »Du musst dir alles geben« (III 132 f.) und »Ein Wort« (III, 208).
- 88 Schon in dem »Gespräch« von 1910 taucht das Motiv der »Lächerlichkeit« in einem literatursoziologischen Zusammenhang auf. Der neue nüchterne poetische Ausdruck wird als »Zuflucht« vor der öffentlichen »Lächerlichkeit« interpretiert: »Sieh mal, wenn man heutzutage von jemandem sagt: der macht Gedichte oder schreibt Novellen, so ist das beinahe so, als ob man sagte, er habe einen unreinen Teint [!]. Das kompromittiert seinen Geschmack und stellt seine Lebensart in Frage. Wenn man es aber doch nicht lassen kann, bleibt nur die Zuflucht, die Dinge und Geschehnisse auf ihren rein tatsächlichen Bestand zurückzuführen, sie auf eine wissenschaftliche Basis zu stellen.« (IV, 180).
- 89 Vgl. III, 307 (»Nike«).
- 90 Ähnlich der Brief an Oelze v. 2. 2. 1934 (Nr. 6, S. 31). Übrigens weist Mühlmann, a.a.O., S. 31, darauf hin, daß auch das Motiv und Problem des »Geistes als Waffe« der »Paria-Ethik« angehört. Aus Döblins »Die drei Sprünge des Wang-Lun« zitiert er einen Satz, der dem Paria-Ethos des gleichzeitig entstandenen Hebbel-Gedichtes von Benn sehr nahesteht: »Wir sind Ausgestoßene und wollen es eingestehen. Wenn wir so schwach sind, so sind wir doch stärker. Glaubt mir, es wird uns keiner erschlagen; wir biegen jeden Stachel um.« (Mühlmann, S. 32).

- 91 In den Jahren 1933/34 wird es auf ganz Deutschland ausgeweitet (z. B. I, 220; IV, 447)
- 92 Überliefert von Oelze, zitiert bei R. Grimm, Strukturen, Essays zur deutschen Literatur, Göttingen 1963, S. 294.
- 93 Sie bildet den vielzitierten Titel einer programmatischen Schrift, die Wolf 1928 veröffentlichte. Wieder abgedruckt in: F. Wolf: Aufsätze über Theater, Berlin 1957, S. 147 ff. (= Bd. 13 der Ausgew. Werke).
- 94 Vgl. auch das gleichzeitige Gedicht »Ein Trupp hergelaufener Söhne schrie« (III, 378 f.), und das Stichwort »Blut« des Begriffsregisters.
- 95 Mit Benns Verhältnis zum Geist der »Konservativen Revolution« beschäftigen sich das zweite und dritte Kapitel. An dieser Stelle nur zwei aufschlußreiche Zitate; der Essay »Strömungen« beginnt: »Das achtzehnte Jahrhundert hatte alles in Frage gestellt, das neunzehnte empfand die Notwendigkeit, Schlüsse zu ziehn, das zwanzigste sah, daß die Schlüsse voreilig waren und ging hinter das sowohl, was Fragen stellte, als auch das, was die Schlüsse ergeben hatten, zurück und wurde noch einmal mittelalterlich [. . .]« (I, 323) In einem Brief v. 26. 7. 1950 an Margret Boveri heißt es: »Eigentlich - das war mein Haupteindruck - trug die moderne Wissenschaft die Moral und die menschliche Würde der katholischen Kirche nach deren Auflösung und Säkularisation weiter bis an die Schwelle unserer Tage, erst wir wurden dann diese zerrissenen, ungläubigen, bösen Varianten, die jetzt zu Worte kommen. Bis dahin war alles noch Mittelalter mit seiner Geschlossenheit von Gewissen und verantwortlichem Glauben. Erst wir führen das Doppelleben, von dem keine Hälfte mehr einen Kosmos darstellt.« (Br., S. 194).
- 96 A. a. O. (Sammlung Metzler), S. 17.
- 97 Dazu den großartigen, zu Unrecht fast vergessenen Hebbel-Essay von Rudolf Kassner, in: Sämtliche Werke, hrsg. v. Ernst Zinn, 2. Bd., Pfullingen 1969, S. 153-175.
- 98 Vgl. dazu das Gedicht »Keiner weine-« (III, 341); in ähnlichem Zusammenhang wird Hebbel im Essay »Der deutsche Mensch« erwähnt (I, 225).
- 99 Diese Abgrenzung wird wiederholt vorgenommen. Besonders kraß im Brief an Börries von Münchhausen v. 15. 10. 1933 (in: Paul Raabe [Hrsg.], Expressionismus. Der Kampf um eine literarische Bewegung, 1965) und im Urteil über Hofmannsthal: »Erlebt hat er eigentlich garnichts. Durchgemacht auch nichts. Ein Schieber, Bankierssohn, mit sehr viel gepumpten Beständen.« (Nr. 140, S. 188) In einem weiteren Brief an Oelze v. 31. 3. 1940 heißt es: »Immer wieder stößt man auf Menschen der Künste u. freien Berufe, die ihr Leben lang geschnorrt und gefaulenzt haben u es auch heute weiter tun. Mir ist das nie geglückt, mich hat es immer gehascht u. ich habe mich schinden müssen [. . .]« (Nr. 172, S. 227) Vgl. auch das Urteil über Shakespeare (Nr. 146, S. 198) und den Vierzeiler Nr. 80, S. 124; außerdem das Gedicht »Bilder« (III, 197).
- 100 Benns Selbstkritik trägt sich auch in dieser Hinsicht im Medium seiner Nietzsche-Kritik aus: »ist nicht bei N. dieser ewige Hinweis auf das Mittelmaßige, den Pöbel, die Karrenschieber, die Sklaven, von denen doch also er u sein Typ sich offenbar eindrucksvoll abhebt, gerade das Gegenteil von dem, was ihm so sehr am Herzen liegt: das Feine, das Vornehme, das Stille, die Sicherheit des Ranges -, ist es nicht etwas pöbelhaft - à pro-

- pos?« (Nr. 163, S. 214 f.) Für die Wahrnehmung solcher Spannungen war Benn durch seine Sozialisation mit einer sensiblen Antenne ausgestattet.
- 100a 1933 bezeichnete Benn seine Mutter als die »liebe Fremde«. (Neue Texte, S. 152 f-)
- 101 A. Schöne, a. a. O., S. 228.
- 102 Man denke an das »asoziale« Personal und die »asozialen« Orte seines Frühwerks, an die Gedichte »Fürst Kraft« und »Annonce« und den bereits zitierten Brief v. 10. 5. 1929 (Br., S. 34). Die provokative Umkehrung »Die Welt wird von den Reichen gemacht und sie wird schön gemacht. Der Name des Stückes ist Aprèslude.« (II, 221) bestimmt erst das Werk nach 1934. Vgl. auch I, 305 ff. (»Kunst und Drittes Reich«).
- 103 Dazu vor allem der Essay »Dorische Welt.«
- 104 Am Anfang dieses Weges der modernen Kunst, bei Friedrich Schiller, besteht eine solche Gefahr noch nicht. Dazu Gerhard Kaiser, Vergötterung und Tod. Die thematische Einheit von Schillers Werk, Stuttgart 1967 = Dichtung und Erkenntnis 3.
- 105 Dazu H. Steinhagen, Die Statischen Gedichte von Gottfried Benn; vor allem S. 47-60.
- 106 ebd., S. 210 f.
- 107 ebd., S. 209.
- 108 ebd., S. 206-8.
- 109 Der Prozeß dieser Veränderung wird im zweiten Kapitel verfolgt.
- 110 Vgl. IV, 222 und die Stichworte »Moira«, »Ananke« und »Schicksal« im Register ebd.
- 111 Steinhagen, a. a. O., S. 208.
- 112 »Eine Schöpfung ohne Grauen, Dschungeln ohne Bisse, Nächte ohne Mahre, die die Opfer reiten - nein, der Dichter sieht zu in der vor keinem Tod zu verleugnenden Überzeugung, daß er allein die Substanz besitzt, das Grauen zu bannen und die Opfer zu versöhnen. « (IV, 217). Vgl. die Interpretation des »Nihilismus«-Essay im zweiten Kapitel.
- 112a Steinhagen, a. a. O., S. 209, 207.
- 113 S. Anmerkung 64.
- 114 Vgl. dagegen die harmonisierende Deutung von Edgar Lohner (Passion und Intellekt. Die Lyrik Gottfried Benns, S. 187-296), der schon H. Steinhagen entgegengetreten ist. (Die Statischen Gedichte Gottfried Benns, S. 312 f., Anmerkung 23).
- 115 Steinhagen, a. a. O., S. 313. 116 Ebd., S. 313.
- 117 Vgl. W. Rube, Gottfried Benn und die Medizin, S. 29.
- 118 In Trakls Gedichten fehlt deshalb ein angeredetes »Du«; der lyrische Monolog Celans spricht stets in Richtung und in Erwartung auf einen möglichen menschlichen Dialog.
- 119 Zu den ersten, die auf diese Gefahr hinweisen, gehört der Leiter des von Benn im »Doppelleben« rühmlich hervorgehobenen »Freiburger Kreises« (IV, 164), Rainer M. Gerhardt. Er schrieb 1951: »Benn lehnt rückgriffe und sentiment ab. Wir müssen ihm aber bescheinigen, daß seine gedichte rückgriffe und sentiment sind. Sie sind ein sichgehenlassen in gefühlen, in Stimmungen, aufgebauscht mit dem technischen können eines mannes, dem es möglich wäre, bei mehr härte und bei mehr disziplin gegenüber der sprache und gegenüber dem gedicht, wesentliches hervorzubringen.

- Benn hat in »Stil der Zukunft« gesagt, was notwendig ist. Warum tut er es nicht?« In: Fragmente, internationale revue für moderne dichtung, 1951, Rundschau, S. 7. Weitere frühe Warnungen kommen von Karl Krolow (Wirkung wider Willen, S. 264) und von Walter Höllerer (DU Bd. V [1953], H. 4, S. 100). Sehr kritisch äußerte sich Eugen Gürster in dem scharfsinnigen Aufsatz: »Das Schöne und das Nichts. Die Welt Gottfried Benns.« In: Hochland, 47. Jg. (1954/55), S. 310-321.
- 120 Diese lohnende Untersuchung steht noch aus. Als Beispiele für eine gefährliche Nachbarschaft zur Sentimentalität nenne ich stellvertretend die Gedichte »Wo keine Träne fällt« (III, 151), »Verhülle dich -« (III, 248), »Der Dunkle« (III, 252), »Wir ziehen einen grossen Bogen« (III, 266), »Worte« (III, 299), »Zwei Träume« (III, 322) und »Spät VI« (III, 334).
- 121 Datierung nach Wodtke, a. a. O., S. 57. Eine psychoanalytische Deutung der letzten Strophe versucht P. Schünemann zu geben (G. B., S. 97-101).
- 122 Theaterschriften I, S. 302.
- 123 H. Steinhagen, Texte aus dem Nachlaß, S. 111.
- 124 Auch wo meine Kritik an Benn individuell klingt, bin ich doch mit P. Schünemann der Ansicht, daß wir »mit den Widersprüchen dieses Autors auch den Widersprüchen innerhalb unserer Gesellschaftsgeschichte auf die Spur« kommen können (a. a. O., S. 12).
- 125 Im Jahre 1949 (Wirkung wider Willen, S. 222).
- 126 Anton Reininger, der den »Biographischen Geschichten« eine kritische, auf die geschichtliche Situation ihrer Entstehung bezogene Interpretation gewidmet hat, schreibt: »Vielleicht liegt hier der geheime Antrieb all dieser Gedichte: sie versuchen die Rechtfertigung der eigenen Individualität [. . .] Die Gedichte sind dann zu lesen als ein Versuch der Selbstverteidigung.« In: Studi germanici 8 (1970), S. 238.
- 127 Noten zur Literatur I, Frankfurt a. M. 1971, S. 91.
- 128 Den bisherigen zahlreichen Versuchen, Benns »Irrtum« von 1933/34 zu erklären und zu entschuldigen, ist entgegenzuhalten, daß sie niemals die eigentlichen »mildernden Umstände« in diesem Vorgang erkannt haben.
- 129 Auf diese Verquickung hat Benn 1952 in seiner »Erwiderung an Alexander Lernet-Holenia« selber hingewiesen: »Aber Gedichte sind, ich möchte sagen keine private, vielmehr eine universale Sache. Für jedes neue Gedicht braucht man eine neue Orientierung, jedes neue Gedicht ist eine neue Balance zwischen dem inneren Sein des Autors und dem äußeren, dem historischen, dem sich mit dem Heute umwölkenden Geschehen.«(IV,310). Seine anschließende Formel »ein Don Juan nach Niederlagen« (IV, 311), mit der er die dichterische Disposition kennzeichnet, entspricht dem im III. Abschnitt dieses Kapitels beschriebenen Rückzug auf das »Unangreifbarste« als Voraussetzung seiner Kunstproduktion (vgl. II, 322, 344).
- 130 Texte aus dem Nachlaß, S. 102.
- 131 Ebd.
- 132 Ebd., S. 109; vgl. II, 163 f.
- 133 Z. B. »Schöner Abend« (III, 460), »Hör zu« (III, 468), »Fragmente« (III, 245), »Nachzeichnung« (III, 212 f.), »Der Dunkle I« (III, 252), »Spät II« (III, 329) »Teils - Teils« (III, 339), »Keiner weine -« (III, 341).
- 134 Ähnliches gilt auch für Benns Prosa, vor allem für den »Ptolemäer«.
- 135 Die Statischen Gedichte Gottfried Benns, S. 314.

- 136 In: Prismen, Kulturkritik und Gesellschaft, Frankfurt a. M. 1969, S. 65. Auch der Begriff der »Konstatierontologie«, mit dem man Benjamins Stil charakterisierte, läßt sich auf Benn übertragen.
- 137 Vgl. das Motto (IV, 164) u. Anm. 4 dieses Kapitels. Die Benn eigentümliche Soziologie des Künstlers und der Kunst wird im zweiten Kapitel nachgezeichnet. Vgl. auch II, 211 f.
- 138 Dazu auch seine Frage im Brief an Oelze v. 20. 6. 1937: »Auch was Ihren Brief von gestern angeht: ist alles Schund, was von Menschen nicht hoch kann, nicht die letzte Höhe erreicht u. garnicht kennt? Darf es nicht doch Erbarmen fordern? Sehr wichtige Frage!« (Nr. 126, S. 173)
- 139 Vgl. das Gottfried Benn-Buch, S. 11.

II. Die Resozialisierung des Außenseiters

- 1 Lyrik und Prosa, S. 186 f.
- 1a Andere Aspekte dieser Werkphase, zumal sie in der bisherigen Bennliteratur schon berücksichtigt worden sind, müssen fast ganz dahinter zurücktreteten.
- 2 A. Döblin, Schriften zur Politik und Gesellschaft, Ölten 1972, S. 243 f.
- 3 Vgl. auch Benns Brief vom 18.8. 1931 (Br., S. 47) u. Gesammelte Werke in acht Bänden. Bd. 8, S. 2074 f.
- 4 Lyrik und Prosa, S. 323.
- 5 Dazu: Literatur im Klassenkampf. Zur proletarisch-revolutionären Literaturtheorie 1919-1923. Eine Dokumentation v. Walter Fähnders u. Martin Rector, Fischer Tb., 1974, S. 69-94, 225 ff. Herrmann-Neißes Broschüre »Die bürgerliche Literaturgeschichte und das Proletariat« (1922) wurde noch im gleichen Jahr von Paul Reimann in der »Roten Fahne« rezensiert. Ebd., S. 230, findet man den Hinweis, daß Benns »Etappe« von der Zeitschrift »Der Mitmensch. Organ der Propagandastelle für Weltkommunismus« (1919 ff.) als »Dichtung des Proletkult« bezeichnet wurde.
- 5a Wirkung wider Willen, S. 128 f.
- 6 Dazu Helga Gallas, Marxistische Literaturtheorie, Neuwied u. Berlin 21971 und den Sammelband Zur Tradition der sozialistischen Literatur in Deutschland, Berlin und Weimar 1967, in dem auch der Brief E. E. Kischs an G. Pohl abgedruckt ist (S. 141-147, 756-760).
- 7 Neue Bücherschau, Bd. 7, H. 9 (1929), S. 463.
- 8 Ebd., S. 469.
- 9 Eine abweichende, aber wohl authentischere Fassung dieses Rundfunkgesprächs findet man in dem eben genannten Sammelband Zur Tradition der sozialistischen Literatur in Deutschland, S. 148-152, 760 f. u. in: J. R. Becher, Lyrik, Prosa, Dokumente, Wiesbaden 1965.
- 10 Hier sind vor allem K. Mann, W. Hegemann, R. Arnheim und O. Biha zu nennen, deren Beiträge in »Wirkung wider Willen« zu finden sind.
- 11 Wirkung wider Willen, S. 140-144.
- 12 Ebd., S. 144 ff.
- 13 Zum Verhältnis Benns zu H. Mann in dieser Zeit vgl. Neue Texte, S. 48, 59. Unter dem Titel »Der Schriftsteller und der Staat« hat H. Mann eine eigene Geburtstagsansprache am 27. 3. 1931 vor der Akademie gehalten. In: Essays, Hamburg 1960, S. 316-320.

- 14 Wirkung wider Willen, S. 145.
- 15 Neue Texte, S. 55.
- 16 Ebd., S. 60.
- 17 IV, 233. Benn zitiert hier sehr ungenau. In »Der Angriff« v. 30. 3. 1931 findet sich der Ausdruck »Defaitist« nicht, der Vorwurf der Rassenmischung ist eindeutig auf H. Mann gemünzt, der Hinweis auf die »Liga der Menschrechte« gilt ebenfalls eher Mann als Benn. Der letzte Satz des Artikels lautet: »Daß der Träger dieses ›Wirkens‹ mit seinen schwülstigen und bombastischen ›Werken‹ der Abgott des intellektuellen Berlin, seiner Journaille und seines Funks ist, darf uns fürwahr nicht wundern!«
- 18 Dieser Ausdruck findet sich auch bei Lange-Eichbaum, z. B. S. 25 (München 1928).
- 19 Vgl. erstes Kapitel S. 69 f. Weitergeführt wird diese Hypothese dann in dem Essay »Zucht und Zukunft« vom Oktober 1933 (I, 460 f.).
- 20 Benn bezieht sich hier zitierend auf den Schluß von H. Manns Essay »Geist und Tat«, In: Essays, Hamburg 1960, S. 14.
- 21 Benn zitiert am Ende seiner Heinrich-Mann-Rede aus diesem Essay (I, 417): »Man ahnt zuweilen . . .« Diese Passage findet sich in dem bereits angegebenen Essayband H. Manns, S. 113. Warum er gerade durch diesen Essay besonders angezogen wurde, bedürfte einer eigenen Untersuchung: in dem Verhältnis der beiden Gestalten Flaubert und G. Sand begegnete er wie in einem Spiegelbild den eigenen polaren Spannungen (vgl. z. B. der »aristokratische« Flaubert und die »soziale« Sand, a. a. O., S. 114 f.). Auch das »Paria«-Gefühl Flauberts wird ihm durch ein Zitat H. Manns vermittelt: »Ich habe nicht gelebt und bin ein Paria. Es gibt Parias hier auf der Höhe, wie es welche ganze unten gibt.« (a. a. O., S. 95).
- 22 Vgl. dazu das ausdrückliche Dementi im »Berliner Brief, Juli 1948«: »Ästhetizismus, Isolationismus, Esoterismus - »der Kranichzug der Geistigen über dem Volk« - in der Tat, für diesen Vogelzug bin ich spezialisierter Ornithologe [...]« (IV, 284).
- 23 Zum säkularisierten christlichen Gehalt des Oratoriums vgl. A. Schöne, a. a. O., S. 243 f.
- 24 In der Tendenz, über das Wirtschaftliche und Soziologische hinauszukommen, enthält das Singspiel natürlich auch eine implizite Polemik gegen Brecht; es ist dies eine Tendenz, die auch Hindemith von Brecht zu der Zusammenarbeit mit Benn geführt hatte.
- 25 Daß dies in der bisherigen Bennliteratur - soweit ich sehe - nicht geschehen ist, dafür ist die völlige Nichtbeachtung des außerordentlich interessanten Singspiels ein typisches Indiz.
- 26 Loerke notierte unter dem 30. Januar 1932: »Benn telephonisch erreicht. Er freute sich ungeheuer über die Wahl: »Aber machen Sie doch keine Witze mit mir altem Manne!«« In: Tagebücher 1903-1939, hrsg. v. Hermann Kasack, Heidelberg, Darmstadt 1955, s. 240.
- 27 S. Nico Rost in Neue Texte, S. 49.
- 28 Benn selber schreibt in einem Brief vom 28. 12. 1931: »Sie wissen u. hören, daß es hier mit uns allen immer weiter bergab geht, das neue Jahr bringt sicher das Ende in irgendeiner Form.« (Br., S. 51).
- 29 Der Begriff der »Krisenliteratur« taucht schon 1931 bei Carl Schmitt, in seiner Schrift »Die Wendung zum totalen Staat« auf. In: ders.: Positionen

- und Begriffe im Kampf mit Weimar-Genf-Versailles 1923-1939, Hamburg 1940, S. 157. Es würde sich in vieler Hinsicht lohnen, die äußerst facettenreiche literarische Krisenpublizistik des Jahres 1932 in einer Anthologie zu sammeln und zu veröffentlichen. Vorbereitungen dafür sind in einem zweisemestrigen Seminar über »Das Krisenjahr 1932. Positionen der deutschen literarischen Intelligenz« am Deutschen Seminar Tübingen getroffen worden.
- 30 Neue Wege der Sozialgeschichte, Vorträge und Aufsätze, Göttingen 1956, S. 49.
- 31 Ebd., S. 44.
- 32 Diese Heimkehr kündigt sich auch in dem Singspiel von 1931 schon an: »Lyrisches Motiv aus dem »Auflösungsmilieu«, eventuell als Schluß, den ich mir auf dem Lande denke, eventuell beim Tod der Hauptfigur, soll enden bei dem Ahn, alten Vater (erhabener Baß), überirdisch« (III, 522). Über Benns Verhältnis zu Goethe während der Entstehung des Essays berichtet auch Nico Rost in: Neue Texte, S. 52 f.
- 33 Daß sich auch in dieser Einschätzung Goethes eine letzte Ambivalenz durchhielt, belegt ein Brief an Oelze v. 28. 7. 1936 (Nr. 88, S. 135). Zum Einfluß Spenglers auf Benns Goetheverständnis vgl. H. Brodes »Studien zu Gottfried Benn« I, a. a. O., S. 755 f.
- 34 II. Jg., Nr. 28. Auch der im nächsten Kapitel zu behandelnde »Jungkonservative« Edgar J. Jung veröffentlichte in dieser Wochenschrift.
- 35 Ein weiteres Zeugnis steht in einem späteren Brief an M. Boveri vom 26. 7. 1950: »Eigentlich [. . .] trug die moderne Wissenschaft die Moral und die menschliche Würde der katholischen Kirche nach deren Auflösung und Säkularisation weiter bis an die Schwelle unserer Tage, erst wir wurden dann diese zerrissenen, ungläubigen, bösen Varianten, die jetzt zu Worte kommen. Bis dahin war alles noch Mittelalter mit seiner Geschlossenheit von Gewissen und verantwortlichem Glauben. Erst wir führen das Doppelleben, von dem keine Hälfte mehr einen Kosmos darstellt.« (Br., S. 194) Hier beginnt sich Benns Jugend- und Frühzeit im Rückblick bereits zu verklären.
- 36 Vgl. dazu das Begriffsregister in Bd. IV u. II, 211 f.
- 37 Hiermit ist der »Monist« im antiken, nicht im Haeckelschen Sinne gemeint; vgl. Anmerkung 23 zum ersten Kapitel.
- 38 Zur Temporalstruktur dieses Zeitadverbs vgl. A. Schöne, a. a. O., S. 254 ff.
- 39 Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen. 10. Aufl. Leipzig 1890, S. 2 u. a. Benn erwähnt das Buch I, 117. Neben vielen anderen Affinitäten befindet er sich mit seinen Schriften von 1931/32 zweifellos in der Langbehnschen Tradition einer »Deutschen Kunstpolitik« (S. 251 ff.). Ihr Verhältnis verdiente eine genauere Untersuchung. Zur deutschen Wirkung Langbehns vgl. das instruktive Buch von Fritz Stern, Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologie in Deutschland. Bern, Stuttgart, Wien, 1963.
- 40 Ebenso äußert sich Pameelens Zwillingfigur Dr. Olf in »Etappe«: »Indes ich träume von einer Männer-Menschheit, die, des rein formalen Charakters ihres geistigen Aufbaus sich aufs konkreteste bewußt, nur noch in Formen denkt, tangential, funktionell, mit ausgehöhltem Begriff und abgelassenem Wort. Das wäre der Tanz, das wäre das Glück.« (II, 317 f.).

- 41 Die Vorstellung, daß es die romanischen Völker und ihre Schriftsteller mit ihrer »Kunstpolitik« leichter hatten, konnte Benn von H. Mann übernehmen. In dem Essay »Geist und Tat« heißt es z. B.: »Sie haben es leicht gehabt, die Literaten Frankreichs, die, von Rousseau bis Zola, der bestehenden Macht entgegentraten: sie hatten ein Volk. Ein Volk mit literarischen Instinkten [...]«(a.a.O.,S. 9)
- 42 Vgl. die Bemerkungen zu »Gedichte« und »Verlorenes Ich« im ersten Kapitel (S. 55 u. 69 f.).
- 43 Zur spezifischen Zeitstruktur des Bennschen Werkes vgl. A. Schöne, a. a. O., S. 254 f., 258, 264 f., 267.
- 44 Dazu Näheres im dritten Kapitel.
- 45 Das abenteuerliche Herz. In: Werke Bd. 7, Essays III, Stuttgart, S. 133; vgl. die Variation S. 114, 161 f.
- 45a O. K. Werckmeister: Walter Benjamin, Paul Klee und der »Engel der Geschichte«. In: Neue Rundschau (1976), S. 38.
- 46 Brief vom 22. 11. 1950 (Br., S. 203); in den Briefen an Oelze nach 1934 kann man diesen lebens- und zeitgeschichtlichen Prozeß sehr genau beobachten, z.B. am 6. 4. 1936 (Nr. 69, S. 110 f.) Am 10. 4. 1941 erfolgt eine ausdrückliche Distanzierung von den Essays zugunsten des Gedichts: »Ach, diese schwatzhaften Aufsätze von mir aus früherer Zeit, Materien, denen ich nicht gewachsen war, -sicher u. gesichert ist nur das Gedicht.« (Nr. 201, S. 269).
- 47 A. a. O., S. 305.
- 48 A. a. O., Stuttgart 1932, S. 131.
- 49 Die neue Rundschau, 1932, XLIII. Jg., S. 529-545.
- 50 A. a. O., Berlin 1931, S. 149.
- 51 Gesammelte Werke. Reden und Aufsätze, Oldenburg 1960, Bd. XI, S. 884.
- 52 Ausgewählte Werke in Einzelbänden, hrsg. von W. Muschg u. H. Graber, Bd. 13, Olten 1972. Vgl. zu dem gesamten Komplex dieser »Geist«-Anrufung Walter Benjamin, der seine Pariser Rede über »Der Autor als Produzent« vom 27.4. 1934 mit den Sätzen beendet: »Der Geist, der sich im Namen des Faschismus vernehmbar macht, muß verschwinden. Der Geist, der ihn im Vertrauen auf die eigene Wunderkraft entgegentritt, wird verschwinden. Denn der revolutionäre Kampf spielt sich nicht zwischen dem Kapitalismus und dem Geist, sondern zwischen dem Kapitalismus und dem Proletariat ab.« In: W. Benjamin, Versuche über Brecht, ed. suhrkamp 172, 1966, S. 116.
- 53 A. Schöne, a. a. O., S. 264.
- 54 So Sahlberg, a. a. O., S. 127 ff., der Benn unterstellt, er wollte Präsident einer »nordischen Akademie« werden.
- 55 Sahlbergs Ressentiment läßt sich zu dem Satz hinreißen: »Darum ging es also 1930 bis 1933 für Benn. Er wollte Präsident der nordischen Akademie werden, sicher mit angemessenem Wohnsitz: »schloßartig, Wasserlauf im Garten, Balustraden« (»Annonce«) und zwar eben »nordisch, darüber Schwerter.« ebd., S. 129 f.
- 56 Vgl. dazu das nächste Kapitel, S. 176 f.
- 57 Werke in drei Bänden, ed. Schlechta, Bd. 2, S. 1165.
- 58 Zum Verhältnis Benn-Evola s. den betreffenden Abschnitt im nächsten Kapitel.

- 59 In dem Brief v. 14. 10. 1942 an Oelze heißt es: »Dieser harte Norden! Dies Nebel- u. Niflheim! Diese Asen, die immer nur die Krieger tragen, u. wo es immer Wunden und Zwiespalte sind, durch die das Leben sich erlebt u. sein Weiterkommen findet.« Nr. 240, S. 322 f.).
- 60 Nach einem Bericht Oelzes, zitiert bei R. Grimm, Strukturen, Essays zur deutschen Literatur, Göttingen 1963, S. 294.
- 61 Texte aus dem Nachlaß, S. 110.
- 62 A. Schöne, a. a. O., S. 228.
- 62a Diss. Köln 1961. Vgl. auch W. Friese, Skandinavische Literaturen. In: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, 2. Auflage, Bd. III, § 11, S. 852 ff.
- 63 A. a. O., S. 54. Gemeint ist Stadelmanns Aufsatz: Die Romantik und die Geschichte. In: Romantik. Ein Zyklus Tübinger Vorlesungen, hrsg. v. Th. Steinbüchel; Tübingen, Stuttgart 1948, S. 153-175.
- 64 Ebd., S. 17.
- 65 Ebd., S. 56.
- 66 Ebd., S. 60.
- 67 Ebd., S. 79, 60.
- 68 Ebd., S. 17.
- 69 Ebd., S. 103, 113.
- 70 Ebd., S. 112.
- 71 Ebd., S. 119.
- 72 Ebd., S. 108.
- 73 Ebd., S. 124.
- 74 Ebd., S. 133.
- 75 Ebd.
- 76 Ebd., S. 127.
- 77 Vgl. etwa IV, 260: »Ein Schweigen steigt herauf, ein Verhalten von Lust und Odem, Dunst der Vorwelt, uraltes Eis, Schauer aus Zyklen ohne Zahl und ohne Ferne -, was spricht aus diesem Schweigen -: ertrunkene Laute der Lust, Genuß, Glück, Zweideutigkeiten, Menschlichkeiten -?, nein, etwas Absolutes: Geist!«
- 78 Theodor Däubler und die Idee des Nordlichts, Deutsche Rundschau, Bd. CLXXXVI (1921), S. 20-34. Übrigens hatte Carl Schmitt zuvor schon dem Werk eine Untersuchung gewidmet: Theodor Däublers »Nordlicht«. Drei Studien über die Elemente, den Geist und die Aktualität des Werkes. München 1916.
- 79 Ebd., S. 21.
- 80 Ebd., S. 24.
- 81 Ebd., S. 26.
- 82 Bohrer, a. a. O., S. 103.
- 83 Moeller van den Bruck, a. a. O., S. 26.
- 84 Werke in drei Bänden, Bd. III, S. 217. Vgl. dazu das entsprechende Kapitel in Bruno Hillebrand, Artistik und Auftrag. Zur Kunsttheorie von Benn und Nietzsche. München 1966, S. 98-106.
- 85 Moeller van den Bruck, a. a. O., S. 29.
- 86 Ebd., S. 30.
- 87 Ebd., S. 33.

III. »Der soziologische Nenner. . .«

- 1 Dazu Volker Mauersberger, Rudolf Pechel und die ›Deutsche Rundschau‹, eine Studie zur konservativ-revolutionären Publizistik in der Weimarer Republik (1918-1933). Diss. Göttingen 1971, Bremen 1971.
- 2 Dazu das grundlegende »Handbuch« von Armin Mohler, Die Konservative Revolution in Deutschland 1918-1932, 2. Fassung, Darmstadt 1972; Kurt Sontheimer, Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik, 2. Aufl. München 1964; Joachim H. Knoll, Der Autoritäre Staat. Konservative Ideologie und Staatstheorie am Ende der Weimarer Republik. In: Lebendiger Geist. H.-J. Schoeps zum 50. Geburtstag von Schülern dargebracht. Hrsg. v. H. Diwald, Leiden-Köln 1959, S. 200-224 (= Beihefte d. Zs. f. Religions- u. Geistesgeschichte IV); Heide Gerstenberger, Der revolutionäre Konservatismus. Ein Beitrag zur Analyse des Liberalismus. Diss. Göttingen 1968; Gerd-Klaus Kaltenbrunner, Vom »Preußischen Stil« zum »Dritten Reich«: Arthur Moeller van den Bruck. In: Propheten des Nationalismus, hrsg. v. K. Schwedhelm, München 1969, S. 139-158; Hermann Rudolph, Kulturkritik und konservative Revolution. Zum kulturell-politischen Denken Hofmannsthals und seinem problemgeschichtlichen Kontext. Tübingen 1971.
- 3 Vgl. Jungs »Nachruf« auf die Papenregierung, in: Deutsche Rundschau, Januar 1933, S. 2 f. und J. H. Knoll, a. a. O., S. 208.
- 4 Mauersberger, a. a. O., S. 279, 298.
- 5 Dazu Karl Martin Graß, Edgar Jung, Papenkreis und Röhmkrise 1933/34, Heidelberg 1966.
- 6 Dazu die Darstellungen bei Pechel, Deutscher Widerstand, Erlenbach-Zürich 1947, vor allem der Anhang unter dem Titel »Meine Erlebnisse im Dritten Reich«, S. 282 ff. und, allerdings mit Vorsicht zu lesen, Franz v. Papen, Der Wahrheit eine Gasse, München 1952.
- 7 Pechel, a. a. O., S. 293.
- 8 Zwischen den Zeilen. Der Kampf einer Zeitschrift für Freiheit und Recht 1932-1942, Aufsätze von Rudolf Pechel mit einer Einführung v. Werner Bergengruen, Wiesentheid 1948.
- 9 Mauersberger, a. a. O., S. 308.
- 10 Wirkung wider Willen, S. 243.
- 11 Mohler, a. a. O., S. 409.
- 12 Die Weltbühne, Nr. 4 (1949), S. 173. Ähnlich äußerte sich schon im September 1932 ein Ferdinand Eckhardt unter dem Titel »Schluß mit dem Kunstbetrieb« in »Die Tat«, 24. Jg., Heft 6, S. 507: »Es wird einer künftigen und vernünftiger denkenden Regierung vorbehalten sein, auf dem Kunstgebiet, wie auch allen anderen geistigen Gebieten, aufzuräumen, und ein neues Gebäude zu errichten [. . .]«.
- 13 Dazu die Bücher von Inge Jens, Dichter zwischen rechts und links. Die Geschichte der Sektion für Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste dargestellt nach den Dokumenten, München 1971; und Hildegard Brenner, Ende einer bürgerlichen Kunst-Institution. Die politische Formierung der Preußischen Akademie der Künste ab 1933, Schriftenreihe der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 24, Stuttgart 1972.
- 14 A. a. O., S. 292.

- 15 Näheres zum Verhältnis Fechter-Benn weiter unten in diesem Kapitel. Zu Rolle und Rezeption von Paul Fechter nach 1945 in der Bundesrepublik vgl. die souveräne Kritik von Harry Pross: Der neue deutsche Quietismus. Das Exemplarische an der Affäre Fechter. In: Texte und Zeichen. Eine literarische Zeitschrift. Zweites Jahr (1956), Berlin/Neuwied/Darmstadt, S. 321-333.
- 16 Bd. CCXXXIV (1933), S. 121.
- 17 Ebd., S. 168 f.; zum Verhalten Fechters und der »Deutschen Rundschau« vgl. Mauersberger, a. a. O., S. 295 ff.
- 18 Bd. CCXXXVI, S. 21.
- 19 A. a. O, S. 299.
- 20 A. a. O, S. 276.
- 21 Zu diesen Abgrenzungen Klaus-Peter Hoepke, Die deutsche Rechte und der italienische Faschismus, Düsseldorf 1968 und Ernst Nolte, Konservatismus und Nationalismus. In: Zeitschrift für Politik, Jg. 11 (Neue Folge, 1964), H. 1., S. 5-20.
- 22 Leopold Schwarzschild, Die letzten Jahre vor Hitler, aus dem »Tagebuch« 1929-1933, Hamburg 1966. S. 242 heißt es: »Man wird finden, daß der faktische Einfluß der drei Hitlerianer in diesem Kabinett in der Hauptsache genau an dem Punkt endet, wo die Kabinettskollegen ihn enden lassen wollen [. . .] Noch eindeutiger ist die Kompetenzverteilung in Preußen [. . .] Der Innenminister Göring und der Kultusminister Rust sind nur Unter-Beamte des Herrn von Papen.« Vgl. auch S. 245 und das Vorwort Golo Manns (S. 20), der darauf hinweist, daß Schwarzschild anfangs wie so viele andere »Hitler für einen Gefangenen der ›alten Herrenkaste« hielt.
- 23 Peter Hoffmann, Widerstand, Staatsstreich, Attentat. Der Kampf der Opposition gegen Hitler, München 1969, S. 28.
- 24 Nachzulesen in der Hitler-Monographie von J. Fest, S. 582 u. 1103.
- 25 Mauersberger, a. a. O., S. 278.
- 26 Gütersloh 1955, S. 64.
- 27 Fechter schildert sie in seinem Buch Menschen und Zeiten. Begegnungen aus fünf Jahrzehnten, Gütersloh 1948, S. 152.
- 28 Menschen auf meinen Wegen, S. 67.
- 29 Vgl. A. Mohlers Kommentare und Charakteristiken der konservativen Zeitschriften, a. a. O. Zur Rolle Rohans s. bei K.-P. Hoepke, a. a. O., S. 48 ff.
- 30 Vgl. die Darstellung bei von Papen, a. a. O. und bei Rudolf Diels, Lucifer ante portas . . . es spricht der erste Chef der Gestapo . . . Stuttgart 1950, S. 29: »Am 30. Juni 1934 hat sich in Deutschland die reine Gewaltherrschaft durchgesetzt. Die Willkür war zur staatlichen Maxime geworden, der Mord eine Funktion der obersten Staatsgewalt.« Für Benn ist diese Zäsur neuerdings durch den Brief v. 24. 7. 1934 an Oelze noch besser gesichert. (Nr. 10, S. 36)
- 31 Vgl. J. H. Knoll, a. a. O., S. 207.
- 32 Zitiert bei Fest, a. a. O., S. 557.
- 32a Deutsche Exilliteratur 1933-1950. Bd. 1: Bedrohung und Verfolgung bis 1933, Darmstadt und Neuwied 1972, S. 119, 133.
- 33 Dazu Hans Mommsen, Gesellschaftsbild und Verfassungspläne des deutschen Widerstandes. In: Der deutsche Widerstand gegen Hitler. Vier his-

- torisch-kritische Studien von H. Graml, H. Mommsen, H. J. Reichhardt u. E. Wolf, hrsg.v. W. Schmitthenner u. H. Buchheim. Köln, Berlin 1966, S. 73-167.
- Vgl. insgesamt die Darstellung von K.-D. Bracher, Die Auflösung der Weimarer Republik. Eine Studie zum Problem des Machtverfalls in der Demokratie. Villingen, 3. Aufl. 1960 u. ders.: Deutschland zwischen Demokratie und Diktatur. Beiträge zur neueren Politik und Geschichte. Bern 1964.
- 34 Im Bd. 11 der »Europäischen Revue« von 1935, S. 197, läßt sich Moras noch recht führertreu vernehmen.
- 35 Zu nennen wären außer den bereits Erwähnten u. a. Friedrich Sieburg, Max Rychner, Hans-Egon Holthusen und Frank Maraun.
- 36 Mauersberger kommentiert im Hinblick auf die Rolle Pechels nach dem Krieg: »es läßt sich die Neigung erkennen, den Widerständler Pechel in eine Linie mit der Wiedererrichtung demokratischen Verfassungslebens in der Bundesrepublik zu stellen [. . .] Einwände sind freilich dort erlaubt, wo Pechel zum Ahnherrn demokratischer Gesinnung deklariert und zum Vorbild für publizistisches Handeln erhoben wird.« In diesem Falle wird also die restaurative Tendenz bei der »Wiedererrichtung demokratischen. Verfassungslebens in der Bundesrepublik« recht deutlich.
- 37 Zur Vorgeschichte dieses Klimas vgl. vor allem Fritz Stern, Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologien in Deutschland, Bonn, Stuttgart, Wien 1963.
- 38 Oldenburg 1933, S. 14.
- 39 Ebd., S. 35. Daß sich E. J. Jung, der die Reden für von Papen schrieb, recht ähnlich äußerte, ist selbstverständlich, so vor allem in seinem Beitrag »Die Gegenrevolution gegen 1789«, in: ders.: Sinndeutung der deutschen Revolution, hrsg. v. W. Beumelburg, Oldenburg 1933, S. 42-57.
- 40 Jahre der Entscheidung. Deutschland und die weltgeschichtliche Entwicklung, München 1933, S. 141. Mit dem »Arbeiter« ist wohl das Werk E. Jüngers (1932) gemeint.
- 41 A. a. O., S. 20.
- 42 Zu den Nationalbolschewisten, die wie Benn in eigener Weise »links« und »rechts« in sich vereinigten, vgl. das Buch von Otto-Ernst Schüddekopf, Linke Leute von Rechts. Die nationalrevolutionären Minderheiten und der Kommunismus in der Weimarer Republik, Stuttgart 1960.
- 43 Diese Begriffe verwendet Lothar Köhn, auf den ich später in diesem Kapitel noch ausführlicher eingehe: Überwindung des Historismus. Zu Problemen einer Geschichte der deutschen Literatur zwischen 1918 und 1933 (Erster Teil), in: DVjs, Jg. 48 (1974), S. 732 u. a.
- 44 Nele P. Soerensen, a. a. O., S. 80 f. und der Oelzebrief v. 5. 10. 1941 (Nr. 215, S. 288).
- 45 Es heißt in dieser Schrift z. B. (S. 134): »Aber solange eine Diktatur »sozialen« Ehrgeiz hat, um des »Arbeiters« willen da zu sein behauptet, auf den Gassen wirbt und populär ist, so lange ist sie Zwischenform. Der Cäsarismus der Zukunft kämpft nur um die Macht, für ein Reich und gegen jede Art von Partei.« Pechel hat die Kampfschrift noch im gleichen Jahr in der »Deutschen Rundschau« ausführlich rezensiert. Dazu Mauersberger, a. a. O., S. 307.

- 46 Anton Mirko Koktanek, Spenglers Verhältnis zum Nationalsozialismus in geschichtlicher Entwicklung. In: Zeitschrift für Politik, Jg. 13 (1966), S. 33-55, hier S. 51.
- 47 Ebd., S. 54.
- 48 Ebd.
- 49 Br., S. 58; ein ähnliches ästhetisches Verdikt, nur im engeren Sinne auf den »kleinbürgerlichen« Kunstbetrieb bezogen, veröffentlichte Benn etwa gleichzeitig im »Lebensweg eines Intellektualisten« (IV, 59 f.).
- 50 Zum »Tatkreis« die Schriften von Siegfried Kracauer, Aufruhr der Mittelschichten. Eine Auseinandersetzung mit dem »Tat«-Kreis. In: Das Ornament der Masse. Essays, Frankfurt a. M. 1963, S. 81-105 (erstmalig im Dezember 1931 erschienen); von K. Sontheimer, Der Tatkreis. In: Vierteljahrsschrift für Zeitgeschichte, 7. Jg. (1959), S. 229-260; und neuerdings Klaus Fritzsche, Politische Romantik und Gegenrevolution. Fluchtwege in der Krise der bürgerlichen Gesellschaft: Das Beispiel des »Tat«-Kreises, edition suhrkamp 778, 1976.
- 51 Zu dieser Struktur vgl. die Glosse »Der Weg der ›Tat«, Die Tat, Jg. 23, H. 5, August 1931, S. 397 f.
- 52 Dazu den programmatischen Aufsatz Zehrs »Rechts oder Links«, Die Tat, Jg. 23, H. 7, Oktober 1931, S. 505-559.
- 53 Ebd., S. 530.
- 54 Die beste zeitgenössische Sozialanalyse stellt das Buch von Theodor Geiger dar, Die soziale Schichtung des deutschen Volkes. Soziographischer Versuch auf statistischer Grundlage, Darmstadt 1967 (= Stuttgart 1932).
- 55 Zehrer, a. a. O., S. 533.
- 56 Bei Jenö Kurucz, Struktur und Funktion der Intelligenz während der Weimarer Republik, Grote, Köln 1967, findet sich ein Hinweis (S. 126) auf das durchschnittliche Einkommen der Ärzte nach 1923; es habe nicht mehr als 6000 M jährlich betragen, wovon sich etwa 80% aus der Kassenpraxis speiste. Vgl. auch Anm. 2 zum zweiten Kapitel, Döblins Aufsatz über »Kassenärzte und Kassenpatienten« von 1929. Im »Lebensweg« heißt es: »Ich habe nie ein Gehalt bekommen, außer im Krieg, nie Pension, ich habe immer aus meiner ärztlichen Praxis gelebt, schwer, aber es ging, oft in naher Beziehung zu Vollstreckungsbeamten, aber sie waren menschlich.« (IV, 63)
- 57 Zitiert bei Sontheimer, a. a. O., S. 257; dazu die Glosse »Das Ende der Links-Intelligenz« im Aprilheft 1933, Die Tat, 25. Jg. (1933/34), Bd. I, S. 170 f.
- 58 Die Revolution von Rechts, ebd., S. 16.
- 59 Ebd.
- 60 Die schärfste Kritik dieser Art an Benn stammt von Ernst Bloch, in: Erbschaft dieser Zeit, Frankfurt a. M. 1973, S. 200 f. Vgl. aber auch Benns Selbstkritik in dem Brief v. 10. 4. 1941 an Oelze (Nr. 201, S. 269).
- 61 A. a. O., S. 22.
- 62 Zu diesen Begriffen die bereits zitierte Arbeit von L. Köhn, Zweiter Teil, DVjs. Jg. 49 (1975), S. 97 ff. Für Jungs Denken in den zwanziger Jahren ist sein Buch »Die Herrschaft der Minderwertigen« von 1927 aufschlußreich.
- 63 A. a. O., S. 8.

- 64 Ebd., S. 22.
- 65 Ebd., S. 29.
- 66 Ebd., S. 51 f., 82 f.
- 67 Ebd., S. 43.
- 68 Ebd., S. 65.
- 69 Ebd., S. 66.
- 70 Ebd.; Benn schreibt z. B. ähnlich in »Geist und Seele künftiger Geschlechter« vom September 1933: »So viel wird man allerdings wohl vermuten können, daß es Rasse ohne Geist nicht gibt. Daß also Rasse züchten auch immer heißt: Geist züchten. Nur der Geist - Geist als Entscheidungsfähigkeit, Maßsinn, Urteilshärte, Prüfungsschärfe - bildet das Körperliche eines Volkes oder eines einzelnen dahin aus, daß man von Rasse und Züchtung sprechen kann.« (I, 239)
- 71 A. a. O., S. 68.
- 72 Ebd., S. 71; vgl. dazu den Schluß von »Züchtung I« (I, 222).
- 73 Er formuliert sie erstmals wohl in dem Brief v. 30. 9. 1934 an Ina Seidel: »Der Geist und die Kunst kommt nicht aus sieghaften, sondern aus zerstörten Naturen, dieser Satz steht für mich fest, u. auch, daß es eine Verwirklichung nicht gibt. Es gibt nur die Form u. den Gedanken. Das ist eine Erkenntnis, die Sie bei Nietzsche noch nicht finden [. . .] seine Züchtungskapitel sind immer noch Träume von der Vereinigung von Geist u. Macht. Das ist vorbei. Es sind zwei Reiche. Solange man sich darüber täuschen kann, mag man es tun. Wenn man es aber nicht mehr kann, ist es zu Ende.« (Br., S. 61)
- 74 Auch diese Einteilung schreibt sich letztlich schon von den Figuren des Pameelen und des Dr. Olf (II, 317 f.) in den Anti-Dramen des Ersten Weltkriegs her. Sie entwickelt sich dann über den Essay »Dorische Welt« (1934), die Evola-Rezension »Sein und Werden« (1935) und den »Pallas«-Aufsatz (1943) bis zum »Ptolemäer« (1947) weiter.
- 75 A. a. O., S. 54.
- 76 K. M. Graß, a. a. O., schreibt dazu: »In der allgemeinen deutschen Politik mußten Papens Berater 1933 sofort zwei praktische Ziele verfolgen: Die nationalsozialistische Bewegung geistig zu überwältigen und Papens Stellung zu einer unangreifbaren Festung zu machen [. . .] Die Hoffnung auf diese beiden Ziele war im Grunde Edgar Jungs schwerster Irrtum. Ihn leitete eine alte Sehnsucht nach wirklicher Versöhnung von Geist und Macht mit dem selbstverständlichen Vorrang des Geistes.« (S. 56)
- 77 Vgl. den letzten Abschnitt des zweiten Kapitels (S. 127 f.); nachzutragen ist hier noch ein Hinweis auf das »Geist«-Verständnis Martin Heideggers im Jahre 1933, weil ebenfalls Überschneidungszonen zur Auffassung Benns bestehen. Karl Löwith hat es folgendermaßen charakterisiert: »Prometheus, das Sinnbild abendländischen Wollens, sei der »erste Philosoph«, dem es zu folgen gelte. Mit einem solchen prometheischen Wollen sei der europäische Mensch ursprünglich bei den Griechen »gegen das Seiende aufgestanden«, um es nach seinem Sein zu befragen, und dieser revolutionäre Aufstand kennzeichne den »Geist«, der zwar vor der Übermacht des Schicksals versage, aber gerade in seiner Ohnmacht schöpferisch sei. Geist sei keine allgemeine Vernunft, kein Verstand, keine Intelligenz und erst recht kein esprit, sondern »wissende Entschlos-

- senheit« zum Wesen des Seins, und die wahre geistige Welt eine »Welt der äußersten und innersten Gefahr«.« (Der okkasionelle Dezisionismus von C. Schmitt, in: ders.: Gesammelte Abhandlungen. Zur Kritik der geschichtlichen Existenz, Stuttgart 1960, S. 93-126, hier S. 121 f.) Die Ausführungen beziehen sich auf Heideggers Rektoratsrede »Die Selbstbehauptung der deutschen Universität«.
- 78 G.-K. Kaltenbrunner, a. a. O., S. 153.
- 79 So genannt im Vorwort von Weigand von Miltenberg, S. 11, Leipzig 1932.
- 80 Ebd., S. 21.
- 81 Ebd., S. 94.
- 82 Vgl. zu W. Rössle die Hinweise Mohlers, a. a. O., S. 10, 234. Er verfaßte mehrere Schriften jungkonservativen Inhalts.
- 83 Es wurde umgehend in Die Tat, 26. Jg., April 1934, S. 72 ff., rezensiert.
- 84 A. a. O., S. 122 f.
- 85 Ebd., S. 14.
- 86 Ebd., S. 16.
- 87 Ebd., S. 38.
- 88 Ebd., S. 43.
- 89 Ebd., S. 59.
- 90 Ebd., S. 99.
- 91 Ebd., S. 120.
- 92 Die Ästhetik Gottfried Benns, Frankfurt a. M. 1961, S. 137 f.
- 93 Hrsg. v. Günther Mann im E. Röht-Verlag Eisenach.
- 94 A. a. O., S. 281.
- 95 A. a. O., S. 12 f.
- 96 Ebd., S. 56.
- 97 Der preußische Stil, 3. Aufl., Breslau 1931.
- 98 A. a. O., S. 16; ganz ähnlich auch bei W. Rössle, a. a. O., S. 51, 53 nachzulesen.
- 99 A. a. O., S. 17.
- 100 Ebd., S. 55.
- 101 Ebd.
- 102 Ebd., S. 63.
- 103 Stuttgart u. Berlin, S. 240 f., zitiert im Kommentar der Oelzebriefe, S. 438.
- 104 Erinnerungen an Kurt Breysig; in dem K. Breysig gewidmeten Heft von Castrum Perigrini XLI, Amsterdam 1960, S. X.
- 105 Ebd., S. XII.
- 106 Vgl. dazu die Aufsätze von Samson B. Knoll und Michael Landmann im angegebenen Heft von Castrum Perigrini, und Ortega y Gasset, Die Aufgabe unserer Zeit, mit einer Einleitung v. E. R. Curtius, Zürich 1928, S. 256 f.
- 107 Die Antike im Werk Gottfried Benns, Wiesbaden 1963, S. 108-125.
- 108 Die Tat, 26. Jg. (1934), Bd. I, S. 361-375.
- 109 Nach Mohler, a. a. O., S. 435 f. Der christlich-preußische Konservative und Gräzist Hans Bogner benutzte schon 1932 das hellenische, vor allem spartanische Modell als Vorbild für die Gegenwart: Die Bildung der politischen Elite, Oldenburg 1932 = Schriften an die Nation, Nr. 6, S. 37 ff.; zu ihm s. Mohler, a. a. O., S. 412. In die akademischen Niederungen der Selbstgleichschaltung gelangt man mit dem o. Prof. für alte Geschichte

- Fritz Schachermayr und seinem Aufsatz: Die nordische Führerpersönlichkeit im Altertum, in: Neue Wege zur Antike, I. Reihe, H. 9, Humanistische Bildung im nationalsozialistischen Staate, Leipzig u. Berlin 1933, S. 23-43. Zur Vorgeschichte dieses Komplexes vgl. noch einmal die Arbeit von K.-H. Bohrer, Der Mythos vom Norden, Köln 1961.
- 110 Der Beginn der Barbarei in Deutschland, Berlin 1932, S. 202. Daß Benn und Bernhard von Brentano offensichtlich gute Bekannte in den zwanziger Jahren waren und auch nach 1945 die Verbindung wieder aufnahmen, belegt einmal mehr, wie wenig ergiebig und sinnvoll eine Festlegung Benns auf »links« oder »rechts« ist. Brentanos scharfe Kritik an der Weimarer Republik, vor allem an ihrem bürgerlichen Literatur- und Kulturbetrieb, erfolgte eindeutig von »links«. Vgl. sein Buch »Kapitalismus und schöne Literatur«, Berlin 1930 und die Briefe Benns an Brentano (Br., S. 28, 177, 190).
- 111 Das abenteuerliche Herz, Werke Bd. 7, Essays III, Stuttgart 1961, S. 133; vgl. die Variationen S. 114 u. 161 f.
- 112 J. H. Knoll, a. a. O., S. 216.
- 113 Vom 28. 3. u. 1. 9. 1943, in: Neue Texte, S. 214-217.
- 114 Après Aprèslude. Gedichte auf Gottfried Benn, hrsg. v. J. P. Wallmann, Zürich 1967, S. 29 (unter dem Pseudonym Musil Maiwald).
- 115 Vgl. vor allem die Artikel »Nationalsozialistisches Rechtsdenken«, in: Deutsches Recht, Zentral-Organ des Bundes Nationalsozialistischer Deutscher Juristen, 4. Jg., Nr. 10, Berlin d. 25. Mai 1934, S. 225-229 und »Der Führer schützt das Recht. Zur Reichstagsrede Adolf Hitlers vom 13. Juli 1934«, in: ders.: Positionen und Begriffe im Kampf mit Weimar-Genf-Versailles 1923-1939, Hamburg 1940, S. 199-203.
- 116 Der Artikel wirft ihm Opportunismus bei seiner Entscheidung für das Dritte Reich und heimliche Sympathie mit dem politischen Katholizismus vor. K.-P. Hoepke weist darauf hin, daß sich das »Schwarze Korps 1935 beim Publikum mit Tiraden gegen die »Intellektuellen« einführte«, (a. a. O., S. 42) Auch Wilhelm Stapel, der Herausgeber der Zeitschrift »Deutsches Volkstum« wurde u. a. dort angegriffen. Der Angriff auf Benn steht also keinesfalls isoliert.
- 117 3. Aufl., Hamburg 1933.
- 118 Stuttgart 1958; dazu die schon erwähnte Arbeit von K. Löwith über C. Schmitt.
- 119 Fr. Gogarten, Politische Ethik. Versuch einer Grundlegung, Jena 1932. Löwith, a. a. O., S. 124 u. 126 schließt ihn ausdrücklich in den »okkasionellen Dezisionismus« ein: »In dem Bewußtsein, daß die Frage nach Gott und die Antwort des christlichen Glaubens heute nicht mehr in der gleichen Weise gestellt und gegeben werden kann wie von früheren Generationen zu anderen Zeiten, versucht Gogarten den Glauben als eine »Entscheidung im Nichts« zu begreifen. Der innere Zusammenhang dieser auf dem Nichts beruhenden theologischen Glaubensentscheidung mit dem philosophischen und politischen Dezisionismus liegt auf der Hand. Die gemeinsame Herkunft ist die entschiedene Überzeugung von dem Nichtiggewordensein aller überlieferten Güter und Ordnungen, Inhalte und Maßstäbe und die darin unausdrücklich enthaltene Gleichsetzung der »Welt« mit der geschichtlichen Menschenwelt.« (S. 126)

- 120 Der Begriff des Politischen, S. 43.
- 121 Ebd., S. 45; vgl. Krockow, a. a. O., S. 66.
- 122 Auch von hieraus ergibt sich eine Verbindung mit dem für konservatives Denken grundlegenden Restitutio-Begriff.
- 123 Der Begriff des Politischen, S. 7.
- 124 Krockow, a. a. O., S. 56.
- 125 A. a. O., S. 123
- 126 Im Anschluß an Wilhelm Hausenstein, Bild und Gemeinschaft. Entwurf einer Soziologie der Kunst, München 1920, S. 24, wie E. Lohner nachgewiesen hat; Benn verdankt diesem Buch - immerhin eine »Soziologie der Kunst« - noch weitaus mehr. Hier nur der Hinweis auf S. 72, wo es heißt: »Kunst hat nicht die Aufgabe, natürlich zu sein. Sie hat die Aufgabe, übernatürlich zu sein. Sie hat diese Aufgabe in allen Zeiten gehabt, denen imperative Energie die Mittel schuf: in allen Zeitaltern, die den Mut besaßen, den Dingen schöpferisch Gewalt anzutun.« Ferner ist die Rede von der »metaphysischen Gewalt des Schönen« (S. 47), von der Parole »zurück zur Form« (S. 90) und von dem Begriff des »absoluten Stils« (S. 102).
- 127 Krockow, a. a. O., S. 5; vgl. auch die schon im ersten Kapitel beigezogene Schrift von E. Topitsch, Soziologie des Existentialismus, S. 508.
- 128 Krockow, a. a. O., S. 61.
- 129 Die Wendung zum totalen Staat. In: Europäische Revue, 7. Jg. (1931), H. 4, S. 241-250. Dort findet sich auch die Redeweise vom Staat als einem »pluralistischen Gebilde«. (S. 249)
- 130 Vgl. auch C. Schmitt, Staat, Bewegung, Volk, 1933.
- 131 Vgl. I, 214, 223, 230, 260, 272, 290, 440, 441, 449, 473; IV, 20, 243, 248, 249.
- 132 Im Vorwort zu »Kunst und Macht« (IV, 396, 398).
- 133 In der Marinetti-Rede als »Führer« (I, 478) und im »Lebensweg« als »Hitlers Stern« (IV, 63).
- 134 Der neue Staat, Berlin 1932, S. 18 f.
- 135 Ebd., S. 164.
- 136 Ebd., S. 165; J. H. Knoll, a. a. O., S. 206, zitiert Schotte im gleichen Sinne: »Walter Schotte hat die Trennung von neuem Staat der Konservativen und Drittem Reich der Nationalsozialisten wie folgt vorgenommen: »Der Begriff des neuen Staates könnte als Antithese vom dritten Reich angesehen werden [...] In Wirklichkeit soll das dritte Reich aus dem neuen Staat entstehen. Nur wird dieses dritte Reich nicht der nationalsozialistische Staat einer privilegierten Klasse und Rasse sein, der neue Staat will die Volksgemeinschaft in der geschichtlichen Fülle ihrer soziologischen Gliederung und wirtschaftlichen Verfassung realisieren.««
- 137 Krockow, a. a. O., S. 58.
- 138 Dazu J. Schröder, G. E. Lessing, Sprache und Drama, München 1972, S. 73-138. Vgl. auch Nietzsche-Benn IV, 221.
- 139 Die Entscheidungsalternative Schmitts, wie sie von Krockow, a. a. O., S. 94 referiert, läßt sich durchaus mit derjenigen Benns vergleichen: »Am Ende einer Schrift aus dem Jahre 1932 spricht Schmitt von der Notwendigkeit der Neugestaltung des deutschen Verfassungswesens. »Sie betrifft die grundlegende Alternative: Anerkennung substanzhafter Kräfte

- und Inhalte des deutschen Volkes oder Beibehaltung und Weiterführung der funktionalistischen Wertneutralität mit der Fiktion gleicher Chance für unterschiedslos alle Inhalte, Ziele, Strömungen.« Und es ist für Schmitt klar, daß die Entscheidung zugunsten der »substanthaften Ordnung« zu fallen hat.« Auch Benn entscheidet sich 1933 für die »substanthaftige Ordnung«. Der Begriff der »Substanz(en)« und des »Substantiellen« taucht in seinen Schriften von 1933/34 außerordentlich häufig auf (vgl. I, 213, 215, 217, 248 f., 258, 443, 456, 471; IV, 36, 394).
- 140 Auch das, die »Entgegenwärtigung der Gegenwart«, ist ein typisches poetisches und denkerisches Verfahren Benns.
- 141 Krockow, a. a. O., S. 93.
- 142 L'idealismo magico, in: ders.: L'idealismo italiano e suoi critici = Studi filosofici, Nr. 6, Firenze 1930, S. 192-205, hier S. 204 f. Diesen Hinweis und die Übersetzung verdanke ich Herrn Dr. G. B. Buccioli. Erwähnt wird Evola auch bei E. Nolte, Der Faschismus in seiner Epoche, München 1963, S. 315, 589.
- 143 W. Stapel besprach den »Heidnischen Imperialismus« in Bd. 16, 2 (1934), S. 756-763, seiner Zeitschrift bewundernd, aber doch sehr kritisch.
- 144 Frau Dr. Ilse Benn hat mich freundlicherweise in diesen Brief Einsicht nehmen lassen.
- 145 Vgl. I, 260 f., 476 f.; IV, 56, 66 f.
- 146 Imperialismo pagano, Todi-Roma 1928, dt. Leipzig 1933.
- 147 A. a. O., S. 7; hier ist wiederum an die Diss. von Bohrer zu erinnern.
- 148 Ebd., S. 6; in »Erhebung wider die moderne Welt«, Stuttgart 1935, S. 187 heißt es: »Doch dieses geheimnisvolle Avallon ist nichts anderes als das atlantische ›Paradies‹, von dem schon in den angeführten amerikanischen Legenden die Rede ist [...]«
- 149 Heidnischer Imperialismus, S. 29.
- 150 Ebd., S. 80.
- 151 Ebd., S. 8.
- 152 Ebd., S. 10.
- 153 Ebd., S. 19.
- 154 Ebd., S. 8; vgl. dazu Benns maßlos-abschätzige Luther-Charakteristik im Brief v. 21. 11. 1935 an Oelze: »Luther, wohl einer der größten Vernichter des besseren Deutschtums, Zerstörer der großen mittelalterlichen Kultur, dreckiger Niedersachse [...]« (Nr. 52, S. 88).
- 155 Heidnischer Imperialismus, S. 11.
- 156 Ebd., S. 41; vgl. Benns »Anti-Historizismus« in seiner »Antwort an die literarischen Emigranten« (IV, 241).
- 157 An anderer Stelle, S. 54, heißt es: »Einer der wundesten Punkte in Nietzsches Auffassung ist gerade der biologische Naturalismus [...]«.
- 158 Ebd., S. 85 f.
- 159 Ebd., S. 11.
- 160 Ebd., S. 94.
- 161 Ebd., S. 96.
- 162 Ebd., S. 103.
- 163 Ebd., S. 98.
- 164 Ebd., S. 98.
- 165 Ebd., S. 53.

- 166 Ebd., S. 55.
- 167 Ebd., S. 30.
- 168 Ein ähnliches Vokabular findet man auch bei O. Spengler, *Jahre der Entscheidung*, S. 136, 139.
- 169 *Heidnischer Imperialismus*, S. 29.
- 170 Ebd., S. 50.
- 171 Ebd., S. 64; vgl. S. 33, 77, 99.
- 172 Ebd., S. 31.
- 173 Zu George Sorel den bündigen Aufsatz von Jack J. Roth, *Sorel und die totalitären Systeme*. In: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 6 (1958), S. 45-59.
- 174 Fest, a. a. O., S. 1034; nach Fest feierte Hitler sein Regime mit Vorliebe »als die endliche Versöhnung von Kunst und Politik«. (S. 526) »Seiner Auffassung getreu, daß der künstlerische Rang einer Epoche nur das Abbild ihrer politischen Größe sei, sah er die eigentliche Legitimation staatsmännischer Leistung in den kulturellen Hervorbringungen.« (S. 724) Hitler wurde schon früh als »Künstlerpolitiker« apostrophiert (S. 580, 615) und sagte zu Beginn des Krieges von sich selbst: »Er sei Künstler von Natur und nicht Politiker [. . .]«. (S. 815) Auch das Walten seines »konstruktiven Geistes« kommt der ästhetischen Konzeption Bennis in einigen Punkten verdächtig nahe (S. 943). Weiterhin teilte er einige andere Fixierungen Bennis in dieser Zeit: das Bewußtsein und Pathos der Weltuntergangsstimmung, des nahen Endes der weißen Rasse, die Faszination durch universale Katastrophen und Weltenbrände, Mondeinstürze und Welteisbewegungen (S. 713, 944, 297), die tragisch-heroische Haltung, das Wissen, vor einer epochalen anthropologischen Wende der Geschichte zu stehen (S. 306, 510), die fundamentale Geschichtsfremdheit (»er dachte mythologisch, nicht gesellschaftlich«, S. 732, 1029), den Haß auf das 19. Jahrhundert (S. 990), die Menschenverachtung und den Bürgerhaß (S. 399, 425, 477) und die grundsätzliche Ablehnung der »politischen« Welt.
- Diese vorläufigen Hinweise auf die Hitler-Darstellung von Fest genügen vielleicht, um eine präzise und behutsame Untersuchung der Überschneidungszonen anzuregen. Erste Ansätze bietet der Aufsatz von Rainer Stollmann: *Faschistische Politik als Gesamtkunstwerk. Tendenzen der Ästhetisierung des politischen Lebens im Nationalsozialismus*. In: *Die deutsche Literatur im Dritten Reich. Themen, Traditionen, Wirkungen*. Hrsg. v. H. Denkler und K. Prümm, Stuttgart 1976, S. 83-101.
- 175 Dazu D. Wellershoff, *Der Gleichgültige. Versuche über Hemingway, Camus, Bennis und Beckett*, Köln, Berlin 1963, S. 95: »In den späten Prosatexten wird der Subjektivismus total. Er konsumiert in einem endlosen Rasonieren die ganze Welt [. . .] Das schrankenlose Assoziieren, in dem das Subjekt die Illusion seiner Souveränität genießt, ist indessen nur eine permanente Flucht vor dem Konkreten.«
- 176 Vgl. die beiden Briefe v. 30.9. 1934 (Br., S. 61) und v. 30. 1. 1935 an Oelze (Nr. 19, S. 43 f.).
- 177 *Heidnischer Imperialismus*, S. 2.
- 178 Vgl. Evolas spätere Bücher *Il mito del sangue* (1937) und *Sintesi di dottrina della razza* (1941).

- 179 Zur allgemeinen Faschismus-Anfälligkeit der europäischen Intelligenz vgl. das aufschlußreiche Buch von John R. Harrison, *The Reactionaries, Yeats, Lewis, Pound, Eliot, Lawrence. A Study of Antidemocratic Intelligentsia*, New York 1967, vor allem die Einleitung, S. 15-35. Seine Einsichten treffen sich an vielen Stellen mit denen dieses Buches. Seine Einleitung endet mit dem Satz: »The ›intellectual foreign legion of fascism‹ was more widespread and more numerous than many might think.« (S. 35) Sein Buch macht deutlich, daß der »Fall Benn« (der Name fällt bei Harrison nicht) auch im europäischen Zusammenhang beurteilt werden muß.
- 180 Das Bekenntnis zum Übernationalen, *Die neue Rundschau* XLIII, Bd. 2 (1932), S. 743.
- 181 Abgedruckt bei I. Jens, a. a. O., S. 285 f.
- 182 Ebd., S. 287.
- 183 A. a. O., und R. Alter, *Gottfried Benn. The Artist und Politics (1910-1934)*, Bern, Frankfurt/Main, München 1976, vor allem das vierte Kapitel, S. 86 ff.
- 184 Am Deutschen Seminar in Tübingen ist eine Dissertation zu diesem Komplex und Thema schon in Arbeit. (Christiane Deußen: *Modelle literarischer Vergangenheitsbewältigung. Studien zur autobiographischen Literatur nach 1945*). (Inzwischen erschienen!)
- 185 Bennis Brief an J. Weyl v. 5. 10. 1946, *Lyrik und Prosa*, S. 169 ff.
- 186 *Fest*, a. a. O., S. 537.
- 187 Ebd., S. 563, 566; der gleichen Meinung ist K.-D. Bracher.
- 188 Im eben zitierten Brief an J. Weyl.
- 189 *Deutsche Kulturwacht*, Heft 4, S. 13; abgedruckt in: *Literatur und Dichtung im Dritten Reich. Eine Dokumentation* v. Joseph Wulf, Gütersloh 1963, S. 17.
- 190 An dieser Stelle möchte ich auf ein Buch hinweisen, das den Zusammenhängen zwischen gewissen »psychischen Arrangements« und politischem Verhalten im Hinblick auf das Dritte Reich nachgeht, und das zu Unrecht fast vergessen ist: Wanda von Bayer-Katte, *Das Zerstörende in der Politik. Eine Psychologie der politischen Grundeinstellung*, Heidelberg 1958. Es enthält vor allem wichtige Aufschlüsse über die »psychologischen Aspekte des unpolitischen Menschen« und die kulturpessimistisch-konservative Mentalität mit ihrer typischen Umschlags- und »Sprungbereitschaft«.
- 191 I. Jens, a. a. O., S. 185 f.
- 192 *Lyrik und Prosa*, S. 169; IV, 86.
- 193 I. Jens, a. a. O., S. 185.
- 194 Bei H.-A. Walter, a. a. O., Bd. 2: *Asylpraxis und Lebensbedingungen in Europa*, Darmstadt und Neuwied 1972, kann man nachlesen, wie sehr sich Benn über die Lebensverhältnisse der literarischen Emigranten täuschte.
- 195 In Goebbels Rede zur Eröffnung der Reichskulturkammer, die in vielen Passagen recht verführerisch für Benn geklungen haben muß, findet sich eine ähnliche soziale Polarität: »Ganz wenige Einzelgänger, die die liberale Gesellschaft sich hält, um nach außen hin das Prestige zu wahren, wandeln auf den Höhen des Geldes und der Bewunderung. Die übrigen aber, die Vielen oder Allzuvielen, sinken hernieder in die amorphe Masse des Kunstproletariats, um hier den Kampf aller gegen alle zu eröffnen.«

- In: Deutsche Kultur im Neuen Reich, Wesen, Aufgabe und Ziel der Reichskulturkammer. Hrsg. v. E. A. Dreyer, Berlin 1934, S. 28. Ich bin sicher, daß Benn diese und andere Verlautbarungen, vor allem von Goebbels, sehr genau gehört oder gelesen hat. Auch hier gibt es eine Überschneidungszone, die noch auf eine Untersuchung wartet. Man trifft dabei auf manches in gröberem und trivialerem Schrot und Korn, das wir von Benn in sublimierter Form kennen.
- 196 So auch Wellershof in seinem »Nachwort« zum vierten Band: »Er war in der Verteidigung, und das gibt allen Schriften dieser Jahre den zweideutigen Charakter von Captatio benevolentiae und Widerspruch, wie es etwa seine Verteidigung des Expressionismus (Band I) zeigt.« (iV, 473)
- 197 Zu Benns Verhältnis zu Heinrich Mann am Ende der Weimarer Republik vgl. Nico Rost, Neue Texte, S. 48 u. 59.
- 198 Dazu auch die Ausführungen des zweiten Kapitels. Eine plastische Vorstellung von den Ereignissen um Heinrich Mann am Ende der Weimarer Republik, einschließlich seines Verhältnisses zu Benn, vermittelt der biographische Roman von Joachim Seyppel, Abschied von Europa. Die Geschichte von Heinrich und Nelly Mann dargestellt durch Peter Aschenback und Georgiewa Mühlenhaupt, Berlin und Weimar 1975.
- 199 Einerseits fehlen, über die Bücher von J. Wulf, F. Schonauer, H. Brenner, D. Strothmann, I. Jens u. a. hinaus, Spezialuntersuchungen, andererseits die »Applicatio« auf einzelne Autoren, die sie aus der isolierten Betrachtung in den zeitgeschichtlichen und kulturpolitischen Kontext dieser Jahre einrückt. Vgl. jetzt Die deutsche Literatur im Dritten Reich, Stuttgart 1976.
- 200 Das läßt sich durch eine Statistik der Schlüsselbegriffe dieser Schriften eindeutig belegen.
- 201 Aus der bereits zitierten Goebbelsrede zur Eröffnung der Reichskulturkammer konnte Benn auch dieses Versprechen hören: »Dieser neue Staat wird aber der Pflege des Kulturellen eine ganz andere Aufmerksamkeit schenken als der alte.« (a. a. O., S. 18)
- 202 Aus der »Einleitung« in die »Philosophie der Geschichte«, Jubiläumsausgabe Bd. XI, S. 89.
- 203 Dazu vor allem H. Brenner, Die Kunstpolitik des Nationalsozialismus, Reinbek b. Hamburg 1963, und Ulrich Weisstein, Vor Tische las man's anders. Eine literarpolitische Studie über die beiden Fassungen (1933 und 1955) von Gottfried Benns Expressionismus-Aufsatz. In: Dichter und Leser. Studien zur Literatur, hrsg. v. F. van Ingen u. a., Utrechtse Publikaties voor Algemene Literatuurwetenschap, Groningen 1972. Vgl. auch R. Alter, a. a. O., S. 124 ff.
- 204 Die Ästhetik Gottfried Benns, S. 130.
- 205 Zweiter Teil, a. a. O., S. 105.
- 206 Erster Teil, a. a. O., S. 750.
- 207 Ebd., S. 752.
- 208 Ebd.
- 209 Ebd., S. 751, 753.
- 210 Ebd., S. 764 f.
- 211 Zweiter Teil, S. 143.
- 212 Das Prinzip Hoffnung, Bd. 1, Frankfurt/Main 1970, S. 11.

- 213 Zweiter Teil, S. 164.
- 214 Vgl. sein seltsames Urteil über die Entstehung des Ersten Weltkriegs (I, 606 f.)! Renata Purekevich, Dr. med. Gottfried Benn, 1976, stellt ihn mehr beschreibend als systematisch als Vertreter der »two Cultures« im Sinne C. P. Snows heraus, setzt den Akzent aber deutlich auf die naturwissenschaftliche Seite, (a. a. O., S. 85, 135)
- 215 Vgl. Benns Brief v. 17. 4. 1949 (Br., S. 146 f.), der auch auf den Goethe-Essay Bezug nimmt und II, 207.
- 215a Dazu die »Benn-Studien« I von H. Brode, a. a. O., S. 749-763.
- 216 Dazu Giambattista Vico, Die neue Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker. Rowohlt's Klassiker 196/197, 1966 und Hans-Georg Gadamer, Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Dritte, erweiterte Aufl., Tübingen 1972, S. 16 ff., 209.
- 217 Dazu auch Hans-Dieter Balsler, Das Problem des Nihilismus im Werke Gottfried Benns, Bonn 1970, und den Nihilismus-Forschungsbericht von D. Arendt, DVjs. Bd. 43 (1969), S. 346-369 u. S. 544-566.
- 218 Brechts Gedicht »An die Nachgeborenen«.

V. Literaturverzeichnis

Es handelt sich um eine Auswahl. Die Nachweise der Benn-Zitate erfolgen nach den in Klammern angegebenen Abkürzungen. Die Spezialliteratur zum III. Kapitel ist der Übersichtlichkeit halber in einem eigenen Abschnitt (IV) aufgeführt.

1. Benns Werke und Schriften

- Gottfried Benn: Gesammelte Werke in vier Bänden. Hrsg. v. Dieter Wellershoff. Wiesbaden 1958-1961. Bd. 1: Essays - Reden - Vorträge (I). Bd. 2: Prosa und Szenen (II). Bd. 3: Gedichte (III). Bd. 4: Autobiographische und vermischte Schriften (IV).
- Gottfried Benn: Gesammelte Werke in acht Bänden. Hrsg. v. Dieter Wellershoff. Wiesbaden 1968
- Gottfried Benn: Gehirne. Novellen, textkritisch hrsg. v. Jürgen Fackert. Stuttgart 1974
- Gottfried Benn: Ausgewählte Briefe. Mit einem Nachwort von Max Rychner. Wiesbaden 1957 (Br.)
- Gottfried Benn: Das gezeichnete Ich. Briefe aus den Jahren 1900-1956. München 1962
- Gottfried Benn: Briefe an F. W. Oelze. 1932-1945 (Vorwort von F. W. Oelze), I. Bd., hrsg. von Harald Steinhagen u. Jürgen Schröder. Wiesbaden/München 1977 (Zitierung nach Nr. u. Datum)
- Gottfried Benn: Briefe an den Halb-Chef. Mitgeteilt von Karl Pagel. In: Neue deutsche Hefte 19 (1972), S. 26-61
- Gottfried Benn: Lyrik und Prosa, Briefe und Dokumente. Eine Auswahl. 8. erw. Aufl., Wiesbaden 1971 (Lyrik und Prosa)
- Gottfried Benn: Den Traum alleine tragen. Neue Texte, Briefe und Dokumente. Hrsg. v. Paul Raabe u. Max Niedermayer. Wiesbaden 1966 (Neue Texte)
- Gottfried Benn: Dichter über ihre Dichtung. Hrsg. v. Edgar Lohner. Berlin 1969
- Gottfried Benn: Texte aus dem Nachlaß (1933-1955). Hrsg. v. Harald Steinhagen. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 13 (1969), S. 98-114 (Texte aus dem Nachlaß)
- Gottfried Benn: Medizinische Schriften. Mit einem Nachwort hrsg. von Werner Rube. Wiesbaden 1965
- Gottfried Benn: Über Selbstmord im Heer. Aus dem Nachlaß. Vorbemerkung von Joachim Vahland. In: Neue Rundschau 87 (1976), S. 669-674
- Das Gottfried Benn-Buch. Eine innere Biographie in Selbstzeugnissen. Hrsg. v. Max Niedermayer u. Marguerite Schlüter. Frankfurt/Main 1968

2. Bibliographien und Forschungsberichte

Lohner, Edgar: Gottfried Benn Bibliographie 1912-1956. Wiesbaden 1958

- Buddeberg, Else: Probleme um Gottfried Benn. Forschungsbericht. In: DVjs 34 (1960), S. 107-161 (I. Teil) und DVjs 35 (1961), S. 433-479 (II. Teil)
- Grimm, Reinhold: Kritische Ergänzungen zur Benn-Literatur. In: ders.: Strukturen, Essays zur deutschen Literatur. Göttingen 1963, S. 273-352
- Fancia, Maria: Bibliografia degli studi Benniani in Italia con un nota introduttiva. In: Studi germanici 8 (1970), Heft 3, S. 463-474
- Hillebrand, Bruno: Gottfried Benn im Spiegel der Literaturkritik. Kritische Durchsicht des Schrifttums seit 1949. In: Literaturwissenschaftliches Jb. Neue Folge 5 (1964), S. 381-426
- Vahland, Joachim: »Teils-Teils«. Neue Literatur zu Gottfried Benn. In: Göttingische Anzeigen 227 (1975), S. 284-295

3. Literatur zu Gottfried Benn

- Alter, Reinhard: Gottfried Benn. The Artist and Politics (1910-1934).
Bern/Frankfurt a. M./München 1976
- Balser, Hans-Dieter: Das Problem des Nihilismus im Werke Gottfried Benns.
Bonn 1970
- Banuls, André: Heinrich Mann und Gottfried Benn. In: Etudes Germaniques, 26 (1971), S. 293-307
- Böckmann, Paul: Gottfried Benn und die Sprache des Expressionismus. In: Steffen, Hans (Hrsg.): Der deutsche Expressionismus. Formen und Gestalten. Göttingen 1965, S. 63-87
- Braun, Herbert: Wandlungen des künstlerischen Ichs bei Gottfried Benn. Untersuchungen zu einer inneren Biographie des Dichters. Diss. (Masch.) München 1963
- Brenner, Hildegard: Ende einer bürgerlichen Kunst-Institution. Die politische Formierung der Preußischen Akademie der Künste ab 1933. Schriftenreihe der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 24. Stuttgart 1972
- Brenner, Hildegard: Die Kunstpolitik des Nationalsozialismus. Reinbek b. Hamburg 1963
- Brode, Hanspeter: Studien zu Gottfried Benn.
I. Mythologie, Naturwissenschaft und Geschichtsphilosophie. Café- und Inselmotive, Gehirnbeschreibung und Kulturkreislehre bei Benn. In: DVjs 46 (1972), S. 714-763;
II. Anspielung und Zitat als sinngebende Elemente moderner Lyrik. Gottfried Benns Gedicht »Widmung«. In: DVjs 47 (1973), S. 286-309
- Buddeberg, Else: Gottfried Benn. Stuttgart 1961
- Caspar, M. Kent: The circle and the centre: Symbols of totality in Gottfried Benn. In: German life and letters 26 (1972-73), S. 288-297
- Denkler, Horst, Prümm, Karl (Hrsg.): Die deutsche Literatur im Dritten Reich. Themen - Traditionen - Wirkungen. Stuttgart 1976
- Eykmann, Christoph: Geschichtspessimismus in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts. Bern 1970
- Friedrich, Heinz: Plädoyer für die schwarzen Kutten. Zu Gottfried Benns 20. Todestag. In: Merkur 30 (1976), S. 628-637
- Fritz, Horst: Gottfried Benns Anfänge. In: Jb. der dt. Schillergesellschaft, 12. Jg. (1968), S. 383-402

- Grimm, Reinhold, Marsch, Wolf-Dieter (Hrsg.): Die Kunst im Schatten des Gottes. Für und wider Gottfried Benn. Göttingen 1962
- Gürster, Eugen: Das Schöne und das Nichts. Die Welt Gottfried Benns. In: Hochland, 47. Jg. (1954-1955), S. 310-321
- Haffmans, Gerd: Big Benn revisited. In: Merkur 27 (1973), S. 829-837
- Haller, Elmar: Gottfried Benn. Die Entwicklung seiner Weltanschauung im frühen Werk. (= Gesetz und Wandel, Innsbrucker literarhistorische Arbeiten, II) Dornbirn 1965
- Hamburger, Michael: Gottfried Benn. In: ders.: Vernunft und Rebellion. Aufsätze zur Gesellschaftskritik in der deutschen Literatur. Aus dem Englischen von Fred Wagner. München 1969, S. 195-225
- Hamm, Peter: Ein Brief über Gottfried Benn. In: Lyrische Blätter 3 (1958), S. 55-59
- Hildebrand, Alexander: Selbstbegegnungen in kurzen Stunden. Marginalien zum Verhältnis Hans Magnus Enzensberger - Gottfried Benn. In: Text + Kritik 49 (1976), S. 17-32
- Hillebrand, Bruno: Artistik und Auftrag. Zur Kunsttheorie von Benn und Nietzsche. München 1966
- Höllerer, Walter: Deutsche Lyrik 1900-1950. Versuch einer Überschau und Forschungsbericht. In: Der Deutschunterricht 5 (1953), H. 4, S. 72-104
- Hof, Walter: Der Weg zum heroischen Realismus. Pessimismus und Nihilismus in der deutschen Literatur von Hamerling bis Benn. Bebenhausen 1974
- Hohendahl, Peter Uwe (Hrsg.): Benn. Wirkung wider Willen. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Benns. Frankfurt/Main 1971
- Horch, Hans Otto: Index zu Gottfried Benn, Gedichte. Frankfurt/Main 1971
- Jens, Inge: Dichter zwischen rechts und links. Die Geschichte der Sektion für Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste dargestellt nach den Dokumenten. München 1971
- Jens, Walter: Sektion und Vogelflug. Gottfried Benn. In: ders.: Statt einer Literaturgeschichte. Pfullingen 1957, S. 135-157
- Just, Gottfried: Nachleben eines Ptolemäers. Zum 10. Todestag Gottfried Benns. In: ders.: Reflexionen. Zur deutschen Literatur der sechziger Jahre. Hrsg. v. Klaus Günther Just. Pfullingen 1972, S. 249-252
- Kaiser, Helmut: Mythos, Rausch und Reaktion. Der Weg Gottfried Benns und Ernst Jüngers. Berlin 1962
- Koch, Thilo: Gottfried Benn. Ein biographischer Essay. Erweiterte Neuauflage. München 1970
- Köhn, Lothar: Überwindung des Historismus. Zu Problemen einer Geschichte der deutschen Literatur zwischen 1918 und 1933. 1. Teil: In: DVjs 48 (1974), S. 704-766; 2. Teil: In: DVjs 49 (1975), S. 94-165
- Kraus, Karl: Werke (Mit einem Nachwort hrsg. v. Heinrich Fischer) Bd. 1: Die Dritte Walpurgisnacht. München 1952
- Lennig, Walter: Gottfried Benn in Selbstzeugnissen u. Bilddokumenten. Hamburg 1962
- Loerke, Oskar: Tagebücher 1903-1939. Hrsg. v. Hermann Kasack. Heidelberg/Darmstadt 1955
- Lohner, Edgar: Passion und Intellekt. Die Lyrik Gottfried Benns. Neuwied 1961
- Loose, Gerhard: Die Ästhetik Gottfried Benns. Frankfurt/Main 1961

- Lyon, James K., Craig, Inglis: Konkordanz zur Lyrik Gottfried Benns. Hildesheim 1971
- Mann, Klaus: Prüfungen. Schriften zur Literatur. Hrsg. v. Martin Gregor-Dellin. München 1968
- Martini, Fritz: Gottfried Benn. Der Ptolemäer. In: ders.: Das Wagnis der Sprache. Interpretationen deutscher Prosa von Nietzsche bis Benn. Stuttgart 1954, S. 465-517
- Maurach, Gregor: Gottfried Benn und die Antike. (Epikrise zu einem Buch) In: Acta Germanica 5 (1970), S. 203-213
- Maurach, Gregor: Marginalien zu Gottfried Benns Pallas. In: Acta Germanica 8 (1973), S. 117-122
- Mayer, Hans: Die Literatur der künstlichen Paradiese. In: Herbert Kunder (Hrsg.): Anatomie des Glücks. Köln 1971, S. 204-215
- Mendelssohn, Peter de: Das Verharren vor dem Unvereinbaren. Versuch über Gottfried Benn. In: ders.: Der Geist in der Despotie. Berlin 1953, S. 236-282
- Michelsen, Peter: Das Doppelleben und die ästhetischen Anschauungen Gottfried Benns. In: DVjs 35 (1961), S. 247-261
- Mühlmann, Wilhelm Emil: Bestand und Revolution in der Literatur. Ein Versuch. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1973
- Muschg, Walter: Der Ptolemäer. Abschied von Gottfried Benn. In: ders.: Die Zerstörung der deutschen Literatur. Bern 1956
- Oehlenschläger, Eckart: Provokation und Vergegenwärtigung. Eine Studie zum Prosastil Gottfried Benns. Frankfurt/Main 1971
- Peitz, Wolfgang (Hrsg.): Denken in Widersprüchen. Korrelarien zur Gottfried-Benn-Forschung. Freiburg 1971
- Pensa, Mario: Un sacerdote dell'assoluto: Gottfried Benn. Bologna 1960
- Purekevich, Renata: Dr. med. Gottfried Benn aus anderer Sicht. Bern/Frankfurt/Main 1976
- Raabe, Paul (Hrsg.): Expressionismus. Der Kampf um eine literarische Bewegung. München 1965 (dtv)
- Raabe, Paul (Hrsg.): Expressionismus. Aufzeichnungen und Erinnerungen der Zeitgenossen. Freiburg 1965
- Raschke, Martin: Gespräche um Gottfried Benn. In: Literatur 36 (1933), S. 8-11
- Reichel, Peter: Die »Statischen Gedichte« im Spätwerk Gottfried Benns. Diss. (Masch.) Leipzig 1971
- Reichel, Peter: Artistenevangelium. Zu den theoretischen Grundlagen von Werk und Wirken des späten Gottfried Benn. In: Weimarer Beiträge 19 (1973), I, S. 128-160
- Reichel, Peter: Künstlermoral. Das Formalismus-Programm spätbürgerlicher Dichtung in Gottfried Benns »gereimter Weltanschauung«. Berlin 1974
- Reininger, Anton: Gottfried Benn: »Biographische Gedichte«. In: Studi germanici 8 (1970), S. 224-250
- Requadt, Paul: Die Bildersprache der deutschen Italiendichtung, von Goethe bis Benn. Bern 1962
- Risse, Heinz: Paul Cezanne und Gottfried Benn. Eine Studie. München 1957
- Ryan, Judith: Monologische Lyrik. Paul Celans Antwort auf Gottfried Benn. In: Basis. Jahrbuch für deutsche Gegenwartsliteratur, 2 (1971), S. 260-282
- Sahlberg, Oskar: Gottfried Benns Phantasiewelt. »Wo Lust und Leiche winkt«. München 1977

- Sands, D. B.: The polemic of Gottfried Benns oratorio »Das Unaufhörliche«. In: Monatshefte 64 (1972), 1. S. 2-14
- Schlemmer, Oskar: Brief an Gottfried Benn. Berlin 22. Oktober 1933. In: Tut Schlemmer (Hrsg.): Oskar Schlemmer. Briefe und Tagebücher. München 1958, S. 315-317
- Schnell, Ralf: Literarische Innere Emigration 1933-1945. Stuttgart 1976
- Schöne, Albrecht: Säkularisation als sprachbildende Kraft. Studien zur Dichtung deutscher Pfarrersöhne. 2. Überarb. und erg. Aufl., Göttingen 1968
- Schonauer, Franz: Deutsche Literatur im Dritten Reich. Versuch einer Darstellung in polemisch-didaktischer Absicht. Freiburg/Brsg., 1961
- Schünemann, Peter: Gottfried Benn. München 1977
- Schünemann, Peter: »Im Dunkel leben, im Dunkel tun was wir können«. Zur Problematik des Politischen bei Gottfried Benn. In: Text + Kritik 44 (1974), S. 1-17
- Seyppel, Joachim: Abschied von Europa. Die Geschichte von Heinrich und Nelly Mann. Dargestellt durch Peter Aschenback und Georgiewa Mühlenhaupt. Berlin/Weimar 1975
- Sörensen, Nele: Mein Vater Gottfried Benn. Wiesbaden 1960
- Steidle, Bruno: Die Erfahrung des Nihilismus und die Möglichkeit seiner Überwindung. Diss. (Masch.) Freiburg/Brsg. 1963
- Steinhagen, Harald: Die Statischen Gedichte von Gottfried Benn. Die Vollendung seiner expressionistischen Lyrik. Stuttgart 1969
- Text + Kritik 44: Gottfried Benn. Zeitschrift für Literatur, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. München 1974
- Wallmann, Jürgen P. (Hrsg.): Après aprèslude: Gedichte auf Gottfried Benn. Zürich 1967
- Weisstein, Ulrich: Vor Tische las man's anders. Eine literar-politische Studie über die beiden Fassungen (1933 und 1955) von Gottfried Benns Expressionismus-Aufsatz. In: Dichter und Leser. Studien zur Literatur. Hrsg. v. F. van Ingen, u. a., Utrechtse Publikaties voor Algemene Literatuurwetenschap. Groningen 1972, S. 9-27
- Wellershoff, Dieter: Fieberkurve des deutschen Geistes. Über Gottfried Benns Verhältnis zur Zeitgeschichte. In: Grimm, Reinhold / Marsch, Wolf Dieter (Hrsg.): Die Kunst im Schatten Gottes. Für und wider Gottfried Benn. Göttingen 1962, S. 11-39
- Wellershoff, Dieter: Gottfried Benn, Phänotyp dieser Stunde. Eine Studie über den Problemgehalt seines Werkes. Köln/Berlin 1958
- Wellershoff, Dieter: Der Gleichgültige. Versuche über Hemingway, Camus, Benn und Beckett. Köln/Berlin 1963
- Wessels, Paul B.: Die Veränderbarkeit der Welt durch die Dichtung. Brecht und Benn: These und Gegenthese. In: Dichter und Leser, Studien zur Literatur. Hrsg. v. F. van Ingen, u. a., Utrechtse Publikaties voor Algemene Literatuurwetenschap. Groningen 1972, S. 76-88
- Wiesner, Herbert: »Innere Emigration«. Die innerdeutsche Literatur im Widerstand. In: Handbuch der deutschen Gegenwartsliteratur, Bd. II, 2. verbess. u. erw. Aufl., München (1970), S. 383-408
- Wirtz, Ursula: Die Sprachstruktur Gottfried Benns. Ein Vergleich mit Nietzsche. Göppingen 1971. (Göppinger Arbeiten zur Germanistik, 44)

- Wodtke, Friedrich Wilhelm: Die Antike im Werk Gottfried Benns. Wiesbaden 1963
- Wodtke, Friedrich Wilhelm: Gottfried Benn. In: Rothe, Wolfgang (Hrsg.): Expressionismus als Literatur. Gesammelte Studien. Bern/München 1969, S. 309-332
- Wodtke, Friedrich Wilhelm: Gottfried Benn. 2. Aufl., Stuttgart 1970

4. Literatur zum III. Kapitel

- Bayer-Katte, Wanda von: Das Zerstörende in der Politik. Eine Psychologie der politischen Grundeinstellung. Heidelberg 1958
- Benjamin, Walter: Der Autor als Produzent. In: ders.: Versuche über Brecht, ed. suhrkamp 172, 1966, S. 95-116
- Biha, Otto: Die Ideologen des Kleinbürgertums und die Krise. Ein Beitrag zur Analyse des Faschisierungsprozesses in der Literatur. In: Internationale Literatur. Zentralorgan der internationalen Vereinigung revolutionärer Schriftsteller, 2 (1932), S. 108-113
- Bloch, Ernst: Erbschaft dieser Zeit. Frankfurt/Main 1973
- Bogner, Hans: Die Bildung der politischen Elite. Oldenburg 1932 (=Schriften an die Nation 6)
- Bracher, Karl Dietrich: Die Auflösung der Weimarer Republik. Eine Studie zum Problem des Machtverfalls in der Demokratie. Mit einer Einleitung von Hans Herzfeld. 3. verb. und erg. Aufl., Villingen 1960 (= Schriften des Instituts für Politische Wissenschaft. Bd. 4)
- Bracher, Karl-Dietrich: Deutschland zwischen Demokratie und Diktatur. Beiträge zur neueren Politik und Geschichte. Bern 1964
- Brentano, Bernhard von: Der Beginn der Barbarei in Deutschland. Berlin 1932
- Brentano, Bernhard von: Kapitalismus und schöne Literatur. Berlin 1930
- Breysig, Kurt: Vom deutschen Geist und seiner Wesensart. Stuttgart/Berlin 1932
- Breysig, Kurt: Naturgeschichte und Menschheitsgeschichte. Breslau 1933
- Curtius, Ernst Robert: Deutscher Geist in Gefahr. Stuttgart 1932
- Diels, Rudolf: Lucifer ante portas ... Es spricht der erste Chef der Gestapo ... , Stuttgart 1950
- Dreyer, E. A. (Hrsg.): Deutsche Kultur im Neuen Reich, Wesen, Aufgabe und Ziel der Reichskulturkammer. Berlin 1934
- Eschmann, Ernst Wilhelm: Sparta. In: Die Tat, 26. Jg. (1934), Bd. I, S. 361-375
- Evola, Julius: Heidnischer Imperialismus. Leipzig 1933
- Evola, Julius: Erhebung wider die moderne Welt. Stuttgart 1935
- Fechter, Paul: Menschen auf meinen Wegen. Begegnungen gestern und heute. Gütersloh 1955
- Fechter, Paul: Menschen und Zeiten. Begegnungen aus fünf Jahrzehnten. Gütersloh 1948
- Fest, Joachim C: Hitler. Eine Biographie. Frankfurt/Main 1973
- Freyer, Hans: Revolution von rechts. Jena 1931
- Sontheimer, Kurt: Der Tatkreis. In: Vierteljahresschrift für Zeitgeschichte, 7. Jg. (1959), S. 229-260
- Spengler, Oswald: Jahre der Entscheidung. Deutschland und die weltgeschichtliche Entwicklung. München 1933

- Spirito, Ugo: L'idealismo magico. In: ders.: L'idealismo italiano e suoi critici (= Studi filosofici, Nr. 6) Firenze 1930, S. 92-205
- Stern, Fritz: Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologien in Deutschland. Bonn/Stuttgart/Wien 1963
- Strasser, Otto: Aufbau des deutschen Sozialismus. Leipzig 1932
- Walter, Hans-Albert: Deutsche Exilliteratur 1933-1950. Bd. 1: Bedrohung und Verfolgung bis 1933. Bd. 2: Asylpraxis und Lebensbedingungen in Europa. Darmstadt/Neuwied 1972
- Wassermann, Jakob: Rede an die studentische Jugend über das Leben im Geiste. In: Die neue Rundschau XLIII. Jg. (1932), S. 229-245
- Wulf, Joseph: Literatur und Dichtung im Dritten Reich. Eine Dokumentation. Gütersloh 1963
- Zehrer, Hans: Rechts oder Links. In: DieTat, Jg. 23 (Okt. 1931), Heft 7, S. 505-559

5. Weitere Literatur

- Adorno, Theodor W.: Noten zur Literatur I. Frankfurt/Main 1971 Adorno, Theodor W.: Prismen, Literaturkritik und Gesellschaft. Frankfurt/Main 1969
- Becher, Johannes R.: Lyrik, Prosa, Dokumente. Wiesbaden 1965
- Bohrer, Karlheinz: Der Mythos vom Norden. Studien zur romantischen Geschichtsprophetie. Diss. Köln 1961
- Bolle, Fritz: Darwinismus und Zeitgeist. In: Das Wilhelminische Zeitalter, hrsg. v. H. J. Schoeps, Bd. 1, Stuttgart 1967, S. 235-281
- Brunner, Otto: Das »Ganze Haus« und die alteuropäische »Ökonomik«. In: ders.: Neue Wege der Sozialgeschichte, Vorträge und Aufsätze. Göttingen 1956
- Canetti, Elias: Masse und Macht. Hamburg 1960
- Döblin, Alfred: Schriften zur Politik und Gesellschaft. Ölten 1972
- Fähnders, Walter / Rector, Martin (Hrsg.): Literatur im Klassenkampf. Zur proletarisch-revolutionären Literaturtheorie 1919-1921. Eine Dokumentation. Frankfurt/Main 1974
- Gadamer, Hans-Georg: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. 3. erw. Aufl., Tübingen 1972
- Gallas, Helga: Marxistische Literaturtheorie. 2. Aufl. Neuwied/Berlin 1971
- Goltz, Theodor Frhr. von der: Die ländliche Arbeiterfrage und ihre Lösung. Danzig 1872
- Harrison, John R.: The Reactionaries. Yeats, Lewis, Pound, Eliot, Lawrence. A Study of Antidemocratic Intelligentsia. New York 1967
- Hausenstein, Wilhelm: Bild und Gemeinschaft. Entwurf einer Soziologie der Kunst. München 1920
- Heselhaus, Clemens: Wiederherstellung. Restauratio-Restitutio-Regeneratio. In: DVjs 25 (1951), S. 54-81
- Kaiser, Gerhard: Vergötterung und Tod. Die thematische Einheit von Schillers Werk. Stuttgart 1967 (Dichtung u. Erkenntnis 3)
- Knapp, G. F.: Die Bauern-Befreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Theilen Preußens. Leipzig 1887
- Kurucz, Jenö: Struktur und Funktion der Intelligenz während der Weimarer Republik. Köln 1967

- Landauer, Gustav: Aufruf zum Sozialismus. Hrsg. u. eingeleitet v. Heinz-Joachim Heydorn, Frankfurt/Wien 1967
- Landauer, Gustav: Beginnen: Aufsätze über Sozialismus. Verlag Büchse der Pandora 1977
- Langbehn, Julius: Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen. 10. Aufl., Leipzig 1890
- Lange-Eichbaum, Wilhelm: Genie, Irrsinn und Ruhm. München 1928
- Lethen, Helmut: Neue Sachlichkeit 1924-1932. Studien zur Literatur des »Weißen Sozialismus«. 2. Aufl., Stuttgart 1975
- Mann, Heinrich: Essays, Hamburg 1960
- Marcuse, Herbert: Triebstruktur und Gesellschaft. Frankfurt/Main 1968
- Mayer, Hans: Außenseiter. Frankfurt/Main 1975
- Moeller van den Bruck, Arthur: Theodor Däubler und die Idee des Nordlichts. In: Deutsche Rundschau Bd. CLXXXVI (1921), S. 30-34
- Ortégua y Gasset, José: Die Aufgabe unserer Zeit. Mit einer Einleitung von E. R. Curtius. Zürich 1928
- Rosenberg, Hans: Die Pseudodemokratisierung der Rittergutsbesitzerklasse. In: ders.: Probleme der deutschen Sozialgeschichte. Frankfurt/Main 1969, S. 7-49
- Rühmkorf, Peter: Die Jahre die Ihr kennt. Anfälle und Erinnerungen. Reinbek b. Hamburg 1972
- Sauter, Gerhard: Die Theologie des Reiches Gottes beim älteren und jüngeren Blumhardt. Zürich 1962 (= Studien zur Dogmengeschichte u. systematischen Theologie, Bd. 14)
- Schmitt, Carl: Theodor Däublers »Nordlicht«. Drei Studien über die Elemente, den Geist und die Aktualität des Werkes. München 1916
- Schwartz, Paul: Zur Entwicklungsgeschichte der neumärkischen Landgemeinden. In: Festschrift Schmoller, Leipzig 1908, S. 363-368
- Thurneysen, Eduard: Christoph Blumhardt. München 1926
- Topitsch, Ernst: Soziologie des Existentialismus. In: Merkur, VII. Jg. (1953), S. 501-518
- Zimmer, Heinrich: Ewiges Indien. Leitmotive indischen Daseins. Potsdam/Zürich 1930
- Zmarzlik, Hans-Günther: Der Sozialdarwinismus in Deutschland als geschichtliches Problem. In: ders.: Wieviel Zukunft hat unsere Vergangenheit? München 1970, S. 56

VI. Namenregister

Adorno, Theodor W.
Aeschylos
Alter, Reinhart
Arndt, Ernst Moritz
Becher, Johannes R.
Benjamin, Walter
Benn, Caroline
Benn, Gustav
Benn, Theodor
Bergson, Henri
Birnbaum, Karl
Bloch, Ernst
Blumhardt, Christoph d. J.
Boehm, Max Hildebert
Boll, Heinrich
Bohrer, Karl Heinz
Brandt, Willy
Brecht, Bertolt
Brenner, Hildegard
Brentano, Bernhard von
Breysig, Kurt
Broch, Hermann
Burckhardt, Jacob
Büchner, Georg
Celan, Paul
Conrad, Joseph
Curtius, Ernst Robert
Däubler, Theodor
Darwin, Charles
Descartes, René
Dilthey, Wilhelm
Döblin, Alfred
Dürrenmatt, Friedrich
Eich, Günther
Eschmann, Ernst Wilhelm (Ps. Dingräve, Leopold)
Evola, Julius
Eulenburg, Philipp
Euripides
Falke, Gustav
Fechter, Paul
Fest, Joachim C.
Finckenstein, Heinrich Graf Finck von
Flake, Otto
Flaubert, Gustave
Forsthoff, Ernst
Freud, Sigmund
Frisch, Max
Geiger, Theodor
George, Stefan
Gleichen, Heinrich von
Goebbels, Joseph
Goethe, Johann Wolfgang von
Gogarten, Friedrich
Gogh, Vincent van
Görres, Josef
Grimm, Hans
Harich-Schneider, Eta
Hebbel, Friedrich
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich
Hegemann, Werner
Heidegger, Martin
Heine, Heinrich
Helmholtz, Hermann von
Heraklit
Herder, Johann Gottfried
Herrmann-Neiße, Max
Hesiod
Hielscher, Friedrich
Hiller, Kurt
Hindemith, Paul
Hitler, Adolf
Hobbes, Thomas
Hölderlin, Friedrich
Hofmannsthal, Hugo von
Horváth, Ödön von
Huch, Ricarda
Hugenberg, Alfred

Ibsen, Henrik
Ihlenfeld, Kurt
Jacobsen, Jens Peter
Jancke, Oskar
Jaspers, Karl
Jens, Inge
Johst, Hanns
Jünger, Ernst
Jung, Edgar Julius
Kafka, Franz
Keyserling, Hermann Graf von
Küpper, Gustav
Kisch, Egon Erwin
Klabund (Ps., Henschke, Alfred)
Kleist, Heinrich von
Koch, Thilo
Köhn, Lothar
Korsch, Karl
Kraus, Else C.
Kretschmer, Ernst
Krockow, Christian von
Landauer, Gustav
Langbehn, Julius
Lange-Eichbaum, Wilhelm
Lernet-Holenia, Alexander
Lessing, Gotthold Ephraim
Levy-Bruhl, Lucien
Loerke, Oskar
Löwith, Karl
Lombroso, Cesare
Loose, Gerhard
Lukács, Georg
Mann, Heinrich
Mann, Klaus
Mann, Thomas
Mannheim, Karl
Marc Aurel
Marcuse, Ludwig
Mauersberger, Volker
Merkenschlager, Friedrich
Mitscherlich, Alexander

Moeller van den Bruck, Arthur
Mohler, Armin
Moras, Joachim
Müller, Heiner
Musil, Robert
Mussolini, Benito
Niemöller, Martin
Nietzsche, Friedrich
Novalis
Oelze, F. W.
Ovid
Paeschke, Hans
Pannwitz, Rudolf
Papen, Franz von
Pechel, Rudolf
Pietzcker, Carl
Planck, Max
Plivier, Theodor
Pohl, Gerhard
Przygode, Wolf
Rauschning, Hermann
Reibmayr, Albert
Rilke, Rainer Maria
Rössle, Wilhelm
Rohan, Karl Anton Prinz von
Rosenberg, Alfred
Rost, Nico
Rühmkorf, Peter
Rust, Bernhard
Sahlberg, Oskar
Scheler, Max
Schiller, Friedrich von
Schirach, Baldur von
Schlegel, August Wilhelm
Schlegel, Friedrich
Schleicher, Kurt von
Schleiermacher, Friedrich Ernst David
Schmitt, Carl
Schneider, Reinhold
Schopenhauer, Arthur
Schotte, Walther

Schulz, Walter
Schuster, Alice
Schwarz, Hans-Peter
Schwarzschild, Leopold
Seghers, Anna
Seidel, Ina
Seneca
Sieburg, Friedrich
Sörensen, Nele
Sokrates
Sombart, Alfred
Sontheimer, Kurt
Sorel, George
Spann, Othmar
Spengler, Oskar
Spirito, Ugo
Stadelmann, Rudolf
Stadtler, Eduard
Stapel, Wilhelm
Steinbömer, Gustav
Steinhagen, Harald
Stendhal, Frederic de
Sternheim, Thea
Strasser, Otto

Taine, Hippolyte
Tillich, Paul
Toller, Ernst
Topitsch, Ernst
Trakl, Georg
Tretjakow, Sergej M.
Troeltsch, Ernst
Tucholsky, Kurt
Vaihinger, Hans
Vico, Giovanni Battista
Wagner, Richard
Walter, Hans-Albert
Wasmuth, Sophia
Wassermann, Jakob
Weber, Peter
Wedekind, Tilly
Wellershoff, Dieter
Westarp, Kuno Graf von
Weyl, Johannes
Winnig, August
Wodtke, Friedrich Wilhelm
Wolf, Friedrich
Zech, Paul
Zehrer, Hans